

ASSASSIN'S CREED®

DER GEHEIME KREUZZUG

OLIVER BOWDEN



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

In neuer Rechtschreibung.

Englische Originalausgabe:

“ASSASSIN’S CREED: The Secret Crusade” by Oliver Bowden, published by Penguin Books, London, England, July 2011.

Copyright © 2012 Ubisoft Entertainment. All Rights Reserved. Assassin’s Creed, Ubisoft and the Ubisoft logo are trademarks of Ubisoft Entertainment in the US and/or other countries.

No similarity between any of the names, characters, persons and/or institutions in this publication and those of any pre-existing person or institution is intended and any similarity which may exist is purely coincidental. No portion of this publication may be reproduced, by any means, without the express written permission of the copyright holder(s).

Übersetzung: Timothy Stahl

Lektorat: Caspar D. Friedrich, Susanne Gebauer
Redaktion: Mathias Ulinski, Holger Wiest
Chefredaktion: Jo Löffler
Umschlaggestaltung: tab individuell, Stuttgart
Satz und eBooks: Greiner & Reichel, Köln

ISBN 978-3-8332-2494-2

Gedruckte Ausgabe:

ISBN 978-3-8332-2436-2

1. Auflage, Februar 2012

www.paninicomics.de

PROLOG

Das majestätische Schiff knarrte und ächzte, seine Segel waren im Wind gebläht. Tage vom Land entfernt pflügte es durchs Meer – der großen Stadt entgegen. An Bord hatte es kostbare Fracht. Es war ein Mann. Ein Mann, den die Besatzung nur als den Meister kannte.

Jetzt war er unter ihnen, stand allein auf dem Vordeck, wo er die Kapuze seines waldenden Gewands zurückgeschlagen hatte, die Nase in den Wind hielt und sich die Gischt ins Gesicht wehen ließ. Das tat er einmal am Tag. Dann kam er aus seiner Kabine, schritt übers Deck, suchte sich einen Platz, von dem

aus er den Blick übers Meer schweifen lassen konnte, und ging wieder nach unten. Manchmal stand er auf dem Vordeck, manchmal auf dem Achterdeck. Aber immer starrte er hinaus auf die mit weißen Schaumkronen besetzte See.

Und jeden Tag beobachtete die Mannschaft ihn. Die Leute arbeiteten zwar weiter, riefen einander übers Deck Anweisungen zu und hantierten an der Takelage, aber die ganze Zeit über warfen sie der einsamen, gedankenvoll wirkenden Gestalt heimliche Blicke zu. Und sie fragten sich, was das wohl für ein Mann sein mochte? Wer befand sich da mitten unter ihnen?

Verstohlen musterten sie ihn nun, als er von der Reling zurücktrat und sich die Kapuze wieder über den Kopf streifte. Einen Moment lang stand er gesenkten Hauptes und mit hängenden Armen da, und die

Mannschaft ließ ihn nicht aus den Augen. Ein paar der Männer erbleichten sogar, als er übers Deck zwischen ihnen hindurch und zurück in seine Kabine ging. Und als sich die Tür hinter ihm schloss, wurde jedem bewusst, dass er den Atem angehalten hatte, bis der Meister verschwunden war.

In der Kabine setzte sich der Assassine an seinen Schreibtisch und goss Wein in einen Becher, bevor er nach einem Buch griff und es heranzog. Dann schlug er es auf und begann zu lesen.

TEIL EINS

1

19. Juni 1257

Maffeo und ich sind noch in Masyaf und werden vorerst auch hier verweilen. Zumindest bis ein, zwei ... wie soll ich sagen? ... *Unklarheiten* ausgeräumt sind. Bis dahin bleiben wir auf Geheiß des Meisters, Altaïr Ibn-La'Ahad. So ärgerlich es auch ist, die Freiheit über das eigene Tun solcherart abzutreten – zumal an den Führer des Ordens, der in seinem hohen Alter die Zweideutigkeit mit derselben unbarmherzigen Präzision handhabt wie einst Schwert und Dolch –, genieße ich doch wenigstens den Vorteil, in seine Geschichten eingeweiht zu sein. Maffeo

hingegen ist dieses Glück nicht beschieden, und so ist er verständlicherweise von Unruhe erfüllt. Er hat genug von Masyaf. Er mag die steilen Wege zwischen der Festung der Assassinen und dem Dorf unten nicht, und das gebirgige Umland findet er reizlos. Er sei ein Polo, sagt er, und so sei das Fernweh nach sechs Monaten an diesem Ort für ihn wie der Ruf einer lüsternen Frau, verlockend und unwiderstehlich. Er sehnt sich danach, die Segel zu setzen, zu neuen Ufern aufzubrechen und Masyaf den Rücken zu kehren.

Ehrlich gesagt könnte ich auf die Plage, zu der seine Ungeduld sich ausgewachsen hat, gut verzichten. Altaïr steht kurz vor einem Entschluss. Ich kann es spüren.

Also sagte ich heute: „Maffeo, ich will dir eine Geschichte erzählen.“

Oh, die Manieren dieses Mannes! Sind wir wirklich von derselben Art? Ich bezweifele es allmählich. Anstatt beispielsweise diese Worte mit der gebührenden Begeisterung aufzunehmen, höre ich ihn, da bin ich mir fast sicher, nur seufzen. (Nun gut, vielleicht tue ich ihm unrecht, und er war in der heißen Sonne lediglich ein wenig außer Atem.) Doch dann verlangte er auch noch von mir: „Niccolò, würde es dir etwas ausmachen, mir zu verraten, wovon deine Geschichte handelt, ehe du anfängst?“ Und das fast schon in einem Ton der Verzweiflung, ich muss doch wirklich bitten!

Nichtsdestotrotz erwiderte ich: „Das ist eine sehr gute Frage, Bruder.“ Und ich dachte während des gefürchteten steilen Aufstiegs darüber nach. Über uns ragte die Zitadelle im Vorgebirge düster und drohend in die Höhe, als sei sie direkt aus dem

Kalkstein herausgeschlagen worden. Ich hatte beschlossen, meine Geschichte am perfekten, passenden Ort zu erzählen, und es gab keinen angemesseneren als die Festung über Masyaf. Die imposante Burg thronte mit ihren vielen Türmen und umgeben von schimmernden Flüssen über dem wimmelnden Dorf im Tal des Orontes. Einer Oase des Friedens. Einem Paradies.

„Ich würde sagen, sie handelt vom *Wissen*“, erklärte ich schließlich. „Wie du ja weißt, steht das Wort *Assasseen* im Arabischen für Wächter oder Hüter. Die Assassinen sind die Hüter der Geheimnisse, und sie hüten und bewahren geheimes Wissen. Ja, in der Tat“, ich klang zweifelsohne sehr zufrieden mit mir selbst, „die Geschichte handelt vom Wissen.“

„Dann, so fürchte ich, muss ich zu einer dringenden Angelegenheit.“

„Ach?“

„Freilich wüsste ich eine Ablenkung von meinen Studien zu schätzen, Niccolò. Andererseits möchte ich sie aber auch nicht in die Länge ziehen.“

Ich grinste. „Aber den Geschichten, die der Meister mir erzählt hat, würdest du doch gewiss gern lauschen, oder?“

„Das kommt ganz darauf an. Deine Art, sie anzupreisen, lässt sie nicht gerade vielversprechend erscheinen. Sagst du nicht immer, mein Geschmack sei ausgesprochen blutrünstig, wenn es um deine Geschichten geht?“

„Ja.“

Maffeo lächelte schief. „Und damit hast du recht.“

„Auch damit kann ich dienen. Immerhin sind dies die Erzählungen des großen Altaïr Ibn-La’Ahad. Es ist seine *Lebensgeschichte*, Bruder. Glaub mir, darin herrscht kein

Mangel an Ereignissen, und viele davon – das wird dich sicherlich freuen – drehen sich ums Blutvergießen.“

Unterdessen hatten wir uns zur Barbakane hochgekämpft, dem Außenwerk, das dem Festungstor vorgelagert war. Wir passierten den Torbogen und das Wachhaus und stiegen weiter nach oben, der inneren Festung zu. Vor uns lag der Turm, in dem Altaïr sein Quartier hatte. Wochenlang hatte ich ihn immer wieder aufgesucht und ihm zahllose Stunden lang hingerissen zugehört, während er auf seinem hohen Stuhl saß – die Hände im Schoß verschränkt, die Arme auf den Lehnen, die Augen unter dem Rand seiner Kapuze kaum zu sehen – und seine Geschichten erzählte. Und dabei war mir immer deutlicher bewusst geworden, dass er sie mir aus einem bestimmten Grund berichtete. Dass ich aus einem Grund, der sich mir noch

nicht erschloss, *ausgewählt* worden war, diese Geschichten zu hören.

Wenn er keine Geschichten erzählte, saß Altaïr vor sich hin- brütend inmitten seiner Bücher und Erinnerungen, und blickte mitunter stundenlang zum Fenster seines Turmes hinaus. Auch jetzt würde er dort sitzen, dachte ich und beschattete meine Augen mit der Hand, um zum Turm emporzuschauen, ohne jedoch mehr zu sehen als von der Sonne gebleichten Stein.

„Er gibt uns eine Audienz?“, unterbrach Maffeo meine Gedanken.

„Nein, heute nicht“, antwortete ich und wies stattdessen auf einen Turm zu unserer Rechten. „Wir gehen da hinauf.“

Maffeos Miene verfinsterte sich. Der Wehrturm war einer der höchsten der Zitadelle, und zu erreichen war er nur über eine Reihe schwindelerregender Leitern, von denen die

meisten aussahen, als bedürften sie dringend einer Reparatur. Aber ich blieb hartnäckig, stopfte meinen Überrock in den Gürtel und führte Maffeo erst ein Stockwerk in die Höhe, dann ein weiteres und schließlich bis ganz nach oben. Von dort schauten wir über die Landschaft. Meilenweit erstreckte sich felsig schroffes Gelände. Flüsse durchzogen es wie Adern. Hier und da lag eine vereinzelte Siedlung. Unser Blick schweifte über Masyaf und die steilen Abhänge, die hinabreichten bis zu den Häusern, Stallungen und Märkten des Dorfes, das sich in der Tiefe ausbreitete, umzäunt von hölzernen Palisaden.

„Wie hoch sind wir?“, fragte Maffeo. Er sah ein bisschen grün um die Nase aus, wie er so dastand, weit, weit über dem Boden und zerzaust vom Wind.

„Über achtzig Meter“, klärte ich ihn auf. „So sind die Assassinen außerhalb der Reichweite feindlicher Bogenschützen, können sie ihrerseits aber selbst mit Pfeilhageln und anderem eindecken. Hier ...“

Ich zeigte auf die Öffnungen ringsum. „Durch diese Pechnasen könnten sie Steine auf ihre Feinde hinunterwerfen oder sie mit Öl übergießen, mithilfe dieser ...“

Hölzerne Plattformen ragten ins Leere hinaus, und wir bewegten uns auf eine davon zu, wobei wir uns links und rechts an senkrechten Stützen festhielten und uns nach vorn beugten, damit wir nach unten schauen konnten. Direkt unter uns ging der Turm in die senkrecht abfallende Felswand über. Darunter lag der glitzernde Fluss.

Maffeo wich alles Blut aus dem Gesicht. Er trat zurück auf den sicheren Boden des Turms. Ich tat es ihm lachend nach (und war

insgeheim auch froh darüber, denn um der Wahrheit Genüge zu tun, so war auch mir ein wenig flau im Bauch und etwas schwindlig geworden).

„Und warum hast du mich nur auf den Turm heraufgeführt?“, wollte Maffeo wissen.

„Hier beginnt meine Geschichte“, erklärte ich. „In vielerlei Hinsicht. Von hier aus sah der Wachtposten die Invasoren zuerst.“

„Die Invasoren?“

„Ja. Salah Al'dins Armee. Er rückte an, um Masyaf zu belagern und die Assassinen zu bezwingen. Es war vor achtzig Jahren, an einem strahlenden Augusttag. An einem Tag gerade wie dem heutigen ...“

2

Zuerst sah der Wachtposten die Vögel.

Eine Armee, die in Bewegung ist, lockt Aasfresser an, hauptsächlich der geflügelten Art, die sich auf sämtliche Reste stürzen, die zurückgelassen werden: Essen, Abfall, Kadaver, sowohl die von Pferden als auch solche von Menschen. Als Nächstes sah er den Staub. Und dann einen riesigen, dunklen Fleck, der am Horizont auftauchte, langsam vorwärtskroch und alles in Sichtweite überflutete. Eine Armee vereinnahmt, zerreißt und zerstört die Landschaft, sie ist wie ein gigantisches, hungriges Tier, das alles verschlingt, was ihm in die Quere kommt, und

meistens genügte der bloße Anblick – wie Salah Al'din sehr wohl wusste –, um den Feind zur Kapitulation zu bewegen.

Diesmal jedoch nicht. Denn diesmal waren die Assassinen der Feind.

Der Sarazenenführer hatte für diesen Feldzug eine ansehnliche Streitmacht auf die Beine gestellt. Zehntausend Mann, Fußsoldaten, Reiter und Gefolge. Damit wollte er die Assassinen zermalmen, die bereits zwei Anschläge auf sein Leben verübt hatten, und ein dritter würde ihnen sicher nicht mehr misslingen. So hatte nun er das Heft in die Hand genommen und seine Armee in das Gebirge des Djabal an-Nusayriyah geführt und zu den dortigen neun Zitadellen der Assassinen.

In Masyaf waren Meldungen eingegangen, dass Salah Al'dins Männer plündernd durchs Land zögen, aber keine der Festungen

gefallen sei. Dass Salah Al'din auf dem Weg nach Masyaf sei, um die Stadt zu erobern und sich den Kopf von Al Mualim, des Führers der Assassinen, zu holen.

Salah Al'din galt als maßvoller, gerechter Führer, die Assassinen jedoch machten ihn gleichermaßen wütend, wie sie ihn beunruhigten. Berichten zufolge riet ihm sein Onkel, Shihab Al'din, ein Friedensangebot zu unterbreiten. Zieh die Assassinen auf deine Seite, dann hast du sie nicht mehr gegen dich, war seine Devise. Aber dazu ließ sich der rachedurstige Sultan nicht überreden, und so war es seine Armee, die sich an einem strahlenden Augusttag im Jahr 1176 auf Masyaf zuwälzte, und ein Wachtposten auf dem Wehrturm der Zitadelle sah den Vogelschwarm und die mächtigen Staubwolken sowie den schwarzen Fleck am Horizont, und

er hob sein Horn an die Lippen und blies Alarm.

Viele Bewohner der Stadt stapelten sofort Vorräte, zogen sich zurück in den Schutz der Zitadelle und drängten sich mit von Angst gezeichneten Gesichtern auf deren Höfen, andere aber bauten Stände auf und trieben weiter Handel. Die Assassinen machten sich unterdessen daran, die Burg zu befestigen, und bereiteten sich auf die Konfrontation mit der Armee vor, ohne den wachsenden Fleck aus den Augen zu lassen, als der die feindliche Streitmacht sich über die herrliche grüne Landschaft ausbreitete, einer ungeheuren Flutwelle gleich, die das Land verschlang und den Horizont verdunkelte.

Sie hörten die Hörner, die Trommeln und die Becken. Und bald schon konnten sie Gestalten ausmachen, die sich aus dem Hitzedunst schälten, und das zu Tausenden.

Sie sahen die Infanterie, die Speerträger und Bogenschützen, Armenier, Nubier und Araber. Sie sahen die Kavallerie, Araber, Türken und Mamelucken, bewaffnet mit Säbeln, Streitkolben, Lanzen und Langschwertern, ein paar trugen Kettenhemden, andere lederne Rüstungen. Sie sahen die Sänften der Edelfrauen, der heiligen Männer und das ungeordnete Gefolge am Ende des Zugs, die Familien, Kinder und Sklaven. Sie sahen, wie die einfallenden Krieger den äußeren Wall erreichten und ihn in Brand steckten wie auch die Ställe, und immer noch plärrten die Hörner und schepperten die Becken. In der Zitadelle begannen die Frauen aus dem Dorf zu schluchzen, weil sie glaubten, ihre Häuser würden als Nächstes ein Raub der Flammen. Aber die Gebäude blieben unversehrt, stattdessen machte die Armee im Dorf halt, ohne der Burg

besondere Aufmerksamkeit zu widmen. So schien es jedenfalls.

Sie schickten keinen Gesandten, keine Nachricht, sondern schlugen einfach nur ihr Lager auf. Die meisten ihrer Zelte waren schwarz, in der Mitte des Lagers befand sich jedoch eine Anzahl größerer Pavillons, die Unterkunft des großen Sultans Salah Al'din und seiner Generäle. Bestickte Fahnen flatterten im Wind, die Spitzen der Zeltpfähle waren mit goldenen Kugeln besetzt, die Planen bestanden aus bunter Seide.

In der Zitadelle wogen die Assassinen strategische Fragen ab. Würde Salah Al'din die Festung angreifen, oder wollte er sie hungern? Sie erhielten die Antwort bei Anbruch der Nacht. Unten begann die Armee mit dem Zusammenbau ihrer Belagerungsmaschinen. Feuer brannten bis weit in die Nacht. Der Lärm von Sägen und Hämmern

drang von unten herauf an die Ohren derjenigen, die hinter den Zinnen der Zitadelle Wache hielten, und auch in den Turm des Meisters, wo Al Mualim eine Versammlung seiner Meister-Assassinen einberief.

„Salah Al'din wurde uns auf dem Silbertablett serviert“, sagte Faheem Al-Sayf, ein Meister-Assassine. „Das ist eine Gelegenheit, die wir uns nicht entgehen lassen dürfen.“

Al Mualim überlegte. Er sah zum Turmfenster hinaus und dachte an den bunten Pavillon, in dem Salah Al'din nun saß und seinen, Al Mualims, Untergang plante – wie auch den aller Assassinen. Er dachte an die Armee des großen Sultans und an die Verheerung, die sie auf ihrem Weg angerichtet hatte. Und er dachte daran, dass der Sultan mit Leichtigkeit eine noch größere Streitmacht

auf die Beine stellen konnte, sollte dieser Feldzug fehlschlagen.

Salah Al'dins Macht war einzigartig, sinnierte er. Die Assassinen jedoch waren listig.

„Wenn Salah Al'din tot ist, werden die Armeen der Sarazenen auseinanderfallen“, sagte Faheem. Doch Al Mualim schüttelte den Kopf.

„Das glaube ich nicht. Shihab wird seinen Platz einnehmen.“

„Er ist als Führer nicht halb so gut wie Salah Al'din.“

„Dann wäre er weniger erfolgreich dabei, die Christen zurückzuschlagen“, entgegnete Al Mualim scharf. Manchmal war er Faheems falkenhafter Art müde. „Wollen wir uns ihrer Gnade ausliefern? Wollen wir zu unfreiwilligen Verbündeten gegen den Sultan werden? Wir sind die Assassinen,

Faheem. Wir verfolgen unsere eigenen Ziele. Wir unterstehen niemandem.“

Stille senkte sich über den von süßen Düften erfüllten Raum.

„Salah Al'din ist vor uns ebenso auf der Hut wie wir vor ihm“, fuhr Al Mualim nach einem weiteren Moment der Überlegung fort. „Wir sollten dafür sorgen, dass er sich noch mehr in Acht nimmt.“

Am nächsten Morgen schoben die Sarazenen einen Rammbock und einen Belagerungsturm über den steilen Hang nach oben. Während auf- und abreitende türkische Bogenschützen Pfeile über der Zitadelle niedergehen ließen, attackierten sie die Außenmauern mit ihren Belagerungsmaschinen, wobei sie ihrerseits unter einem konstanten Beschuss mit Pfeil und Bogen der Assassinen standen und sich Steine und Öl von den Türmen auf sie ergossen.

Dorfbewohner schlossen sich dem Kampf an, bewarfen die Feinde von den Wehrgängen aus mit Steinen und löschten die Brände, derweil tapfere Assassinen am Haupttor Ausfälle durch die Seitenpforten machten und die Infanteristen zurückschlugen, die diese Pforten anzuzünden versuchten. Der Tag endete mit vielen Toten auf beiden Seiten, die Sarazenen zogen sich an den Fuß des Hangs zurück, entfachten ihre Feuer für die Nacht, reparierten ihre Belagerungsmaschinen und bauten weitere zusammen.

In dieser Nacht kam es im Lager zu einem großen Aufruhr, und am Morgen wurde der farbenprächtige Pavillon, der dem großen Salah Al'din gehörte, abgebaut. Dann zog er mit einer kleinen Gruppe von Leibwächtern ab.

Wenig später stieg sein Onkel, Shihab Al'din, den Hang empor, um den Meister der Assassinen zu sprechen.

3

„Seine Majestät Salah Al'din hat Eure Nachricht erhalten und dankt Euch freundlichst dafür“, rief ein Gesandter. „Seine Anwesenheit ist andernorts vonnöten, doch hat er Seine Exzellenz Shihab Al'din angewiesen, in Verhandlungen zu treten.“

Der Gesandte stand neben Shihabs Hengst und hatte eine Hand wie einen Trichter an den Mund gelegt, damit der Meister und seine Generäle, die sich im Wehrturm versammelt hatten, ihn hören konnten.

Eine kleine Streitmacht hatte den Hang erklommen, etwa zweihundert Männer und eine Sänfte, die von ihren nubischen Trägern

abgesetzt worden war. Shihab, der auf seinem Pferd sitzen blieb, hatte nur einen Leibwächter dabei. Shihabs Miene strahlte Ruhe aus, als sei er hinsichtlich der Ergebnisse der Verhandlungen nicht übermäßig besorgt. Er trug eine weiße Pluderhose, eine Weste und eine rote Schärpe. Sein großer, blendend weißer Turban war mit einem glitzernden Edelstein geschmückt. *Dieser Edelstein hatte gewiss einen illustren Namen*, dachte Al Mualim, der vom Turm aus auf Shihab hinabblickte, „*der Stern*“ oder „*die Rose von irgendetwas*“. Die Sarazenen liebten es, ihrem Plunder Namen zu geben.

„So denn, beginnt“, rief Al Mualim und dachte: *Seine Anwesenheit ist andernorts vonnöten?* Er lächelte, und seine Gedanken wanderten ein paar Stunden zurück, als ein Assassine in sein Gemach gekommen war und ihn aus dem Schlaf geweckt hatte.

„Umar, sei willkommen“, hatte Al Mualim gesagt und sich in sein Gewand gehüllt, weil er die Kühle des frühen Morgens in den Knochen spürte.

„Meister“, hatte Umar mit leiser Stimme und gesenktem Kopf erwidert.

„Bist du gekommen, um mir von deiner Mission zu berichten?“, fragte Al Mualim. Er entzündete eine Öllampe, die an einer Kette von der Decke hing, dann ließ er sich auf seinem Stuhl nieder. Schatten huschten über den Boden.

Umar nickte. Al Mualim bemerkte, dass sein Ärmel blutig war.

„War die Information unseres Spions zutreffend?“

„Ja, Meister. Ich habe mich in ihr Lager geschlichen, und genau, wie man es uns gesagt hat, diente der bunte Pavillon nur zur

Ablenkung. Salah Al'dins Zelt befand sich ein Stück daneben und war weit unauffälliger.“

Al Mualim lächelte. „Ausgezeichnet, ausgezeichnet. Und wie hast du herausgefunden, welches Zelt das richtige ist?“

„Es war so, wie unser Spion sagte. Rings um das Zelt hatte man Kreide und trockenes Holz auf dem Boden ausgelegt, sodass meine Schritte zu hören gewesen wären.“

„Aber das ist nicht geschehen?“

„Nein, Meister, und es gelang mir auch, das Zelt des Sultans zu betreten und die Feder zu hinterlassen, wie Ihr es mir aufgetragen habt.“

„Und der Brief?“

„Den habe ich mit einem Dolch an sein Bett geheftet.“

„Und dann?“

„Habe ich mich aus seinem Zelt geschlichen ...“

„Und?“

Umar stockte kurz. „Dann wurde der Sultan wach und schlug Alarm. Es gelang mir nur mit Müh und Not, lebendig davonzukommen.“

Al Mualim wies auf Umars blutigen Ärmel. „Und was hat es damit auf sich?“

„Ich musste einem Mann die Kehle durchschneiden, um zu fliehen, Meister.“

„Einem Wächter?“, hakte Al Mualim hoffnungsvoll nach.

Umar schüttelte bedauernd den Kopf. „Er trug den Turban und die Weste eines Edelmanns.“

Al Mualim schloss müde und sorgenvoll die Augen. „Es gab keine andere Möglichkeit?“

„Ich musste schnell handeln, Meister.“

„Aber abgesehen davon war deine Mission ein Erfolg?“

„Ja, Meister.“

„Dann lass uns sehen, was sich daraus ergibt.“

Und was sich daraus ergab, war erst der Abgang von Salah Al'din und dann der Besuch von Shihab. Und Al Mualim stand hoch aufgerichtet in seinem Turm und gab sich dem Glauben hin, dass die Assassinen obsiegt hatten. Dass sein Plan aufgegangen war. Ihre Nachricht war dem Sultan Warnung genug gewesen: Sollte er seinen Feldzug gegen die Assassinen fortsetzen, würden sie ihm den nächsten Dolch nicht ins Holz seines Bettes, sondern in seine Genitalien rammen. Indem sie einfach nur die Nachricht und den Dolch hinterließen, hatten sie dem Monarchen vor Augen geführt, wie verletzlich er in Wirklichkeit war und dass seine gewaltige Streitmacht nichts bedeutete, wenn ein einzelner Assassine sein Täuschungsmanöver durchschauen und

seine Wachen übertölpeln und sich so mühelos in sein Zelt stehlen konnte, während er darin schlief.

Und offenbar waren Salah Al'din seine Genitalien lieber als ein langer und teurer Zermürbungskrieg gegen einen Feind, dessen Interessen nur selten in Konflikt mit seinen eigenen gerieten. Denn er war verschwunden.

„Seine Majestät Salah Al'din nimmt Euer Friedensangebot an“, tat der Gesandte kund.

Im Turm wechselte Al Mualim einen amüsierten Blick mit Umar, der neben ihm stand. Faheem befand sich ein Stück entfernt. Er hatte die Lippen aufeinandergepresst.

„Er sichert uns also zu, dass unsere Gemeinschaft in ihrem Tun und Wirken mit keinerlei Feindseligkeiten und Störungen mehr rechnen muss?“, fragte Al Mualim.

„Solange es unseren Interessen nicht zuwiderläuft, habt Ihr diese Zusicherung.“

„Dann gehe auch ich auf das Angebot Seiner Majestät ein“, rief Al Mualim erfreut. „Ihr dürft Eure Männer aus Masyaf abziehen. Und vielleicht wärt Ihr noch so freundlich und würdet unsere Palisaden reparieren, bevor Ihr Euch verabschiedet?“

Daraufhin schaute Shihab scharfen Blickes am Turm empor. Selbst aus der enormen Höhe sah Al Mualim die Wut in seinen Augen aufblitzen. Shihab lehnte sich von seinem Hengst herab und sagte etwas zu dem Gesandten, der dann wieder die Hand an den Mund legte, um das Wort erneut an die Assassinen im Turm zu richten.

„Bei der Überbringung der Nachricht wurde einer von Salah Al'dins tüchtigsten Generälen getötet. Seine Majestät verlangt

Wiedergutmachung. Den Kopf des Übeltäters.“

Das Lächeln auf Al Mualims Gesicht erstarb. Neben ihm straffte sich Umar.

Stille trat ein. Nur das Schnauben der Pferde war noch zu hören. Und Vogelgezwitscher. Alle warteten auf Al Mualims Antwort.

„Ihr könnt dem Sultan ausrichten, dass ich diese Bedingung ablehne.“

Shihab zuckte mit den Schultern und lehnte sich abermals zu dem Gesandten hinab, der dann wieder sprach.

„Seine Exzellenz möchte Euch darüber informieren, dass in diesem Fall eine Abordnung unserer Streitmacht in Masyaf zurückbleiben wird. Unsere Geduld ist größer als Eure Vorratslager. Soll das Friedensabkommen ungültig sein? Wollt Ihr zulassen, dass Eure Dorfbewohner und

Soldaten verhungern? All das nur des Kopfes eines Assassinen wegen? Seine Exzellenz hofft, dass dies nicht Euer Wunsch ist.“

„Ich gehe“, zischte Umar dem Meister zu. „Es war mein Fehler. Es ist nur recht und billig, wenn ich dafür büße.“

Al Mualim schenkte ihm gar keine Beachtung. „Ich bin nicht bereit, das Leben eines meiner Männer zu opfern“, rief er dem Gesandten zu.

„Dann bedauert Seine Exzellenz Eure Entscheidung und bittet Euch, Zeuge einer Angelegenheit zu sein, die nun der Klärung bedarf. Wir haben herausgefunden, dass sich ein Spion in unserem Lager aufhält. Er muss hingerichtet werden.“

Al Mualim hielt den Atem an, als die Sarazenen den Spion der Assassinen aus der Sänfte zerrten, gefolgt von einem Richtblock,

den zwei Nubier vor Shihabs Hengst zu Boden stellten.

Der Spion hieß Ahmad. Man hatte ihn geschlagen. Sein Kopf, voller blauer Flecken und mit Blut verschmiert, hing vornüber auf seine Brust, als man ihn auf den Knien zum Richtblock schleifte und mit der Kehle nach oben darauflegte. Der Henker trat an den Block, ein Türke mit einem schimmernden Krummsäbel, den er auf dem Boden abstützte, während er beide Hände um den mit Edelsteinen besetzten Griff legte. Die beiden Nubier hielten Ahmads Arme fest. Er stöhnte ein wenig, und der Laut wehte in die Höhe und erreichte die Ohren des wie betäubt im Wehrturm stehenden Meisters der Assassinen.

„Wenn Euer Mann seinen Platz einnimmt, soll das Leben des Spions verschont bleiben, und der Friedensvertrag wird gültig sein“,

rief der Gesandte. „Wenn nicht, stirbt er, die Belagerung beginnt, und Eure Leute werden verhungern.“

Plötzlich hob Shihab den Kopf und rief: „Willst du dein Gewissen damit belasten, *Umar Ibn-La'Ahad*?“

Den Assassinen stockte der Atem. Ahmad hatte geredet. Unter der Folter zwar, aber er hatte geredet.

Al Mualims Schultern sanken herab. Umar war außer sich.

„Lasst mich gehen“, bedrängte er Al Mualim. „Meister, ich bitte Euch!“

Unten nahm der Henker breitbeinig Aufstellung. Mit beiden Händen hob er das Schwert über den Kopf. Ahmad wand sich schwach im Griff der Hände, die ihn hielten. Seine Kehle lag entblößt da, die Haut war gespannt. Es war still bis auf sein leises Wimmern.

„Das ist deine letzte Chance, Assassine“, rief Shihab.

Die Klinge blitzte auf.

„Meister“, flehte Umar, „lasst mich gehen.“

Al Mualim nickte.

„Halt“, rief Umar. Er trat auf eine Plattform des Turmes hinaus und blickte zu Shihab hinunter. „Ich bin Umar Ibn-La’Ahad. Es ist mein Leben, das Ihr nehmen solltet.“

Ein aufgeregtes Raunen ging durch die Reihen der Sarazenen. Shihab nickte lächelnd. Er gab dem Henker einen Wink, der daraufhin die Waffe sinken ließ und zurücktrat. „Nun gut“, richtete er das Wort an Umar. „Kommt herunter und nehmt Euren Platz ein.“

Umar wandte sich zu Al Mualim um, der den Kopf hob und ihn aus rot geränderten Augen ansah.

„Meister“, sagte Umar, „ich möchte Euch um einen letzten Gefallen bitten. Sorgt für Altaïr. Nehmt ihn zu Eurem Novizen.“

Al Mualim nickte. „Natürlich, Umar“, sagte er. „Natürlich.“

Vollkommene Stille lag über der Zitadelle, als Umar über die Leitern vom Turm hinabkletterte, dann den Abhang durch das Torvorwerk hinunterstieg und ans Haupttor trat. Ein Wächter öffnete ihm die Seitentpforte, und er bückte sich gerade, um hinauszuschlüpfen, als hinter ihm ein Ruf erscholl.

„Vater.“

Dann das Geräusch rennender Füße.

Er hielt inne.

„Vater.“

Umar hörte den Schmerz in der Stimme seines Sohnes und unterdrückte die Tränen,

die ihm in die Augen stiegen, während der Wächter die Pforte hinter ihm schloss.

Man zerrte Ahmad vom Richtblock, und Umar versuchte ihm einen aufmunternden Blick zuzuwerfen, aber Ahmad konnte ihm nicht ins Gesicht sehen, als man ihn fortschleppte und vor der Seitenpforte zu Boden stieß, die sogleich geöffnet und – kaum dass man ihn hineingezogen hatte – wieder geschlossen wurde. Arme umschlangen Umar. Er wurde zum Richtblock gedrängt und daraufgelegt. Er ließ den Kopf nach hinten sinken, spürte, wie sich die Haut an seinem Hals spannte, und sah, wie der Henker über ihm auftragte. Über dessen Kopf war nur der Himmel zu sehen.

„*Vater!*“, hörte er den verzweifelten Ruf aus der Zitadelle, als die blitzende Klinge zischend auf ihn herabsauste.

Zwei Tage später verließ Ahmad die Festung im Schutz der Dunkelheit. Als man am nächsten Morgen sein Verschwinden bemerkte, wunderten sich die einen, wie er es bloß fertigbrachte, seinen Sohn alleinzulassen – die Mutter war vor zwei Jahren am Fieber gestorben –, während die anderen meinten, die Scham müsse zu groß gewesen sein, als dass er sie ertragen konnte, und deshalb sei er wohl nicht umhingekommen fortzugehen.

Die Wahrheit indes war eine ganz andere.

4

20. Juni 1257

An diesem Morgen wurde ich wach, als Maffeo mich an der Schulter rüttelte. Und das nicht besonders sanft, wie ich hinzufügen möchte. Aber immerhin rührte diese Nachdrücklichkeit von seinem Interesse an meiner Geschichte her. Zumindest dafür sollte ich wohl dankbar sein.

„Und?“, fragte er.

„Und was?“ Ich klang verschlafen ... nun, weil ich es eben war.

„Was wurde aus Ahmad?“

„Das sollte ich erst später herausfinden, Bruder.“

„Dann erzähl's mir.“

Ich setzte mich im Bett auf und dachte darüber nach. „Ich glaube, es ist am besten, wenn ich dir die Geschichten so erzähle, wie sie mir zu Ohren kamen“, meinte ich schließlich. „Altair, mag er auch längst nicht mehr der Jüngste sein, ist ein begnadeter Geschichtenerzähler. Also halte ich mich an seine Schilderungen. Und was ich dir gestern berichtet habe, führte letztlich zu unserer allerersten Begegnung, bei der er gerade einmal elf Jahre alt war.“

„Ein traumatisches Erlebnis für jedes Kind“, befand Maffeo. „Was war mit seiner Mutter?“

„Sie starb im Kindbett.“

„Dann war Altair also mit elf ein Waisenkind?“

„So ist es.“

„Was ist aus ihm geworden?“

„Nun, das weißt du doch. Er sitzt oben in seinem Turm und ...“

„Nein, ich meine, was wurde damals aus ihm?“

„Auch dazu werde ich erst später kommen, Bruder. Als ich Altaïr das nächste Mal traf, setzte er mit seiner Erzählung fünfzehn Jahre später ein, an einem Tag, an dem er durch die dunklen, tropfenden Katakomben unter Jerusalem schlich ...“

Man schrieb das Jahr 1191. Mehr als drei Jahre waren vergangen, seit Salah Al'din und seine Sarazenen Jerusalem eingenommen hatten. Die Christen hatten daraufhin mit den Zähnen geknirscht, zornig aufgestampft und ihr Volk mit höheren Steuern belegt, um den dritten Kreuzzug zu finanzieren – und einmal mehr waren Männer in Kettenhemden ins Heilige Land einmarschiert und hatten dessen Städte belagert.

Englands König Richard, der den Beinamen Löwenherz trug und gleichermaßen tapfer wie grausam war, hatte unlängst Akkon zurückerobert. Sein größter Wunsch war es jedoch, Jerusalem, *die* heilige Stätte, wieder einzunehmen. Und nichts in Jerusalem war heiliger als der Tempelberg und die Ruinen des Tempels von Salomon ... auf den Altaïr, Malik und Kadar zupirschten.

Sie bewegten sich schnell, aber lautlos, immer dicht an den Tunnelwänden entlang, und ihre weichen Stiefel schienen den Sand kaum zu berühren. Altaïr ging voraus, Malik und Kadar folgten ihm im Abstand weniger Schritte, ihrer aller Sinne waren aufs Höchste gespannt, und ihr Puls schlug schneller, je näher sie dem Tempelberg kamen. Die Katakomben waren Tausende Jahre alt, und man sah ihnen jeden einzelnen Tag davon an. Sand und Staub rieselten zwischen

wacklig gewordenen Holzstützen hervor, der Boden war weich, der Sand nass vom Wasser, das stetig von den Decken tropfte, und die Luft war erfüllt von Schwefelgeruch, verströmt von den Pechfackeln, die entlang den Tunnelwänden in Halterungen steckten.

Altaïr war der Erste, der den Priester hörte. Natürlich hörte er ihn als Erster. Er war der Anführer, der Meister-Assassine, seine Fähigkeiten waren ausgeprägter, seine Sinne schärfer als die der anderen. Er blieb stehen, fasste sich ans Ohr, dann hob er die Hand, und sie verharnten alle drei reglos und still wie Gespenster. Als Altaïr den Blick seinen Gefährten zuwandte, die auf seinen nächsten Befehl warteten, sah er ein erwartungsvolles Leuchten in Kadars Augen. Malik hingegen blickte wachsam und hart.

Alle drei hielten sie den Atem an. Um sie her tropfte das Wasser, und Altaïr lauschte aufmerksam auf das Murmeln des Priesters.

Die falsche christliche Pietät eines Templers.

Jetzt führte Altaïr die Hand hinter seinen Rücken, drehte das Gelenk, um seine Klinge einrasten zu lassen, und schon spürte er den vertrauten Zug am Ring des Mechanismus, den er am kleinen Finger trug. Er behandelte seine Klinge stets pfleglich, und so war das Geräusch, das sie verursachte, wenn er sie auslöste, kaum hörbar. Zusätzlich brachte er den Moment noch mit dem Tropfen des Wassers in Einklang.

Tropf ... tropf ... *klick*.

Er brachte den Arm nach vorn, und die Klinge an seiner linken Hand blitzte nach Blut dürstend im flackernden Fackellicht.

Dann drückte sich Altaïr so flach wie möglich gegen die Tunnelwand und schob sich leise vorwärts und um eine leichte Krümmung herum, bis er den Priester im Tunnel knien sah. Er trug das Gewand eines Tempplers, was nur bedeuten konnte, dass noch weitere dort waren, wahrscheinlich in der eigentlichen Tempelruine.

Altaïrs Herz schlug schneller. Es war genauso, wie er es sich gedacht hatte. Dass die Stadt unter der Herrschaft von Salah Al'din stand, hielt die Männer des roten Kreuzes nicht auf. Auch sie interessierten sich für den Tempelberg. Weshalb? Altaïr hatte vor, das herauszufinden, aber zunächst ...

Zunächst musste er sich um den Priester kümmern.

Geduckt huschte er hinter den knienden Mann, der weiterbetete und nicht ahnte, wie

nahe der Tod ihm war. Altaïr verlagerte sein Gewicht auf den vorderen Fuß und beugte das Knie ein wenig, dann hob er die Klinge, die Hand nach hinten geneigt, zum Stoß bereit.

„Warte“, zischte Malik von hinten. „Es muss eine andere Möglichkeit geben. Dieser Mann braucht nicht zu sterben.“

Altaïr ignorierte ihn. In einer fließenden Bewegung packte er mit der rechten Hand die Schulter des Priesters, mit der linken stieß er die Klingenspitze in den Nacken des Mannes, genau zwischen den Schädel und den ersten Wirbel, und durchtrennte das Rückgrat.

Dem Priester blieb keine Zeit zum Schreien, der Tod trat fast augenblicklich ein. Fast. Sein Körper zuckte und spannte sich, doch Altaïr hielt ihn fest und spürte, wie das Leben seines Opfers verebbte,

während er einen Finger auf die Halsschlagader legte, bis sich der Tote langsam entspannte und Altaïr ihn lautlos zu Boden sacken ließ, wo sich eine Blutlache um ihn ausbreitete, die der Sand aufzog.

Es war schnell und lautlos vonstattegegangen. Aber als Altaïr die Klinge einzog, sah er die Anklage in Maliks Blick. Er musste an sich halten, um ob Maliks Schwäche nicht spöttisch zu grinsen. Maliks Bruder Kadar hingegen blickte mit einer Mischung aus Staunen und Ehrfurcht auf den Leichnam des Priesters hinab.

„Bewundernswert“, sagte er atemlos. „Das Glück ist mit deiner Klinge.“

„Mit Glück hat das nichts zu tun, nur mit Können“, tönte Altaïr. „Sieh mir noch ein paar Mal zu, vielleicht lernst du etwas.“

Bei diesen Worten behielt er Malik genau im Blick, und er sah in dessen Augen ein

wütendes Funkeln. Zweifellos war er neidisch auf den Respekt, den sein Bruder Altaïr zollte.

Und wie erwartet wandte Malik sich an Kadar. „Oh ja, er wird dir beibringen, alles zu missachten, was der Meister uns gelehrt hat.“

Altaïr grinste. „Und wie wärest du vorgegangen?“

„Ich hätte keine Aufmerksamkeit auf uns gelenkt. Ich hätte keinem Unschuldigen das Leben genommen.“

Altaïr seufzte. „Es ist egal, *wie* wir unsere Aufgabe erfüllen, wichtig ist nur, *dass* wir sie erfüllen.“

„Aber das ist nicht der richtige Weg ...“, setzte Malik an.

Altaïr fixierte ihn mit festem Blick. „Mein Weg ist der bessere.“

Einen Moment lang funkelten die beiden Männer einander an. Selbst hier, in diesem feuchten, kalten, tropfenden Tunnel konnte Altaïr die Anmaßung in Maliks Augen sehen, den Unmut, den Groll. Davor musste er auf der Hut sein, das wusste er. Es sah ganz danach aus, als würde der junge Malik allmählich zu einem Feind.

Aber wenn Malik vorhatte, Altaïr seine Rolle streitig zu machen, entschied er doch, dass dies nicht der rechte Augenblick war, um sich ihm entgegenzustellen. „Ich werde den weiteren Weg auskundschaften“, sagte er, „und versuchen, nicht noch mehr Schande über uns zu bringen.“

Die Strafe für diesen unverfrorenen Ungehorsam musste warten, beschloss Altaïr, während Malik davonging und in Richtung des Tempels im Tunnel verschwand.

Kadar schaute ihm nach, dann wandte er sich an Altaïr. „Worin besteht unsere Mission?“, fragte er. „Mein Bruder wollte mir nichts darüber sagen. Er meinte nur, dass ich mich geehrt fühlen solle, daran teilnehmen zu dürfen.“

Altaïr musterte das junge, enthusiastische Bürschlein. „Der Meister glaubt, dass die Templer unter dem Tempelberg etwas gefunden haben ...“

„Einen Schatz?“, platzte es aus Kadar heraus.

„Das weiß ich nicht. Es zählt jedoch ohnehin nur, dass der Meister den Fund für wichtig hält, andernfalls hätte er mich nicht gebeten, ihn zu bergen.“

Kadar nickte, und auf einen Wink Altaïrs hin eilte er seinem Bruder nach. Altaïr blieb einen Augenblick lang allein im Tunnel zurück. Nachdenklich blickte er hinunter auf

den toten Priester, dessen Kopf wie von einem Heiligenschein aus Blut umgeben auf dem sandigen Boden lag. Malik mochte recht haben. Es hätte andere Möglichkeiten gegeben, den Priester zum Schweigen zu bringen. Er hätte nicht sterben müssen. Altaïr hatte ihn trotzdem getötet, weil ...

Weil er es konnte.

Weil er Altaïr Ibn-La'Ahad war, der Sohn eines Assassinen. Der Begnadetste im ganzen Orden. Ein Meister-Assassine.

Er setzte sich in Bewegung, kam an eine Reihe von Gruben, in deren Tiefe Dunst wirbelte, und sprang mühelos auf den ersten Querbalken, landete leichtfüßig und duckte sich katzenhaft, atmete regelmäßig und genoss es, seine Kraft und Sportlichkeit zu spüren.

Er sprang zum nächsten und weiter zum übernächsten, dann erreichte er die Stelle,

an der Malik und Kadar standen und auf ihn warteten. Anstatt etwas zu ihnen zu sagen, rannte er an ihnen vorüber. Das Geräusch seiner Füße war wie ein Flüstern auf dem Boden, und den Sand schienen sie kaum zu berühren. Vor ihm befand sich eine hohe Leiter, die er im Sprung anging und lautlos emporkletterte. Erst als er ganz oben anlangte, verharrte er, horchte und sog prüfend die Luft ein.

Dann hob er langsam den Kopf. Sein Blick fiel in einen erhöht liegenden Raum, und darin stand, wie er es erwartet hatte, mit dem Rücken zu ihm ein Wächter, der die traditionelle Kleidung der Templer trug: gefüttertes Wams, Überhose, Kettenhemd, an der Hüfte sein Schwert. Laut- und reglos musterte ihn Altaïr einen Augenblick lang, seine Haltung, seine Schulterstellung. Gut. Der Mann war müde und unaufmerksam.

Ihn zum Verstummen zu bringen, würde ein Leichtes sein.

Langsam zog Altaïr sich zum Boden des Raums hinauf, wo er kurz geduckt innehielt, bis sein Atem sich beruhigt hatte. Dabei beobachtete er den Templer sorgsam, ehe er sich von hinten an ihn heranschlich, sich aufrichtete und die Hände hob, die Linke zur Klaue geformt, die Rechte zum Zupacken bereit, auf dass dem Wächter kein Laut entschlüpfte.

Dann schlug er zu, bewegte das Handgelenk und löste die Klinge aus, die genau in dem Moment hervorschnellte, da Altaïr sie dem Wächter schon ins Rückgrat rammte, während er die rechte Hand auf den Mund des Mannes presste, um jeden Laut zu ersticken.

Einen Augenblick lang standen sie in makabrer Umarmung da. Altaïr spürte das

Kribbeln des letzten gedämpften Schreis des Mannes unter seiner Hand. Dann sackte der Wächter zusammen. Altaïr ließ ihn sanft zu Boden gleiten und beugte sich über ihn, um ihm die Lider zu schließen. Der Mann war für seine nachlässige Pflichterfüllung als Wachtposten schwer bestraft worden, dachte Altaïr grimmig, während er sich aufrichtete und Malik und Kadar folgte, die schon unter dem Mauerbogen hindurchschlichen, der so unzureichend bewacht worden war.

Jenseits davon fanden sie sich auf einer der höheren Galerien eines riesigen Raums wieder. Altaïr blieb für einen Moment stehen und nahm den Anblick in sich auf, von dem er sich wie erschlagen fühlte. Denn dies waren die Ruinen des sagenumwobenen Tempels von Salomon, der angeblich 960 vor Christus von König Salomon erbaut worden war. Und wenn Altaïr sich nicht täuschte,

blickten sie von dieser Stelle aus auf den Vorderraum, das sogenannte große Haus, das *Heilige* des Tempels. In alten Aufzeichnungen hieß es, die Wände des *Heiligen* seien mit Zedernholz verkleidet gewesen, in das man Cherubim, Palmen und Blumen geschnitzt und sie mit Gold ausgelegt hatte, doch jetzt war der Tempel nur noch ein Schatten des Bildes, das er einst geboten haben mochte. Das Schmuckholz, die Cherubim und die Goldeinlagen waren verschwunden; wohin, darüber konnte Altaïr nur Vermutungen anstellen, aber er zweifelte kaum daran, dass die Templer dabei die Finger im Spiel gehabt hatten. Doch selbst allen Schmucks beraubt, war dieser Tempel immer noch ein Ort der Ehrerbietung, und ihn zu schauen, erfüllte Altaïr mit Staunen.

Seine beiden Begleiter, die hinter ihm standen, hatte die Ehrfurcht noch viel stärker ergriffen.

„Da“, sagte Malik und wies quer durch den Raum, „das muss die Lade sein.“

„Die Bundeslade“, keuchte Kadar, dessen Blick dem Fingerzeig seines Bruders gefolgt war.

Altaïr hatte sich wieder gefasst, und er sah die beiden Männer wie zwei dümmliche Händler dastehen, die ganz hingerissen waren vom Anblick glänzenden Tands. *Bundeslade?*

„Seid nicht albern“, schalt er sie. „Es gibt keine Bundeslade. Das ist nur ein Märchen.“

Als er selbst hinschaute, war er sich dessen jedoch nicht mehr ganz so sicher. Die Truhe wies sämtliche Eigenschaften der legendären Lade auf. Sie sah genauso aus, wie die Propheten sie immer beschrieben hatten,

war zur Gänze mit Gold verkleidet, der goldene Deckel wurde von Cherubim gekrönt, und da waren auch die Ringe, durch die man die Stangen führte, mittels derer die Lade getragen wurde. Und es ging irgendetwas davon aus, stellte Altaïr fest. Diese Truhe besaß eine Aura ...

Er riss seinen Blick davon los. Er musste seine Aufmerksamkeit wichtigeren Dingen widmen, den Männern nämlich, die unter ihnen gerade hereingekommen waren und deren Stiefel über den Boden knirschten, der einst unter Fichtenholzbohlen gelegen hatte, heute aber nur noch aus blankem Stein bestand. Templer, deren Anführer bereits Befehle blaffte.

„Ich erwarte, dass wir noch vor Sonnenaufgang durch dieses Tor gebrochen sind“, sagte er und bezog sich damit zweifellos auf die Lade. „Je eher wir sie in unserem

Besitz haben, desto schneller können wir unser Augenmerk auf diese Schakale in Masyaf richten.“

Er sprach mit französischem Akzent, und als er ins Licht trat, erkannten sie seinen charakteristischen Umhang – den eines Großmeisters der Templer.

„Robert de Sable“, flüsterte Altaïr. „Sein Leben gehört mir.“

Malik fuhr zornig zu ihm herum. „*Nein*. Wir wurden beauftragt, den Schatz zu bergen. Um Robert sollen wir uns nur kümmern, wenn es *unbedingt* nötig ist.“

Altaïr hatte Maliks ständige Widerworte satt. „Er steht zwischen uns und dem Schatz“, zischte er wütend. „Es ist nötig.“

„Besonnenheit, Altaïr“, beschwor ihn Malik.

„Du meinst Feigheit. Dieser Mann ist unser größter Feind – und wir haben die Gelegenheit, uns seiner zu entledigen.“

Malik gab noch immer nicht nach. „Du hast bereits zwei Grundsätze unseres Credo gebrochen. Jetzt willst du auch noch den dritten brechen. Du gefährdest die Bruderschaft.“

„Ich bin dir vorgesetzt“, schnappte Altaïr schließlich, „sowohl was meinen Titel als auch was meine Fähigkeiten angeht. Du solltest klug genug sein, meine Entscheidungen nicht infrage zu stellen.“

Und damit drehte er sich um, kletterte rasch die erste Leiter zu einer tiefer gelegenen Galerie hinunter und dann bis zum Boden, wo er selbstsicher den Tempel durchquerte und auf die Gruppe von Rittern zuschritt.

Sie sahen ihn kommen und wandten sich ihm zu, die Hände am Griff ihrer Schwerter, das Kinn vorgereckt, und Altaïr glitt über den Boden auf sie zu, das Gesicht unter der Kapuze verborgen, mit wehendem Gewand, das Schwert an der Hüfte und die Griffe seiner Kurzscherter über der rechten Schulter. Er konnte die Furcht, die sie befiel, beinahe spüren.

Aber auch er ließ sie nicht aus den Augen und taxierte im Geist jeden einzelnen Mann – wer von ihnen war Rechtshänder, wer kämpfte mit der Linken? Wer war schnell, und wer würde sich als der Stärkste erweisen? Und sein besonderes Augenmerk galt ihrem Anführer.

Robert de Sable war der Größte von ihnen, der Kräftigste. Sein Kopf war kahl rasiert, sein Gesicht gezeichnet von den Erfahrungen vieler Jahre, und jedes einzelne dieser Jahre

hatte beigetragen zu seiner Legende, der Geschichte von einem Ritter, der für sein Talent im Umgang mit dem Schwert ebenso bekannt war wie für seine Grausamkeit und Skrupellosigkeit. Und vor allem wusste Altaïr, dass de Sable von allen anwesenden Männern bei Weitem der gefährlichste war. Er musste als Erster ausgeschaltet werden.

Er hörte, wie Malik und Kadar von den Leitern sprangen, wandte sich um und sah, wie sie ihm folgten – Kadar schluckte nervös, in Maliks Augen blitzte die Missbilligung. Die Templer spannten sich beim Anblick zweier weiterer Assassinen noch mehr. Jetzt war das Verhältnis ausgeglichener. Vier Templer umringten de Sable. Jeder von ihnen war auf der Hut, und die Luft war zum Schneiden dick vor Furcht und Spannung.

„Halt, Templer“, rief Altaïr, als er den fünf Rittern nahe genug gekommen war. Er richtete das Wort an de Sable, der mit einem dünnen Lächeln auf den Lippen dastand. Im Gegensatz zu seinen Gefährten lag seine Hand nicht auf dem Griff seiner Waffe, er wirkte entspannt, als kümmere ihn die Anwesenheit von drei Assassinen kaum.

Altaïr wollte ihn für seine Überheblichkeit büßen lassen.

„Ihr seid nicht die Einzigen, die ein Interesse haben an diesem Ort“, fügte er hinzu.

Die beiden Männer maßen einander mit Blicken. Altaïr bewegte die rechte Hand, als sei er dabei, den Griff seines Schwerts am Gürtel zu packen, weil er de Sables Aufmerksamkeit dorthin lenken wollte, während der Tod in Wahrheit geschmeidig aus seiner linken Hand fahren würde. Ja, beschloss er. Mit rechts antäuschen, mit

links zuschlagen. Wenn er Robert de Sable mit der Klinge erledigte, würden seine Männer fliehen, und die Assassinen konnten den Schatz bergen. Alle würden von Altaïrs großem Sieg über den Großmeister der Templer reden. Malik, dieser Feigling, würde verstummen, sein Bruder abermals von Staunen ergriffen sein, und wenn sie nach Masyaf zurückkehrten, würden die Mitglieder des Ordens Altaïr verehren. Al Mualim würde ihn persönlich auszeichnen, und Altaïrs Aufstieg in den Rang des Meisters wäre gesichert.

Er blickte in die Augen seines Gegners. Unmerklich spannte er die linke Hand, prüfte den Zug des Klingenmechanismus. Er war bereit.

„Und was wollt Ihr?“, fragte de Sable immer noch mit jenem unbekümmerten Lächeln.

„Blut“, sagte Altaïr nur, und dann schlug er zu.

Mit übermenschlicher Schnelligkeit sprang er auf de Sable zu, ließ im selben Moment die Klinge hervorschnellen, täuschte mit der rechten Hand an und stieß blitzschnell und tödlich wie eine Kobra mit der linken zu.

Doch der Templer-Großmeister war schneller und listiger, als Altaïr es erwartet hatte. Er erwischte den Assassinen mitten im Angriff, und das offenbar so mühelos, dass Altaïr innehielt, sich nicht rühren konnte und auf einmal entsetzlich hilflos war.

In diesem Augenblick erkannte Altaïr, dass er einen verhängnisvollen Fehler begangen hatte. In diesem Augenblick wurde ihm bewusst, dass es nicht de Sable war, der vor Hochmut strotzte – nein, das war er selbst, und plötzlich fühlte er sich nicht mehr wie Altaïr, der Meister-Assassine. Er kam sich

vor wie ein schwaches kleines Kind. Schlimmer noch, wie ein kleiner Angeber.

Er versuchte sich zu wehren und stellte fest, dass er sich kaum bewegen konnte. De Sable hielt ihn mit Leichtigkeit fest. Er spürte die Schmach wie einen scharfen Stich, der ihm in die Brust fuhr, und dachte an Malik und Kadar, die mit ansahen, wie er zu Fall gebracht wurde. De Sables Hand lag um seine Kehle und drückte zu, und er schnappte nach Luft, während der Templer sein Gesicht ganz nah an das von Altaïr heranbrachte. Auf seiner Stirn pochte eine Ader.

„Du hast keine Ahnung von den Dingen, in die du deine Nase steckst, Assassine. Ich verschone dich nur, damit du zu deinem Meister zurückkehren und ihm eine Nachricht überbringen kannst. Das Heilige Land ist für ihn und die Seinen verloren. Er sollte fliehen, auf der Stelle, solange er noch

Gelegenheit dazu hat. Wenn ihr bleibt, werdet ihr alle sterben.“

Altaïr keuchte und spuckte, sein Blickfeld begann, an den Rändern zu verschwimmen, er kämpfte gegen die Bewusstlosigkeit, während de Sable mit ihm umsprang, als hätte er es mit einem Neugeborenen zu tun. Scheinbar mühelos schleuderte er Altaïr gegen die hintere Wand des Raums. Altaïr krachte durch das uralte Mauerwerk und landete in der Vorhalle auf der anderen Seite, wo er für einen Moment wie gelähmt liegen blieb und hörte, wie die Balken und die riesigen Steinpfeiler des Raums barsten und einstürzten. Er schaute auf und sah, dass sein Weg zurück in den Tempel blockiert war.

Von der anderen Seite vernahm er Rufe, und de Sable schrie: „Männer, zu den Waffen! Tötet die Assassinen!“ Altaïr stürzte zu

den Trümmern und versuchte, einen Weg hindurch zu finden. Scham und Hilflosigkeit brannten in ihm, als er Malik und Kadar schreien hörte, während sie niedergestreckt wurden, und schließlich drehte er sich mit gesenktem Kopf um und machte sich auf den Weg aus dem Tempel, um die Reise nach Masyaf anzutreten und seinem Meister die Nachricht zu überbringen.

Die Nachricht, dass er versagt hatte. Dass er, der große Altaïr, Schande über sich und über den Orden gebracht hatte.

Als er schließlich aus den verschlungenen Tiefen des Tempelbergs herausfand, trat er in strahlenden Sonnenschein und erblickte ein Jerusalem, das von Leben wimmelte. Dennoch hatte Altaïr sich noch nie so allein gefühlt.

5

Altair erreichte Masyaf nach einem anstrengenden Fünftagesritt, auf dem er mehr als genug Zeit hatte, um über sein Versagen nachzugrübeln. Und so kam er zutiefst niedergeschlagen vor den Toren an, wurde von der Wache eingelassen und steuerte die Ställe an.

Als er absaß, spürte er, wie sich seine verkrampften Muskeln endlich entspannten. Sein Pferd übergab er dem Stalljungen, dann machte er am Brunnen halt, um seinen Durst zu stillen, erst mit kleinen, dann mit gierigen, langen Schlucken, und schließlich wusch er sich auch den Staub der Reise aus

dem Gesicht. Auf seinem Körper spürte er ihn trotzdem noch. Seine Kleidung hing schwer und verdreckt an ihm, und er freute sich auf ein Bad in den schimmernden Wassern von Masyaf, verborgen in einer Nische der Felswand. Im Moment, das wurde ihm jetzt bewusst, sehnte er sich nur nach einem – Einsamkeit.

Auf dem Weg zum Dorfrand wanderte sein Blick wie von selbst in die Höhe, vorbei an den Stallungen und dem geschäftigen Marktreiben und hin zu den gewundenen Pfaden, die hinaufführten zu den zinnenbewehrten Mauern der Assassinen-Festung. Dies war der Ort, an dem der Orden trainierte und lebte unter dem Befehl von Al Mualim, der in den byzantinischen Türmen im Zentrum der Zitadelle Quartier bezogen hatte. Oft sah man ihn am Fenster seines Turms stehen, wo er in Gedanken versunken den Blick

schweifen ließ, und Altaïr stellte ihn sich auch jetzt dort vor, wie er aufs Dorf herabschaute. Auf das Dorf, das von Leben wimmelnd und lärmend in der Sonne lag. Das Dorf, das Altaïr vor zehn Tagen zusammen mit Malik und Kadar verlassen hatte, um nach Jerusalem zu reisen, von wo er als siegreicher Held hatte zurückkehren wollen.

Nicht einmal in seinen finstersten Ahnungen hatte er sein Versagen vorausgesehen, und doch ...

Ein Assassine grüßte ihn, als er den von der Sonne mit Licht und Schatten gesprenkelten Marktplatz überquerte, und er riss sich zusammen, straffte die Schultern und hielt den Kopf hoch erhoben in dem Versuch, den großen Assassinen, als der er Masyaf verlassen hatte, aus seinem Innersten heraufzubeschwören, anstatt der Narr zu

sein, als der er mit leeren Händen zurückgekommen war.

Es war Rauf, und Altaïr fühlte sich sogleich noch niedergeschlagener, wenn das überhaupt möglich war, was er ernstlich bezweifelte. Ausgerechnet Rauf, der Altaïr wie einen Gott verehrte, musste es sein, der ihn bei seiner Rückkehr begrüßte. Es sah aus, als habe der jüngere Mann auf ihn gewartet und sich die Zeit an einem ummauerten Brunnen vertrieben. Jetzt sprang er auf, die Augen groß und voller Eifer und doch blind für die Aura des Versagens, von der Altaïr sich umhüllt fühlte.

„Altaïr, du bist wieder da!“ Rauf strahlte. Er freute sich wie ein treues Hündchen, ihn zu sehen.

Altaïr nickte träge. Hinter Rauf erfrischte sich ein älterer Händler am Brunnen, dann begrüßte er eine jüngere Frau, die eine mit

Gazellen verzierte Vase trug. Sie setzte das Gefäß auf der niedrigen Brunnenumrandung ab, und sie begannen ein Gespräch, in dem die Frau aufgeregt gestikulierte. Altaïr beneidete die beiden.

„Es freut mich, dich unverletzt wiederzusehen“, fuhr Rauf fort. „Ich nehme an, deine Mission war ein Erfolg?“

Altaïr übergang diese Frage. Sein Blick ruhte nach wie vor auf dem Brunnen. Es fiel ihm schwer, Rauf in die Augen zu schauen.

„Ist der Meister in seinem Turm?“, fragte er schließlich und löste den Blick nun doch von der Frau und dem Mann am Brunnen.

„Ja, ja.“ Rauf zwinkerte ihm zu. „Er hat sich hinter seinen Büchern vergraben, wie immer. Gewiss wartet er schon auf dich.“

„Ich danke dir, Bruder.“

Damit ließ er Rauf und die plaudernden Dörfler am Brunnen hinter sich, passierte

die Buden, die Heuwagen und Bänke und schritt über das Pflaster, bis der trockene, staubige Boden steil nach oben führte. Unter seinen Füßen knisterte von der Sonne ausgedörrtes Gras. Alle Wege schlängelten sich zur Burg hinauf.

Noch nie hatte er sich von ihrem Schatten so erdrückt gefühlt. Als er das Plateau überquerte, hatte er die Fäuste geballt. Die Wachen grüßten ihn mit aufmerksamem Blick, als er sich der Festung näherte, die Hände auf dem Griff ihrer Schwerter.

Jetzt erreichte er den großen Torbogen, der zur Barbakane führte, und wieder wurde ihm das Herz in der Brust schwer, als er dort eine Gestalt erkannte: Abbas.

Abbas stand neben einer Fackel, deren Licht das bisschen Dunkelheit verscheuchte, das sich unter dem Bogen ballen wollte. Barhäuptig lehnte er am rauen, dunklen Stein,

mit verschränkten Armen, das Schwert an der Hüfte. Altaïr blieb stehen, und einen Moment lang sahen sich die beiden Männer an, während Dorfbewohner um sie herumgingen, die nichts mitbekamen von der alten Feindschaft, die zwischen den zwei Assassinen von Neuem erstand. Einst hatten sie einander Bruder genannt. Aber das war lange her.

Abbas verzog die Lippen langsam zu einem höhnischen Lächeln. „Ah. Endlich ist er wieder da.“ Er blickte anzüglich über Altaïrs Schulter. „Wo sind die anderen? Bist du vorausgeritten in der Hoffnung, als Erster zurückzukehren? Ich weiß, dass du den Ruhm nur ungern teilst.“

Altaïr ging nicht darauf ein.

„Schweigen ist nur eine andere Form der Zustimmung“, ergänzte Abbas. Er versuchte

immer noch, ihn wütend zu machen, und er tat es mit der Tücke der Jugend.

„Hast du nichts Besseres zu tun?“ Altaïr seufzte.

„Ich bin hier, um dir eine Nachricht des Meisters zu überbringen. Er erwartet dich in der Bibliothek“, sagte Abbas. Er winkte Altaïr an sich vorbei. „Beeil dich lieber. Du kannst es doch sicher kaum erwarten, ihm die Stiefel zu lecken.“

„Noch ein Wort“, entgegnete Altaïr, „und ich lasse meine Klinge über deine Kehle lecken.“

Als läse er seine Gedanken, erwiderte Abbas: „Dazu wird später noch genug Zeit sein, *Bruder*.“

Altaïr schob sich an ihm vorbei und überquerte den Hof und den Übungsplatz, dann ging er auf die Tür zu Al Mualims Turm zu. Die Wachen neigten den Kopf und zollten

ihm den Respekt, der einem Meister-Assassinen gebührte, und er erwiderte den Gruß, wohlwissend, dass ihr Respekt schon bald – nachdem die Neuigkeit sich verbreitet hatte – nur noch eine flüchtige Erinnerung sein würde.

Aber zuerst musste er Al Mualim die furchtbare Neuigkeit überbringen, und so stieg er die Stufen des Turms zum Gemach des Meisters empor. Der Raum war warm, die Luft erfüllt von dem gewohnten süßen Duft. Staub tanzte in den Lichtbalken, die durch das Fenster auf der anderen Seite hereinfielen, wo auch der Meister mit hinter dem Rücken verschränkten Händen stand. Sein Meister. Sein Mentor. Ein Mann, den er mehr als jeden anderen verehrte.

Den er enttäuscht hatte.

In einer Ecke gurrten die Brieftauben des Meisters leise in ihrem Käfig, und ihn

umgaben seine Bücher und Manuskripte, Literatur und Lehren der Assassinen aus Tausenden von Jahren, die teils in Regalen standen oder zu staubigen Türmen gestapelt waren. Sein kostbares Gewand umfloss ihn, das lange Haar lag ihm auf den Schultern, und wie stets machte er einen nachdenklichen Eindruck.

„Meister“, sagte Altaïr und brach die lastende Stille. Er senkte den Kopf.

Wortlos drehte sich Al Mualim um und ging zu seinem Schreibtisch, unter dem Schriftrollen den Boden bedeckten. Er musterte Altaïr mit scharfem, unbezwingbarem Auge. Sein Mund, der sich in seinem grauweißen Bart verbarg, verriet keinerlei Gefühl, bis er schließlich sprach und seinem Schüler bedeutete, zu ihm zu kommen. „Tritt vor. Erzähl mir von eurer Mission. Ich

nehme an, ihr habt den Schatz der Templer gefunden ...“

Altaïr spürte, wie ihm ein Schweißtropfen von der Stirn über das Gesicht rann. „Es gab Schwierigkeiten, Meister. Robert de Sable war nicht allein.“

Al Mualim winkte ab. „Wann laufen die Dinge je so, wie wir es erwarten? Es ist unsere Anpassungsfähigkeit, die uns zu jenen macht, die wir sind.“

„Diesmal hat sie nicht genügt.“

Al Mualim brauchte einen Moment, um Altaïrs Worte zu begreifen. Er kam hinter seinem Schreibtisch hervor, und als er dann weitersprach, tat er es in scharfem Ton. „Was willst du damit sagen?“

Altaïr senkte den Kopf. Er spürte, wie er die Worte förmlich hervorpressen musste.

„Ich habe versagt, Meister.“

„Der Schatz?“

„Er ist für uns verloren.“

Die Atmosphäre im Raum schlug um. Sie war plötzlich angespannt und schien zu knistern, als wäre die Luft selbst brüchig geworden, und es entstand eine Pause, bevor Al Mualim fragte: „Und Robert?“

„Entkommen.“

Das Wort fiel wie ein Stein in den scheinbar dunkler werdenden Raum.

Jetzt trat Al Mualim näher auf Altaïr zu. Sein gesundes Auge loderte vor Wut, er hatte seine Stimme kaum noch unter Kontrolle, sein Zorn füllte den Raum aus.

„Ich schicke dich, meinen besten Mann, auf eine Mission, die wichtiger ist als je eine andere zuvor es war, und du kommst mit nichts als Entschuldigungen und Ausreden zu mir zurück?“

„Ich ...“

„*Schweig.*“ Al Mualims Stimme klang wie ein Peitschenhieb. „*Kein Wort mehr.* Das habe ich nicht erwartet. Wir müssen eine weitere Streitmacht zusammenstellen, um ...“

„Ich schwöre Euch, ich werde ihn finden ...“, begann Altaïr, der bereits darauf brannte, de Sable erneut gegenüberzutreten. Und dieses Aufeinandertreffen würde ganz anders ausgehen.

Jetzt schaute Al Mualim sich um, als fiele ihm gerade erst ein, dass Altaïr ja mit zwei Begleitern aus Masyaf aufgebrochen war. „Wo sind Malik und Kadar?“, fragte er.

Ein zweiter Schweißtropfen lief Altaïr die Schläfe hinab, als er antwortete: „Tot.“

„*Nein*“, ertönte jetzt hinter ihnen eine Stimme. „Nicht tot.“

Al Mualim und Altaïr drehten sich um und erblickten ein Gespenst.

6

Malik stand in der Tür zum Gemach des Meisters – eine wankende, verwundete, erschöpfte, blutige Gestalt. Seine ehemals weiße Kleidung war mit Dreck und Blut verschmiert, vor allem um seinen linken Arm herum, der schlimm verletzt aussah, nutzlos an seiner Seite baumelte und mit getrocknetem, schwarzem Blut verkrustet war.

Als er den Raum betrat, sackte seine verwundete Schulter nach unten, und er hinkte leicht. Aber mochte sein Leib auch Schaden genommen haben, sein Geist war unversehrt, denn in seinen Augen brannten Wut und Hass, und Letzterer richtete sich in

einem dermaßen durchdringenden Blick gegen Altaïr, dass der an sich halten musste, um nicht zurückzuweichen.

„*Ich* lebe jedenfalls noch“, knurrte Malik, den Blick weiterhin starr auf Altaïr gerichtet, und seine blutunterlaufenen Augen quollen schier über vor Vorwurf und Rage. Er atmete in kurzen, rauen Zügen. Seine gefletschten Zähne waren blutig.

„Und dein Bruder?“, fragte Al Mualim.

Malik schüttelte den Kopf. „Tot.“

Einen Herzschlag lang senkte er den Blick zum steinernen Boden. Dann riss er den Kopf in neu aufflammender Wut wieder hoch, kniff die Augen zusammen und hob einen zitternden Finger, mit dem er auf Altaïr zeigte. „*Deinetwegen*“, zischte er.

„Robert hat mich aus dem Raum hinausgeschleudert.“ Altaïrs Ausrede klang selbst in seinen eigenen Ohren kläglich – *vor allem* in

seinen eigenen Ohren. „Es gab keinen Weg, der wieder hineinführte. Ich konnte nichts tun ...“

„Weil du meine Warnung nicht beherzigen wolltest“, schrie Malik mit heiserer Stimme. „Das alles hätte sich vermeiden lassen. Und mein Bruder ... mein Bruder wäre noch am Leben. Deine Hochmütigkeit hätte uns heute beinah den Sieg gekostet.“

„Beinah?“, hakte Al Mualim vorsichtig nach.

Malik beruhigte sich und nickte, und um seine Lippen spielte die Andeutung eines Lächelns. Ein Lächeln, das Altaïr galt, denn jetzt winkte er einem anderen Assassinen, der mit einem Kästchen auf einem goldenen Tablett vortrat.

„Ich habe, was Euer Liebling nicht finden konnte“, sagte Malik. Seine Stimme klang angestrengt, und er war entkräftet, aber

diesen Augenblick des Triumphes über Altaïr ließ er sich nicht verderben.

Altaïr hatte den Eindruck, die Welt um ihn herum würde einstürzen, als er zusah, wie der Assassine das Tablett auf Al Mualims Schreibtisch abstellte. Das Kästchen war mit alten Schriftzeichen übersät, und es ging irgendetwas davon aus. Eine *Aura*. Darin befand sich zweifellos der Schatz. Es konnte nicht anders sein. Der Schatz, den Altaïr nicht hatte bergen können.

Al Mualims Auge war groß und rund, und es strahlte förmlich. Seine Lippen waren leicht geöffnet, und seine Zunge strich darüber. Er war wie gebannt vom Anblick des Kästchens und der Vorstellung dessen, was sich darin befand, als draußen plötzlich ein Tumult losbrach. Schreie wurden laut. Man hörte Menschen rennen und das

unverkennbare Klirren aufeinanderprallenden Stahls.

„Scheint, als sei ich mit mehr als nur dem Schatz zurückgekehrt“, meinte Malik, als auch schon ein Bote, ohne irgendein Protokoll zu beachten, hereinstürmte. Atemlos brachte er hervor: „Meister, wir werden angegriffen. Robert de Sable belagert das Dorf.“

Al Mualim wurde aus seiner Versonnenheit zurück in die Gegenwart gerissen, und er war genau in der richtigen Stimmung, de Sable gegenüberzutreten. „Einen Kampf sucht er also, wie? Na schön, den will ich ihm nicht verweigern. Geh, sag es den anderen. Die Festung muss bereit gemacht werden.“

Er wandte sich an Altaïr, und Wut loderte in seinem Auge, als er sprach. „Und was dich angeht, Altaïr ... unsere Diskussion muss warten. Begib dich ins Dorf hinunter.“

Vernichte diese Eindringlinge. Vertreibe sie aus unserer Heimstatt.“

„Das werde ich tun“, erwiderte Altaïr, der nicht umhinkonnte, diese plötzliche Wende der Ereignisse als Erleichterung zu empfinden. Irgendwie war ihm dieser Angriff auf das Dorf lieber, als weitere Demütigungen zu erfahren. In Jerusalem hatte er Schande auf sich geladen. Jetzt hatte er die Gelegenheit, diese Schmach wettzumachen.

Er sprang mit einem Salto vom Absatz hinter dem Gemach des Meisters, landete katzengleich auf dem glatten Stein und jagte aus dem Turm, voller Vorfreude auf den Kampf. Als er über den Übungsplatz und dann durch das Haupttor rannte, fragte er sich, ob der Tod jetzt der Ausweg wäre, den er sich wünschte. Jetzt zu sterben ... wäre das ein guter Tod? Ein stolzer, edler Tod?

Genug, um ihn von seiner Schuld reinzuwaschen und seine Ehre wiederherzustellen?

Er zog sein Schwert. Der Schlachtenlärm klang jetzt lauter. Er sah Assassinen und Templer auf dem Hochland am Fuß der Burg miteinander kämpfen, während weiter unten die Dorfbewohner unter dem Ansturm der Attacke auseinanderstoben. Schon übersäten Leichen die Hänge.

Dann wurde auch er angegriffen. Ein Tempelritter stürmte mit gebleckten Zähnen knurrend auf ihn zu, doch Altaïr drehte sich, ließ sich von seinen Instinkten leiten, hob das Schwert dem Christen entgegen, der sich schnell und schwer auf ihn stürzte. Sein Breitschwert krachte gegen Altaïrs Klinge. Aber Altaïr war gewappnet, er stand breitbeinig und in perfekter Haltung da und rührte sich kaum unter dem Angriff des

Templers. Er fegte dessen Schwert beiseite, setzte das Gewicht des riesigen Breitschwerts gegen den Ritter ein, dessen Arm für einen Lidschlag ziellos umherfuchtelte. Altaïr nutzte das Zögern aus, um vorzutreten, und stieß seine Klinge in den Bauch des Mannes.

Der Templer hatte sich im Vertrauen auf einen schnellen Sieg auf ihn gestürzt. So schnell, wie er die Dörfler niedergemetzelt hatte. Eine fatale Fehleinschätzung. Mit dem Stahl im Bauch hustete er Blut, seine Augen waren vor Schmerz und Überraschung geweitet, und Altaïr riss die Klinge nach oben, spaltete ihm den Rumpf, und die Eingeweide des Mannes klatschten in den Staub.

Jetzt kämpfte Altaïr von purer Gehässigkeit getrieben, seine ganze Enttäuschung entlud sich in seinen Schwerthieben, als könnte er mit dem Blut seiner Feinde für sein Versagen bezahlen. Der nächste Templer parierte und

versuchte, ihm standzuhalten, doch Altaïr stieß ihn nach hinten, und die Haltung des Mannes wechselte umgehend von Angriff auf Verteidigung und zeugte dann auch schon nur noch von Verzweiflung. Obwohl er Altaïrs Hiebe noch abwehrte, wimmerte er bereits in Erwartung des Todes.

Altaïr täuschte an, wirbelte um die eigene Achse, und seine Klinge fuhr blitzend über die Kehle des Christen, die aufklaffte, und Blut ergoss sich über die Brust des Mannes. Seine Uniform färbte sich so rot wie das Kreuz darauf. Er sank in die Knie und kippte nach vorn, als sich bereits ein weiterer Soldat auf Altaïr stürzte. Das Sonnenlicht ließ die Klinge seines erhobenen Schwerts glänzen. Altaïr wich ihm geschickt aus und stieß dann seinen Stahl so tief in den Rücken des Mannes, der an ihm vorbeistolperte, dass sich dessen Körper für einen Moment völlig

versteifte. Altaïrs Klinge ragte aus seiner Brust hervor, sein Mund war zu einem stummen Schrei geöffnet. Altaïr ließ ihn zu Boden sinken und zog sein Schwert aus dem Leichnam.

Zwei Soldaten griffen ihn gemeinsam an, wohl in der Hoffnung ihm dank ihrer Zahl überlegen zu sein. Aber sie hatten nicht mit seiner Wut gerechnet. Er kämpfte nicht mit der gewohnten kalten Gleichgültigkeit, sondern mit Feuer im Bauch. Dem Feuer eines Kriegers, der sich um die eigene Sicherheit nicht schert. Und ein solcher Krieger war der gefährlichste von allen.

Ringsum sah er weitere tote Dörfler, von den angreifenden Templern mit dem Schwert niedergemetzelt, und sein Zorn erblühte förmlich, seine Schwerthiebe wurden noch heftiger. Zwei weitere Soldaten fielen unter seiner Klinge. Er ließ sie zuckend im Staub

liegen. Inzwischen tauchten immer mehr Ritter auf. Dorfbewohner und Assassinen eilten den Hang hinauf. Altaïr sah, wie Abbas ihnen befahl, zur Burg zurückzukehren.

„Konzentriert den Angriff auf die Heidenfestung!“, schrie daraufhin ein Ritter. Er rannte den Hügel herauf in Altaïrs Richtung und schwang sein Schwert nach einer fliehenden Frau. „Auf sie ...“

Altaïr rammte dem Christen das Schwert in die Kehle. Die letzten Worte des Mannes erstickten gurgelnd.

Doch hinter den flüchtenden Dorfbewohnern und Assassinen kamen weitere Templer. Altaïr verhielt kurz in der Bewegung und fragte sich, ob dies der richtige Moment sei, um ein letztes Zeichen zu setzen, ob er jetzt sterben sollte, bei der Verteidigung der Seinen, um dem Fluch der Schande zu entgehen.

Nein. Ein vergeudeter Tod brachte keine Ehre, das wusste er, und so schloss er sich denen an, die sich in die Festung zurückzogen, und traf dort gerade ein, als die Tore geschlossen wurden. Er warf noch einen Blick auf die blutige Szenerie draußen, auf die Schönheit Masyafs, die besudelt war von den blutigen Leichen der Dörfler, Soldaten und Assassinen.

Er sah an sich hinab. Seine Kleidung war mit Templerblut bespritzt, er selbst aber war unverletzt geblieben.

„*Altair!*“ Der Ruf riss ihn aus seinen Gedanken. Es war Raufs Stimme. „Komm schon.“

Auf einmal fühlte er sich sehr müde. „Wo gehen wir hin?“

„Wir haben eine Überraschung für unsere Gäste. Tu einfach, was ich tue. Dann wirst du schon sehen ...“ Rauf zeigte nach oben zu den

Zinnen der Festung. Altaïr schob sein Schwert in die Scheide und folgte Rauf über eine Reihe von Leitern zur Turmspitze hinauf, wo sich die Assassinen-Meister versammelt hatten, unter ihnen auch Al Mualim. Altaïr sah zum Meister hin, der ihn seinerseits jedoch nicht beachtete. Seine Lippen bildeten nur einen dünnen Strich. Rauf wies auf eine von drei hölzernen Plattformen, die über den Abgrund ragten, und bedeutete ihm, seinen Platz darauf einzunehmen. Altaïr atmete tief durch, dann trat er vorsichtig an den Rand der Plattform.

Jetzt stand er über Masyaf und konnte ins Tal hinunterschauen. Seine Kleidung flatterte im rauschenden Wind, und er sah Schwärme von Vögeln, die auf warmen Luftströmungen dahinglitten. Die Höhe ließ ihn schwindeln, der spektakuläre Anblick verschlug ihm den Atem – die sanfte

Hügellandschaft, in saftiges Grün getaucht, das schimmernde Wasser des Flusses. Die Toten auf den Hängen waren von hier oben nur Tupfen.

Und dann waren da noch die Templer.

Die Armee der Angreifer hatte sich auf dem Hochland vor einem Wachturm gesammelt, ganz in der Nähe der Festungstore. An ihrer Spitze stand Robert de Sable, der nun vortrat und zu den Zinnen heraufblickte, wo die Assassinen standen. Er richtete das Wort an Al Mualim.

„*Ketzer!*“, brüllte er. „Gebt zurück, was ihr mir gestohlen habt.“

Er meinte den Schatz. Altaïrs Gedanken schweiften kurz zu dem Kästchen auf Al Mualims Schreibtisch. Es war ihm vorgekommen, als sei ein Leuchten davon ausgegangen ...

„Ihr habt keinen Anspruch darauf, Robert“, erwiderte der Meister. Seine Stimme hallte durchs Tal. „Entfernt Euch von hier, ehe ich gezwungen bin, Eure Reihen noch weiter auszudünnen.“

„Ihr treibt ein gefährliches Spiel“, warnte de Sable.

„Ich kann Euch versichern, dass dies kein Spiel ist.“

„So sei es denn“, lautete die Antwort.

Irgendetwas an seinem Ton gefiel Altaïr nicht. Da wandte sich de Sable auch schon an einen seiner Männer. „Bringt die Geisel.“

Aus ihren Reihen zerrten sie den Assassinen hervor. Er war gebunden und geknebelt und wand sich in seinen Fesseln, als man ihn grob nach vorn schleifte. Seine gedämpften Schreie waren bis zur Plattform herauf zu hören, auf der Altaïr stand.

Dann nickte de Sable ohne Umschweife einem neben ihm stehenden Soldaten zu. Der riss dem Assassinen den Kopf an den Haaren in den Nacken, sodass seine Kehle frei lag, und zog ihm die Klinge über den Hals. Dann ließ er den Mann ins Gras fallen.

Den zuschauenden Assassinen stockte der Atem.

De Sable trat neben den daliegenden Mann und stellte ihm einen Fuß auf den Rücken, die Arme wie ein triumphierender Gladiator verschränkt. Ein angewidertes Murmeln ging durch die Reihen der Assassinen, als de Sable auch schon ein weiteres Mal zu Al Mu-alim heraufrief.

„Euer Dorf liegt in Trümmern, und Eure Vorräte sind wohl kaum unerschöpflich. Wie lange wird es dauern, bis Eure Festung in sich zusammenfällt? Wie wird es um die Disziplin Eurer Männer bestellt sein, wenn

die Brunnen versiegen und es nichts mehr zu essen gibt?“ Aus jedem Wort sprach blanke Håme.

Al Mualim blieb jedoch ganz ruhig. „Meine Månner fürchten den Tod nicht, Robert. Sie heißen ihn willkommen. Ihn und die Belohnung, die er bereithält.“

„Gut“, rief de Sable, „dann sollen sie sich nur darauf freuen.“

Natürlich hatte er recht. Die Templer konnten Masyaf belagern und verhindern, dass die Assassinen mit Vorräten versorgt wurden. Wie lange würden sie durchhalten, bis sie so schwach waren, dass de Sable gefahrlos angreifen konnte? Zwei Wochen? Einen Monat? Altar konnte nur hoffen, dass der Plan, der Al Mualim vorschwebte, reichte, um das Blatt zu wenden.

Als stünden ihm seine Gedanken ins Gesicht geschrieben, flüsterte ihm Rauf zu: „Folge mir. Und tu es ohne Zögern.“

Rauf stand auf einer zweiten Plattform neben ihm, weiter drüben ein dritter Assassine. De Sable und seinen Männern war der Blick auf sie versperrt. Als Altaïr hinabschaute, sah er günstig platzierte Heuhaufen, hoch genug, um einen Sturz abzufedern. Er fing an zu begreifen, was Rauf vorhatte. Sie sollten von den Templern unbemerkt hinunterspringen. Aber warum?

Sein Gewand schlug ihm flatternd um die Knie. Das Geräusch war irgendwie beruhigend, wie Wellenrauschen oder Regen. Er blickte in die Tiefe, atmete ruhig. Konzentrierte sich. Versank in sich.

Er hörte Al Mualim und de Sable reden, aber er hörte ihnen nicht mehr zu, dachte nur an den Sprung, machte sich bereit und

schloss die Augen. Er spürte eine tiefe Ruhe in sich, mehr noch – Frieden.

„Jetzt“, gab Rauf das Zeichen und sprang, gefolgt von dem anderen Assassinen. Dann war Altaïr an der Reihe.

Er stieß sich ab.

Die Zeit schien sich aufzulösen, als er mit ausgestreckten Armen fiel. Sein Körper war entspannt und beschrieb einen perfekten Bogen in der Luft. Altaïr kam sich vor, als habe er sich von sich selbst losgelöst. Und dann landete er zielgenau, einer der Heuhaufen bremste seinen Sturz. Genau wie Raufs. Der dritte Assassine hatte Pech und brach sich beim Aufprall ein Bein. Der Mann schrie auf, und Rauf eilte zu ihm, um ihn zum Schweigen zu bringen, damit die Templer nicht auf sie aufmerksam wurden. Der Plan konnte nur klappen, wenn die Templer glaubten, die drei Männer seien in den Tod gesprungen.

Rauf wandte sich an Altaïr. „Ich bleibe hier und kümmerge mich um ihn. Du musst ohne uns gehen. Die Seile dort werden dich zur Falle führen. Löse sie aus und lass den Tod auf unsere Feinde niederregnen.“

Natürlich. Jetzt verstand Altaïr. Er fragte sich kurz, wie es den Assassinen gelungen sein konnte, ohne sein Wissen eine Falle aufzubauen. Wie viele andere Facetten des Ordens waren ihm noch verborgen? Geschickt hangelte er sich an den Seilen über den Abgrund und hin zu der Felswand hinter dem Wachturm. An der kletterte er hinauf, wobei er ganz instinktiv vorging, schnell und mit leicht anmutenden Bewegungen, immer höher, bis er das obere Ende des Wachturms erreichte. Dort fand er zwischen den Brettern der höchsten Etage die vorbereitete Falle, die nur darauf wartete, ausgelöst zu

werden. Schwere, eingeölte Holzstämme, die sich auf einer schrägen Plattform stapelten.

Lautlos schlich er bis an ihren Rand und schaute hinunter auf die Reihen der versammelten Tempelritter. In Scharen standen sie da und wandten ihm den Rücken zu. Dann wanderte sein Blick über die Seile, die die Stämme sicherten. Er zog sein Schwert. Und zum ersten Mal seit Tagen lächelte er.

7

Später hatten sich die Assassinen auf dem Hof versammelt, wo sie immer noch ihren Sieg feierten.

Die Holzstämme waren vom Wachturm auf die Ritter darunter hinabgestürzt. Schon die erste Ladung hatte die meisten der Templer zerquetscht, andere waren erst unter der zweiten umgekommen, die dahinter aufgestapelt war. Eben waren sie sich ihres Sieges noch sicher gewesen, im nächsten Moment wurden ihre Leiber zermalmt, ihre Glieder brachen, und die ganze Streitmacht war in Auflösung begriffen. Robert de Sable befahl seinen Männern den Rückzug,

während die Bogenschützen der Assassinen ihren Vorteil nutzten und Pfeile auf den Feind niederprasseln ließen.

Jetzt jedoch brachte Al Mualim die versammelten Assassinen zum Verstummen. Altaïr bedeutete er, zu ihm zum Eingang des Turms zu kommen. Sein Blick war hart, und kaum war Altaïr zu ihm getreten, befahl Al Mualim zwei Wachen, links und rechts von Altaïr Aufstellung zu nehmen.

Stille trat an die Stelle der gegenseitigen Beglückwünschungen. Altaïr stand mit dem Rücken zu den Assassinen, spürte jedoch den Blick eines jeden Einzelnen auf sich. Inzwischen mussten sie erfahren haben, was in Jerusalem geschehen war. Dafür würden Malik und Abbas schon gesorgt haben. Altaïrs Leistungen in der Schlacht und die Tatsache, dass er die Falle ausgelöst hatte, all das zählte nun nichts mehr, das war ihm

klar. Er konnte nur hoffen, dass Al Mualim Gnade walten ließ.

„Du hast maßgeblich dazu beigetragen, Robert von hier zu vertreiben“, sagte der Meister, und in seinen Worten schwang ein gewisser Stolz mit. Altaïr hoffte, dass es genug war, um ihm zu vergeben, dass er mit seinem Tun hier sein Versagen in Jerusalem wettgemacht hatte. „Seine Macht ist gebrochen“, fuhr Al Mualim fort, „und in absehbarer Zeit wird er uns sicher keinen Ärger mehr bereiten. Sag mir, weißt du, weshalb du so erfolgreich warst?“

Altaïr sagte nichts. Sein Herz hämmerte.

„Du warst erfolgreich, weil du gehorcht hast“, erklärte Al Mualim. „Hättest du auch im Tempel des Salomon gehorcht, Altaïr ... dann hätte sich all das vermeiden lassen.“

Sein Arm beschrieb einen Kreis, der den Hof und alles, was jenseits davon lag, mit

einschloss – und wo auch jetzt noch die Leichen von Assassinen, Templern und Dorfbewohnern lagen, die nach und nach weggeschafft wurden.

„Ich habe getan, was mir aufgetragen wurde“, sagte Altaïr. Er versuchte, seine Worte mit Bedacht zu wählen, aber es gelang ihm nicht.

„Nein“, versetzte der Meister. Seine Augen funkelten. „Du hast getan, was du *wolltest*. Malik hat mir von der Hochmütigkeit berichtet, die du an den Tag gelegt hast. Von deiner Missachtung unserer Lehren.“

Die beiden Wachen neben Altaïr traten vor und ergriffen seine Arme. Er spannte die Muskeln an. Er wappnete sich, setzte sich jedoch nicht zur Wehr.

„Was habt Ihr vor?“, fragte er vorsichtig.

Al Mualims Wangen röteten sich. „Es gibt Regeln. Wir sind nichts, wenn wir nicht am

Credo der Assassinen festhalten. Drei simple Grundsätze, die du vergessen zu haben scheinst. Ich will dich daran erinnern. Der erste lautet: Haltet eure Klinge ...“

Der Meister wollte ihm also eine Standpauke halten. Altaïr entspannte sich, doch gelang es ihm nicht, den resignierenden Ton aus seiner Stimme zu verbannen, als er Al Mualims Satz zu Ende führte: „... fern vom Fleisch Unschuldiger. Ich weiß.“

Das Klatschen, mit dem Al Mualims flache Hand in Altaïrs Gesicht schlug, hallte von den Hofmauern wider. Altaïr hatte das Gefühl, seine Wange stünde in Flammen.

„Und hüte deine Zunge, bis ich dir erlaube, sie zu rühren“, brüllte ihn der Meister an. „Wenn dir dieser Grundsatz so vertraut ist, warum hast du dann den alten Mann im Tempel getötet? Er war unschuldig. Er brauchte nicht zu sterben.“

Altair sagte nichts. Was hätte er auch erwidern sollen? „Ich habe voreilig gehandelt?“ Er hatte den alten Mann aus Anmaßung getötet, das war die Wahrheit.

„Deine Überheblichkeit kennt keine Grenzen“, fuhr Al Mualim fort. „Fülle dein Herz mit Demut, Kind, sonst reiße ich es dir eigenhändig aus der Brust, das schwöre ich.“

Er hielt inne. Seine Schultern hoben und senkten sich, während er seine Wut bezähmte. „Der zweite Grundsatz steht für unsere Stärke“, fuhr er schließlich fort. „Verbergt euch in der Masse. Lasst das Volk eure Maske sein, auf dass ihr mit der Menge verschmelzt. Erinnerst du dich? Denn ich habe gehört, dass du es vorgezogen hast, dich zu zeigen, Aufmerksamkeit auf dich zu ziehen, *bevor* du zugeschlagen hast.“

Altair schwieg weiter. Er spürte, wie die Scham in seinen Eingeweiden rumorte.

„Der dritte und letzte Grundsatz“, ergänzte Al Mualim, „betrifft das schlimmste deiner Vergehen: Gefährdet die Bruderschaft nicht. Die Bedeutung dieser Worte sollte eigentlich auf der Hand liegen. Dein Tun, sei es nun direkt oder indirekt, darf uns keinerlei Gefahr bescheren. Dein selbstsüchtiges Handeln in Jerusalem aber hat uns alle in Gefahr gebracht. Schlimmer noch, du hast den Feind zu uns geführt. Jeder Mann, den wir heute verloren haben, ist deinetwegen gestorben.“

Altaïr hatte es bisher nicht fertiggebracht, den Meister anzusehen. Er hatte das Gesicht abgewandt, die Wange brannte ihm immer noch von der Ohrfeige. Doch als er nun hörte, wie Al Mualim seinen Dolch zog, drehte er den Kopf.

„Es tut mir leid. Wirklich“, sagte Al Mualim. „Aber ich kann nicht erlauben, dass ein Verräter in unseren Reihen verbleibt.“

Nein. Alles, nur das nicht. Lasst mich nicht als Verräter sterben.

Altaïrs Augen wurden groß, als sein Blick sich auf die Klinge heftete, die sein Meister in der Hand hielt – in jener Hand, die ihn von Kindesbeinen an geführt hatte. „Ich bin kein Verräter“, stieß er hervor.

„Dein Tun spricht eine andere Sprache. Und darum lässt du mir keine andere Wahl.“ Al Mualim holte mit dem Dolch aus. „Friede sei mit dir, Altaïr“, sagte er und stieß ihm die Klinge in den Bauch.

8

Und so geschah es. Für ein paar kostbare Augenblicke, so lange sein Tod währte, war Friede mit Altaïr.

Dann ... dann kam er zu sich, wurde sich seiner selbst und seiner Umgebung nach und nach wieder bewusst.

Er war auf den Beinen. Wie konnte er auf den Beinen sein? War dies das Leben nach dem Tod? Befand er sich im Paradies? Wenn es so war, dann sah das Paradies Al Mualims Gemach sehr ähnlich. Und nicht nur das, Al Mualim war auch selbst zugegen. Er stand da und musterte ihn mit undeutbarem Blick.

„Ich lebe?“ Altaïrs Hände tasteten zu der Stelle, wo sich die Klinge in seinen Bauch gebohrt hatte. Er rechnete damit, ein hässliches Loch vorzufinden und Blut zu fühlen, aber da war nichts. Keine Wunde, kein Blut. Obschon er es doch gesehen und gespürt hatte.

Oder nicht?

„Ich habe gesehen, wie Ihr mich erstochen habt“, brachte er hervor, „ich habe die Umar-
mung des Todes gespürt.“

Al Mualims Miene blieb undurchdringlich. „Du hast gesehen, was ich dich sehen lassen wollte. Und dann hast du den Schlaf des Todes geschlafen. Wie im Mutterschoß. Auf dass du erwachen und neugeboren werden konntest.“

Altaïr schüttelte den Kopf, um den Nebel zu vertreiben, in dem seine Gedanken sich verirrt zu haben schienen. „Wozu?“

„Erinnerst du dich, wofür die Assassinen kämpfen?“

Altaïr versuchte immer noch, sich in der Situation zurechtzufinden. „Vor allem für Frieden.“

„Ja. Und zwar in jeder Hinsicht. Es reicht nicht, der Gewalt ein Ende zu setzen, die ein Mensch einem anderen antut. Unser Kampf hat auch den inneren Frieden zum Ziel. Die eine Art des Friedens ist ohne die andere nicht möglich.“

„So sagt man wenigstens.“

Al Mualim schüttelte den Kopf, seine Wangen röteten sich abermals, und seine Stimme wurde wieder lauter. „*So ist es.* Aber du, mein Sohn, hast deinen inneren Frieden nicht gefunden. Und das zeigt sich auf hässliche Weise. Du bist anmaßend und eingebildet. Dir fehlen Selbstbeherrschung und Weisheit.“

„Was soll dann aus mir werden?“

„Für das Leid, das du über uns gebracht hast, sollte ich dich eigentlich töten. Malik fände das gerecht ... dein Leben für das seines Bruders.“

Al Mualim hielt inne, um Altaïr Gelegenheit zu geben, die ganze Tragweite des Augenblicks zu begreifen. Dann fuhr er fort: „Aber das wäre eine Vergeudung meiner Zeit und deiner Begabungen.“

Altaïr entspannte sich noch ein wenig mehr. Sein Leben würde also verschont bleiben. Er konnte sein Versagen wettmachen.

„Dir wurde all dein Besitz genommen“, erklärte Al Mualim. „Genau wie dein Rang. Du bist nun wieder ein Novize, ein Kind. Wie an dem Tag, als du dem Orden beigetreten bist. Ich biete dir eine Chance zur

Wiedergutmachung. Du musst dir deinen Weg zurück in die Bruderschaft verdienen.“

Natürlich. „Ich nehme an, dass Ihr schon einen Plan habt.“

„Als Erstes musst du mir beweisen, dass du noch weißt, was ein Assassine ist. Ein *wahrer* Assassine. Und was ihn ausmacht“, antwortete Al Mualim.

„Ihr wollt also, dass ich jemandem das Leben nehme?“, fragte Altaïr, obgleich er wusste, dass seine Strafe sehr viel härter ausfallen musste.

„Nein. Noch nicht jedenfalls. Jetzt wirst du erst einmal wieder ein Schüler sein.“

„Dazu besteht kein Grund. Ich bin ein Meister-Assassine.“

„Du *warst* ein Meister-Assassine. Andere haben deine Beute für dich aufgespürt. Aber das war einmal. Von heute an wirst du sie selbst aufspüren.“

„Wenn das Euer Wunsch ist.“

„Das ist mein Wunsch.“

„Dann sagt mir, was ich tun soll.“

„Ich habe hier eine Liste. Darauf stehen neun Namen. Neun Männer, die sterben müssen. Sie sind Plagen, Kriegstreiber. Ihre Macht und ihr Einfluss verderben das Land und sorgen dafür, dass die Kreuzzüge weitergehen. Du sollst sie alle finden ... und töten. Damit bringst du die Saat des Friedens aus, sowohl für die Region als auch für dich selbst. Und so kannst du deine Vergehen abbüßen.“

Altair holte tief Luft. Das konnte er tun. Das wollte und *musste* er tun.

„Neun Leben im Tausch für das meine“, sagte er vorsichtig.

Al Mualim lächelte. „Ein sehr großzügiges Angebot, wie ich finde. Hast du Fragen?“

„Nur eine. Wo soll ich anfangen?“

„Reite nach Damaskus. Dort machst du den Schwarzmarkthändler Tamir ausfindig. Er soll der Erste sein, der fällt.“

Al Mualim trat an seinen Brieftaubenkäfig, nahm eines der Tiere heraus und hielt es behutsam in den Händen. „Vergiss nicht, das Assassinenbüro aufzusuchen, wenn du in der Stadt eintriffst. Ich werde eine Taube entsenden, um den Rafiq über dein Kommen zu unterrichten. Sprich mit ihm. Du wirst feststellen, dass er dir eine große Hilfe sein kann.“

Er öffnete die Hand, und der Vogel verschwand durchs Fenster, als sei er hinausgeweht worden.

„Wenn Ihr das für das Beste haltet“, sagte Altaïr.

„Das tue ich. Außerdem kannst du deine Mission nicht ohne sein Einverständnis beginnen.“

Altaïr wurde ärgerlich. „Was soll dieser Unsinn? Ich brauche seine Erlaubnis nicht. Das ist Zeitverschwendung.“

„Das ist der Preis, den du für die Fehler bezahlst, die du begangen hast“, fuhr ihn der Meister an. „Du bist nicht nur mir verantwortlich, sondern ab sofort der gesamten Bruderschaft.“

„So sei es“, gab Altaïr nach, schwieg aber lange genug, um seinen Unmut deutlich zu machen.

„Dann geh“, sagte Al Mualim. „Beweise mir, dass du für uns noch nicht verloren bist.“

Er zögerte kurz, dann fasste er unter seinen Schreibtisch und holte etwas hervor, dass er Altaïr hinschob.

„Nimm“, forderte er ihn auf.

Erfreut griff Altaïr nach seiner Klinge, schnallte die Halterung um sein Handgelenk

und schob den Ring, der als Auslöser diente, über seinen kleinen Finger. Er prüfte den Mechanismus und fühlte sich wieder wie ein Assassine.

9

Vorbei an Palmen, Ställen und Händlern, die ihre Waren vor den Mauern der Stadt feilboten, erreichte Altaïr das große, imposante Tor von Damaskus. Er kannte die Stadt gut, es war die heiligste in Syrien, und dort waren voriges Jahr zwei seiner Zielpersonen zu Hause gewesen. Sein Blick wanderte an der Mauer empor und zu den Zinnen. Er konnte die Lebendigkeit der Stadt dahinter hören. Es war, als vibrierte das Mauerwerk darunter.

Zuerst einmal musste er hineinkommen. Der Erfolg seiner Mission hing davon ab, sich unerkannt durch die weit verzweigten

Straßen zu bewegen. Sich mit den Wachen anzulegen, wäre nicht der beste Auftakt. Er stieg aus dem Sattel, nahm sein Pferd am Zügel und beobachtete das Tor, das von Sarazenen bewacht wurde. Er musste sich einen anderen Weg suchen, doch das war leichter gesagt als getan, denn Damaskus war bekannt für seine Sicherheit und die Mauern – er blickte noch einmal hinauf und kam sich noch kleiner vor als gerade eben – waren zu hoch und zu steil, um sie von außen zu erklimmen.

Dann sah er eine Gruppe von Gelehrten und lächelte. Salah Al'din hatte Gelehrte ermuntert, Damaskus aufzusuchen, um dort ihren Studien nachzugehen. Diese Gäste genossen besondere Privilegien und durften unbehelligt umherstreifen. Altaïr trat zu der Gruppe und schloss sich ihr an, gab sich so andächtig wie möglich, trieb förmlich an den

Wachen vorbei, ließ die Wüste hinter sich und gelangte in die große Stadt.

Dort hielt er den Kopf gesenkt und bewegte sich schnell, aber vorsichtig durch die Straßen, erreichte ein Minarett, sah sich rasch um und sprang dann zu einem Sims hinauf, zog sich hoch, suchte sich weitere Möglichkeiten, um sich mit den Händen an der heißen Mauer festzuhalten, und kletterte immer höher. Es war ein gutes Gefühl, auch wenn er sich nicht so schnell und sicher bewegte wie früher. Aber er spürte doch, wie seine alten Fähigkeiten zurückkehrten. Nein, sie kehrten nicht zurück – sie *erwachten* wieder. Und mit ihnen das alte Hochgefühl.

Dann erreichte er die Spitze des Minarets, wo er in der Hocke verharrte. Wie ein Raubvogel hoch über der Stadt, der den Blick schweifen ließ über die von Kuppeln gekrönten Moscheen und die spitzen Minarette, die aus

dem unebenen Häusermeer ragten. Er sah Marktplätze, Höfe und Heiligtümer sowie den Turm, der den Standort des Assassinenbüros markierte.

Abermals durchströmte ihn ein Hochgefühl. Er hatte vergessen, wie schön die Städte aus solcher Höhe betrachtet waren. Er hatte vergessen, was es für ein Gefühl war, von ihren höchsten Stellen auf sie hinabzuschauen. Wie befreit er sich in solchen Augenblicken fühlte.

Al Mualim hatte recht gehabt. Seit Jahren hatte man Altaïrs Zielpersonen für ihn aufgespürt. Man sagte Altaïr, wo er hingehen solle und wann, und seine Aufgabe war es dann gewesen, sie zu töten, nicht mehr, nicht weniger. Es war ihm nicht bewusst gewesen, aber er hatte jenes Prickeln vermisst, das einherging mit dem Gefühl und Wissen, wirklich ein Assassine zu sein, und dabei

ging es nicht um Blutvergießen und Tod. Was es hieß, ein Assassine zu sein, das fand und spürte man nur in sich.

Er kroch ein wenig nach vorn und blickte hinunter in die engen Gassen von Damaskus. Die Menschen wurden zum Gebet gerufen, und die Menge dünnte sich aus. Er ließ den Blick auf der Suche nach einer weichen Landestelle über die Baldachine und Dächer wandern, dann entdeckte er einen Heuwagen. Er heftete den Blick darauf, atmete ein paar Mal tief durch, richtete sich auf, spürte die Brise und hörte die Glocken. Dann trat er einen Schritt vor, ließ sich elegant vornüberfallen und traf präzise sein Ziel. Es war vielleicht nicht ganz so weich, wie er gehofft hatte, aber er landete dort sicherer als auf einem wackligen Baldachin, der zerreißen und ihn mitten in den Marktstand darunter stürzen lassen konnte. Er lauschte und

wartete, bis es auf der Straße ruhiger wurde, dann kletterte er vom Wagen und machte sich auf den Weg zum Büro.

Er erreichte es übers Dach und ließ sich in eine schattige Vorhalle fallen, in der ein Brunnen plätscherte und Pflanzen die Geräusche von draußen dämpften, sodass er das Gefühl hatte, eine andere Welt betreten zu haben. Er straffte sich und ging in das Büro.

Der Büroleiter, der Rafiq also, saß hinter einer Theke und stand auf, als der Assassine hereinkam. „Altaïr. Es ist schön, Euch zu sehen. Und noch dazu in einem Stück.“

„Die Freude ist ganz meinerseits, mein Freund.“ Altaïr musterte den Rafiq, und was er sah, gefiel ihm nicht besonders. Zum einen hatte der Mann eine unverschämt ironische Art. Außerdem bestand kein Zweifel daran, dass er über Altaïrs jüngste ... *Probleme* unterrichtet war, und er erweckte ganz den

Eindruck, als wolle er die vorübergehende Macht, die ihm diese Situation verlieh, voll ausschöpfen.

Und in der Tat fuhr er mit einem kaum verhohlenen spöttischen Grinsen fort: „Ich bedaure Eure Schwierigkeiten.“

„Nicht der Rede wert.“

Der Rafiq setzte eine geheuchelt besorgte Miene auf. „Ein paar von Euren Brüdern waren vorhin hier ...“

Aha. Deshalb war er so gut informiert, dachte Altaïr.

„Ach, wenn Ihr gehört hättet, wie sie über Euch geredet haben“, sagte der Rafiq, „Ihr hättet sie gewiss auf der Stelle erschlagen.“

„Ist schon gut“, erwiderte Altaïr, der die Art des Mannes bereits satthatte.

Der Büroleiter grinste. „Ja, Ihr habt Euch noch nie lange mit dem Credo aufgehalten, nicht wahr?“

„War's das jetzt?“ Altaïr hatte nicht übel Lust, dem Kerl das Grinsen aus dem Gesicht zu schlagen – oder es ihm mit der Klinge noch zu verbreitern ...

„Verzeihung“, sagte der Mann errötend. „Manchmal vergesse ich mich einfach. Was führt Euch nach Damaskus?“ Er straffte sich ein wenig und besann sich wieder auf seine Aufgabe.

„Ein Mann namens Tamir“, antwortete Altaïr. „Al Mualim hat etwas gegen sein Wirken, und ich soll dem ein Ende bereiten. Sagt mir, wo ich ihn finde.“

„Ihr müsst ihn aufspüren.“

Altaïr wollte hochfahren. „Aber das ist die Aufgabe von ...“ Er unterbrach sich und rief sich Al Mualims Befehle ins Gedächtnis. Er war wieder ein Novize, und als solcher musste er auf eigene Faust ermitteln, seine

Zielperson selbst finden und töten. Er nickte schicksalsergeben.

Der Rafiq ergriff wieder das Wort. „Geht und durchkämmt die Stadt. Findet heraus, was Tamir vorhat und wo er arbeitet. Die Vorbereitung entscheidet, wer den Sieg davonträgt.“

„In Ordnung, aber was könnt Ihr mir über ihn verraten?“, fragte Altaïr.

„Er verdient sich seinen Lebensunterhalt als Schwarzmarkthändler, demnach sollte der Suk, das Händlerviertel, Euer Ziel sein.“

„Ich nehme an, Ihr wollt, dass ich mich wieder bei Euch melde, sobald ich meine Aufgabe erfüllt habe?“

„Ja. Kommt wieder her. Dann gebe ich Euch Al Mualims Marker. Und Ihr gebt uns Tamirs Leben.“

„Wie Ihr wünscht.“

Froh, das alberne Büro und dessen anmaßenden Leiter verlassen zu können, stieg Altaïr zu den Dächern hinauf. Wieder nahm er den Anblick der Stadt wie einen Atemzug in sich auf, ehe er stehen blieb, um in eine schmale Straße hinunterzuschauen. Eine leichte Brise kräuselte die Baldachine. Frauen drängten sich um einen Stand, an dem glänzende Öllampen verkauft wurden, und schnatterten wie Gänse, während nicht weit entfernt zwei Männer stritten. Worüber, das konnte Altaïr nicht verstehen.

Er richtete sein Augenmerk auf das Gebäude gegenüber, dann glitt sein Blick über die Dächer. Von hier aus konnte er die Pascha-Moschee und die herrschaftlichen Gärten im Süden sehen, aber was er ausfindig machen musste, war ...

Da entdeckte er ihn, den riesigen Suk Al-Silaah im Armenviertel, wo er laut dem Rafiq

Informationen über Tamir einholen konnte. Der Büroleiter wusste natürlich mehr, als er preisgab, hatte aber die strikte Anweisung, Altaïr nichts zu verraten. Das verstand er. Der „Novize“ musste den beschwerlichen Weg gehen, und zwar allein.

Er trat zwei Schritte zurück, schüttelte die Anspannung aus den Armen, atmete tief ein und sprang.

Sicher auf der anderen Seite angekommen, duckte er sich für einen Moment und lauschte auf die Stimmen, die von der Straße zu ihm heraufdrangen. Er sah eine Gruppe von Wachen vorübergehen, die einen Eselskarren mit sich führten, der sich unter dem Gewicht aufgestapelter Fässer durchbog. „Macht Platz“, riefen sie und stießen Leute beiseite. „Wir bringen Vorräte für den Palast des Wesirs. Seine Exzellenz Abu'l Nuquod gibt wieder eines seiner Feste.“ Die

Menschen, die zur Seite gestoßen wurden, beherrschten sich mühsam, um sich ihren Unmut nicht anmerken zu lassen.

Altaïr sah den Soldaten nach. Den Namen Abu'l Nuquod hatte er schon gehört, man nannte ihn auch den Handelskönig von Damaskus. Diese Fässer ... Altaïr mochte sich irren, aber sie sahen aus, als enthielten sie Wein.

Egal. Altaïrs Aufgabe war eine andere. Er straffte sich, setzte sich mit schnellen Schritten in Bewegung und hielt kaum inne, bevor er jeweils zum nächsten Gebäude und dann zum übernächsten hinübersprang. Jeder weitere Sprung erfüllte ihn mit frischer Kraft. Er tat wieder, worauf er sich verstand.

Von oben betrachtet sah der Suk aus wie ein ausgefranztes Loch, das man in die Dächer der Stadt geschlagen hatte. Es war das größte Handelszentrum von Damaskus und lag mitten im Armenviertel der Stadt im

Nordosten, ringsum gesäumt von Gebäuden aus Lehm und Holz – bei Regen verwandelte sich Damaskus in einen Sumpf –, und war ein Flickenteppich aus Karren, Ständen und Verkaufstischen. Süße Düfte wehten zu Altaïr herauf, der hoch über dem Markt hockte, die Gerüche von Parfümen und Ölen, Gewürzen und Backwaren. Überall tummelten sich Kunden, Händler und Kaufleute, ihr Stimmengewirr erfüllte die Luft. Die Bewohner von Damaskus standen entweder beisammen und unterhielten sich, oder sie eilten von einem Ort zum nächsten. Dazwischen schien es nichts zu geben, nicht hier jedenfalls. Altaïr beobachtete das Treiben für eine Weile, dann kletterte er vom Dach, mischte sich unters Volk und hörte sich um.

Er lauschte, ob er einen bestimmten Namen hörte.

„*Tamir.*“

Drei Händler drängten sich an einer dunklen Stelle zusammen und redeten leise, aber wild gestikulierend aufeinander ein. Einer von ihnen hatte den Namen ausgesprochen, und Altaïr schob sich auf sie zu, kehrte ihnen den Rücken zu und hörte dabei in der Erinnerung Al Mualims Worte: „Kein Augenkontakt, immer einen beschäftigten Eindruck machen, entspannt bleiben.“

„Er hat ein weiteres Treffen einberufen“, hörte Altaïr einen der Männer sagen. Sprach er von Tamir? Altaïr lauschte weiter und merkte sich den Treffpunkt.

„Worum geht es diesmal? Eine weitere Warnung? Eine weitere Hinrichtung?“

„Nein. Er hat Arbeit für uns.“

„Für die er uns wieder nicht bezahlen wird.“

„Er hat die Gepflogenheiten der Kaufmannsgilde aufgegeben. Er handelt jetzt ganz nach eigenem Belieben ...“

Sie begannen über ein großes Geschäft zu sprechen – „das größte überhaupt“, sagte einer in gedämpftem Ton –, als sie plötzlich verstummten. Nicht weit entfernt hatte ein Redner mit sorgsam gestutztem schwarzem Bart an seinem Pult Aufstellung genommen und starrte jetzt aus dunklen, tief liegenden Augen zu dem Trio herüber. Aus bedrohlichen Augen.

Altair warf einen Blick unter seiner Kapuze hervor. Die drei Männer waren blass geworden. Einer scharrte mit der Sandale im Staub, die anderen beiden gingen davon, als sei ihnen plötzlich etwas Dringendes eingefallen. Ihre Zusammenkunft war beendet.

Der Redner. Vielleicht gehörte er zu Tamirs Leuten. Offenbar herrschte der

Schwarzmarkthändler mit eiserner Hand über den Suk. Altaïr schlenderte hinzu, als der Mann zu sprechen begann und rasch eine Zuhörerschaft um sich scharte.

„Niemand kennt Tamir besser als ich“, verkündete er laut. „Kommt näher. Hört die Geschichte, die ich zu erzählen habe. Die Geschichte eines Kaufmannsprinzen ohnegleichen ...“

Das war genau die Geschichte, die Altaïr hören wollte. Er trat unauffällig näher und spielte seine Rolle als interessierter Zuhörer ausgezeichnet. Um ihn herum wimmelte das Markttreiben.

„Es war kurz vor der Schlacht bei Hattin“, fuhr der Redner fort. „Den Sarazenen wurden die Lebensmittel knapp, und sie brauchten dringend Nachschub. Aber es war keine Hilfe in Sicht. In jenen Tagen unterhielt Tamir eine Karawane zwischen

Damaskus und Jerusalem. Aber in letzter Zeit liefen die Geschäfte schlecht. Niemand in Jerusalem schien haben zu wollen, was er anzubieten hatte, Obst und Gemüse von Bauern aus der Umgebung. Und so ritt Tamir nach Norden und sorgte sich, was aus seinen Waren werden sollte, denn sie würden gewiss schon bald verderben. Und damit hätten diese Geschichte und das Leben dieses armen Mannes zu Ende sein können. Aber das Schicksal entschied anders.“

Der Redner machte eine kurze Pause, um die Spannung zu steigern. „Als Tamir seine Karawane nach Norden trieb, traf er auf den Sarazenenführer und seine hungernden Männer. Ein Glück für beide Parteien, denn jede hatte etwas, das die andere wollte. Tamir gab den Männern seine Lebensmittel. Und nach der Schlacht sorgte der

Sarazenenführer dafür, dass der Händler tausendfach entlohnt wurde. Manche sagen, wäre Tamir nicht zur Stelle gewesen, hätten sich Salah Al'dins Männer wohl gegen ihren Anführer gestellt. Gut möglich also, dass wir die Schlacht dank dieses Mannes, dank Tamir gewannen ...“

Er beendete seine Erzählung und ließ seine Zuhörer ihrer Wege gehen. Auf seinem Gesicht lag ein dünnes Lächeln, als er von seinem Pult wegging und selbst in der Menge untertauchte, vielleicht auf dem Weg zu einem anderen Rednerpult, um denselben Lobgesang auf Tamir noch einmal anzustimmen. Altaïr folgte ihm in sicherem Abstand und vernahm dabei abermals die Worte seines Lehrers: *„Bringe Hindernisse zwischen dich und den Verfolgten. Lass dich nie von einem über die Schulter geworfenen Blick entdecken.“*

Altair genoss das Gefühl, das ihm diese wiederkehrenden Fähigkeiten bereiteten. Es gefiel ihm, den Tageslärm der Stadt auszusperren und sich auf seine Zielperson zu konzentrieren. Dann blieb er abrupt stehen. Ein Stück voraus war der Redner mit einer Frau, die eine Vase trug, zusammengestoßen, und dabei ging das Gefäß zu Bruch. Sogleich machte sie dem Mann Vorhaltungen, hielt die Hand auf und verlangte, dass er ihr den Schaden bezahlte, doch er verzog die Lippen zu einem grausamen Grinsen und holte mit der Hand aus, um die Frau zu schlagen. Altair merkte, wie er sich anspannte, doch die Frau duckte sich, und der Redner grinste noch breiter, ließ die Hand sinken und trat im Weitergehen die Tonscherben der zerbrochenen Vase beiseite. Altair setzte sich wieder in Bewegung und passierte die Frau, die schluchzend und fluchend im Sand

hockte und nach den Scherben ihrer Vase griff.

Der Redner bog von der Straße ab, und Altaïr folgte ihm. Sie befanden sich jetzt in einer engen, fast leeren Gasse mit dunklen Lehmwänden. Wahrscheinlich eine Abkürzung zum nächsten Pult. Altaïr warf einen Blick hinter sich, dann machte er ein paar schnelle Schritte, packte den Redner an den Schultern, riss ihn herum und rammte ihm die Fingerspitzen unter den Rippenbogen.

Der Redner klappte augenblicklich zusammen, taumelte zurück und rang keuchend nach Atem. Sein Mund schnappte wie das Maul eines Fisches auf dem Trockenen. Altaïr vergewisserte sich mit einem schnellen Blick, dass es keine Zeugen gab, dann trat er vor, drehte sich auf einem Fuß und versetzte dem Redner einen Tritt gegen die Kehle.

Der Mann stürzte rücklings zu Boden, seine Beine verwickelten sich im Stoff seines *Thawbs*, während er sich an die Stelle fasste, wo ihn Altaïrs Fuß getroffen hatte. Er wälzte sich im Staub. Altaïr trat lächelnd neben ihn. *Das war leicht*, dachte er. *Zu leicht ...*

Der Redner bewegte sich mit der Schnelligkeit einer Kobra. Er schoss in die Höhe, trat zu und traf Altaïr vor die Brust. Überrascht wankte der Assassine rückwärts, während sich der Redner auf die Füße stemmte und die Fäuste schwingend auf ihn zustürmte. In seinem Blick lag ein Funkeln. Er wusste, dass er Altaïr aus dem Konzept gebracht hatte. Der Assassine wich einem wilden Schwinger aus und erkannte erst dann, dass ihn der Redner getäuscht hatte, denn im gleichen Moment erwischte dieser ihn mit der anderen Faust am Kinn.

Altaïr ging fast zu Boden, schmeckte Blut und verfluchte sich. Er hatte seinen Gegner unterschätzt. Ein Novizenfehler. Der Redner schaute sich hektisch um, als suche er nach dem besten Fluchtweg. Altaïr verdrängte den Schmerz, trat mit erhobenen Fäusten vor und erwischte den Redner an der Schläfe, bevor der sich absetzen konnte. Es folgte ein kurzer Schlagabtausch in der engen Gasse. Der Redner war kleiner und schneller und traf Altaïr auf den Nasenrücken. Der Assassine strauchelte und blinzelte die Tränen weg, die seinen Blick verschwimmen ließen. Der Redner schnupperte Siegesluft, wagte sich näher heran und schoss einen Hieb nach dem anderen ab. Altaïr wich zur Seite, ging in die Knie und fegte dem Gegner die Beine unter dem Körper weg. Der Redner schlug schwer in den Sand, und die Luft entwich pfeifend aus seinen Lungen, als er auf dem

Rücken landete. Altaïr kreiselte herum, ließ sich fallen und rammte dem Redner das Knie genau in den Schritt. Belohnt wurde Altaïr mit einem gequälten Aufkeuchen des Mannes, dann kam er wieder hoch. Seine Schultern hoben und senkten sich, während er sich sammelte. Der Redner wand sich lautlos im Dreck, den Mund zu einem stummen Schrei weit aufgerissen, die Hände in den Schritt gepresst. Als der Mann endlich wieder Luft bekam, ging Altaïr in die Hocke und brachte sein Gesicht ganz nah vor das des anderen.

„Du scheinst einiges über Tamir zu wissen“, zischte er. „Sag mir, was er vorhat.“

„Ich kenne nur die Geschichten, die ich erzähle“, stöhnte der Redner. „Sonst weiß ich nichts.“

Altaïr nahm eine Handvoll Erde auf und ließ sie durch die Finger rieseln. „Ein

Jammer. Wenn du mir nichts anzubieten hast, habe ich keinen Grund, dich am Leben zu lassen.“

„Warte, warte.“ Der Redner hob eine zitternde Hand. „Es gibt da etwas ...“

„Ich höre.“

„In letzter Zeit ist er sehr beschäftigt. Er beaufsichtigt die Herstellung einer großen Anzahl von Waffen ...“

„Und? Diese Waffen sind vermutlich für Salah Al'din bestimmt. Das hilft mir nicht weiter. Und das heißt, es hilft auch dir nicht weiter.“ Altaïr streckte die Hand aus ...

„Nein. Haltet ein. Hört zu.“ Die Augen des Redners traten hervor, auf seiner Stirn bildeten sich Schweißperlen. „Sie sind eben *nicht* für Salah Al'din. Die Wappen auf diesen Waffen sind anders. Unbekannt. Es hat den Anschein, als unterstütze Tamir jemand anderen ... Aber ich weiß nicht, wen.“

Altaïr nickte. „Ist das alles?“, fragte er.

„Ja. Ja. Ich habe Euch alles gesagt, was ich weiß.“

„Dann darfst du dich jetzt ausruhen.“

„Nein, bitte ...“, setzte der Redner an, aber da ertönte schon ein leises Klicken, als Altaïr seine Klinge auslöste und sie dem Redner durchs Brustbein trieb. Dabei hielt er den erzitternden Mann fest. Im nächsten Moment trat dem Redner blutiger Schaum aus dem Mundwinkel, und seine Augen wurden glasig. Ein schneller, sauberer Tod.

Altaïr ließ den Toten in den Sand sinken, schloss ihm die Augen und erhob sich. Die Klinge ließ er wieder verschwinden, den Leichnam zog er hinter einen Stapel alter, stinkender Fässer, dann drehte er sich um und verließ die Gasse.

10

„Altair. Willkommen, willkommen!“

Der Rafiq grinste, als er eintrat, und Altair musterte den Mann einen Moment lang und sah, wie er unter seinem Blick ein klein wenig zusammenfuhr. *Umweht mich der Geruch des Todes?*, fragte er sich. Vielleicht hatte der Büroleiter ihn wahrgenommen.

„Ich habe getan, was Ihr mir aufgetragen habt. Also gebt mir den Marker.“

„Eines nach dem anderen. Erzählt mir erst, was Ihr wisst.“

Es juckte Altair in den Fingern, den Mann zurechtzustutzen, aber er versagte es sich. Er

musste das Spiel mitmachen, ganz gleich, wie albern er es fand.

„Tamir herrscht über den Suk Al-Silaah“, berichtete er und sah in Gedanken die Händler, die gedämpft miteinander gesprochen hatten, und die Angst in ihren Gesichtern, als sie Tamirs Redner erblickt hatten. „Er verdient sein Geld mit dem Verkauf von Waffen und Rüstungen, und dabei wird er von vielen Leuten unterstützt: Schmieden, Kaufleuten, Geldgebern. Er ist der größte Händler des Todes im ganzen Land.“

Der Rafiq nickte. Das alles wusste er bereits. „Und habt Ihr eine Möglichkeit gefunden, uns von diesem Joch zu befreien?“, fragte er herablassend.

„Bei einem Treffen im Suk Al-Silaah soll ein wichtiges Geschäft besprochen werden. Es heißt, dies sei das größte Geschäft, das Tamir je gemacht hat. Dort wird er durch seine

Arbeit abgelenkt sein. Und da werde ich zuschlagen.“

„Euer Plan scheint mir gut durchdacht. Ihr dürft gehen.“

Er griff unter seinen Schreibtisch und holte Al Mualims Marker hervor – eine Feder von einem der geliebten Vögel des Meisters. Er legte sie auf den Schreibtisch. „Möge Al Mualims Wille geschehen“, sagte er, während Altaïr die Feder nahm und sorgfältig unter seiner Kleidung verbarg.

Kurz nach Sonnenaufgang verließ er das Büro abermals und machte sich auf den Weg zurück zum Suk Al-Silaah. Als er dort ankam, stellte er fest, dass die Blicke aller Anwesenden auf einen tiefer gelegenen Zeremonienhof in der Mitte des Markts gerichtet zu sein schienen.

Bald schon sah er auch, warum – dort stand eine herrschaftliche Gestalt. Von zwei

finster blickenden Leibwächtern flankiert, dominierte der Mann den Hof und ragte bedrohlich über einem Mann auf, der zitternd vor ihm stand. Er trug einen bunten Turban, eine elegante Tunika und Beinkleider. Seine gefletschten Zähne blitzten unter einem dunklen Schnurrbart hervor. Das konnte nur Tamir sein.

Während Altaïr um die Menge herumging, behielt er die Szene genau im Auge. Händler waren hinter ihren Ständen hervorgetreten, um besser sehen zu können. Diejenigen, die sonst hin- und hereilten oder in Gespräche vertieft waren, standen vorübergehend wie erstarrt da.

„Wenn Ihr nur einen Blick ...“, begann der Mann, der sich vor Tamir wand.

„Deine Berechnungen interessieren mich nicht“, fiel ihm Tamir ins Wort. „Die Zahlen ändern nichts. Deine Männer haben die

Bestellung nicht ausgeführt, und das heißt, ich musste meinen Kunden enttäuschen.“

Seinen Kunden, überlegte Altaïr. *Wer das wohl sein mag?*

Der Händler schluckte. Seine Augen suchten in der Menge der Umstehenden nach Hilfe, ohne fündig zu werden. Die Marktwachen standen mit ausdruckslosen Mienen und scheinbar blinden Augen da, und die Schaulustigen gafften nur gespannt. Altaïr fand sie zum Kotzen, allesamt – die glotzenden Geier ebenso wie die Wachen, die nichts unternahmen. Vor allem aber Tamir.

„Wir brauchen mehr Zeit“, flehte der Händler. Vielleicht erkannte er, dass seine einzige Chance darin bestand, Tamir Gnade abzurufen.

„Das ist die Ausrede eines Faulpelzes oder eines Nichtskönners“, erwiderte der Schwarzmarkthändler. „Was davon bist du?“

„Weder das eine noch das andere“, antwortete der Mann verzweifelt.

„Meine Augen sagen mir etwas anderes“, erklärte Tamir. Er stellte den Fuß auf einen niedrigen Mauervorsprung und stützte sich auf sein Knie. „Also, rede! Wie willst du unser Problem lösen? Diese Waffen werden *jetzt* gebraucht.“

„Ich sehe keine Lösung“, stammelte der Händler. „Meine Männer arbeiten Tag und Nacht. Aber Euer ... Kunde verlangt so viel. Und der Zielort ... das ist eine schwierige Route.“

„Wenn du nur mit Waffen ebenso schnell zur Hand wärst wie mit Ausflüchten“, lachte Tamir. Jetzt bezog er das Publikum mit ein und erntete ein leises Lachen, auch wenn es eher aus Angst geboren war.

„Ich habe getan, was ich konnte“, beharrte der ältere Mann. Schweiß rann unter dem

Stirnband seines Turbans hervor, sein grauer Bart bebte.

„Das reicht nicht.“

„Dann erwartet Ihr vielleicht zu viel“, meinte der Händler.

Das war eine riskante Bemerkung. Das joviale Lächeln, das der Menge gegolten hatte, schwand aus Tamirs Gesicht. Mit hartem Blick wandte er sich an den alten Mann. „*Zu viel?*“, wiederholte er, und nun lag eine ganz neue Kälte in seinem Ton. „Du hast mir alles zu verdanken. Ohne mich würdest du immer noch für ein paar Almosen Schlangen beschwören. Und im Gegenzug habe ich nur darum gebeten, dass du die Bestellungen, die ich dir bringe, erfüllst. Und da sagst du, ich erwarte *zu viel?*“

Er zog seinen Dolch. Die Klinge blitzte auf. Die Zuschauer traten unbehaglich von einem Fuß auf den anderen. Altaïr sah zu den

Wachen hin, die mit verschränkten Armen und teilnahmslosen Gesichtern dastanden, die Säbel im Gürtel. Niemand im Suk wagte es, sich zu rühren. Es war, als läge plötzlich ein Bann über allen.

Der Kehle des Händlers entglitt ein ängstlicher Laut. Er fiel auf die Knie und hielt demütig bittend die gefalteten Hände in die Höhe. Seine Miene war zu einer flehenden Grimasse verzerrt, in seinen Augen glänzten Tränen.

Tamir schaute auf den Mann hinab, der wie ein jämmerliches Geschöpf vor ihm kauerte, und spuckte aus. Der Händler blinzelte den Speichel aus seinen Augen.

„Du wagst es, mir mit solcher Respektlosigkeit zu begegnen?“, brüllte Tamir.

„Habt Gnade, Tamir, ich bitte Euch“, wimmerte der alte Mann. „Ich wollte Euch nicht kränken.“

„Dann hättest du den Mund halten sollen“, knurrte Tamir.

Altaïr erkannte die Blutgier in seinen Augen. Er wusste genau, was geschehen würde, und so kam es auch – Tamir zog dem Händler die Dolchspitze über die Brust, in seiner Tunika klaffte ein Schnitt auf, der sich augenblicklich rot färbte. Der Händler fiel mit einem schrillen Aufschrei, der auf dem ganzen Marktplatz zu hören war, rücklings zu Boden.

„Nein. Hört auf“, quiekte er.

„Aufhören?“, höhnte Tamir. „Ich fange doch gerade erst an.“

Er trat vor, bohrte dem Mann den Dolch tief in den Bauch und stieß fest zu. Der

Händler schrie wie ein Tier, als Tamir abermals zustach.

„Du bist in *meinen* Suk gekommen“, rief er. Noch ein Stich.

„Hast dich vor *meine* Männer gestellt.“

Er stach wieder zu. Dabei entstand ein Geräusch, als würde Fleisch weich geklopft. Der alte Mann schrie immer noch.

„Und hast es gewagt, mich zu beleidigen.“

Er begleitete jedes Wort mit einem Dolchstoß.

„Ich werde dich lehren, wie ich solche Respektlosigkeit vergelte.“

Inzwischen hatte der Händler aufgehört zu schreien. Der Mann war nur noch ein blutiger Leichnam, der mit ausgestreckten Gliedern auf dem Hof lag, den Kopf unnatürlich abgewinkelt. Einer von Tamirs Leibwächtern trat vor, um den Toten wegzubringen.

„Nein“, hielt Tamir ihn schnaufend auf. Er wischte sich mit dem Handrücken über den Bart. „Lass ihn liegen.“

Er wandte sich an die Menge. „Lasst euch das eine Lehre sein. Denkt gut nach, bevor ihr mir sagt, dass etwas nicht zu schaffen sei. Und jetzt geht wieder an die Arbeit.“

Die Leiche des alten Mannes blieb, wo sie war; ein Hund schnüffelte bereits daran herum. Die Schaulustigen gingen wieder ihrem Tagewerk nach, das Treiben im Suk nahm allmählich wieder zu, und kurz darauf war es, als wäre nichts passiert. Als hätte es den alten Mann nie gegeben.

Für Altaïr galt das jedoch nicht. Er öffnete die Fäuste, stieß langsam den Atem aus und brachte seine Wut unter Kontrolle. Dann neigte er den Kopf leicht, verbarg die Augen unter der Kapuze und schlich durch die Menge hinter Tamir her, der, gefolgt von

seinen Leibwächtern, über den Markt ging. Altaïr hörte, wie er mit den Händlern sprach, die ihn mit großen, entsetzten Augen ansahen, aber eifrig allem zustimmten, was er ihnen auftrug.

„Das kann ich nicht verkaufen“, schnauzte Tamir. „Schmelz es ein und mach's noch mal. Und wenn wieder nichts daraus wird, wirst du als Nächstes eingeschmolzen.“

Große Augen. Nicken.

„Ich verstehe gar nicht, was du den ganzen Tag lang machst. Dein Stand ist mit Waren gefüllt. Aber es sollte dein Geldbeutel sein, der gefüllt ist. Warum kannst du das Zeug nicht verkaufen? Das ist doch nicht so schwierig. Vielleicht strengst du dich nicht genug an. Soll ich dich *motivieren*?“

Der Händler nickte, bevor ihm bewusst wurde, was Tamir ihm da antrug, und verfiel hastig in ein ebenso hastiges Kopfschütteln.

Tamir ging weiter. Um ihn her wimmelte es von Leuten. Und seine zwei Leibwächter ... hm, war das eine Gelegenheit? Da sich der ganze Markt vor Tamir fürchtete, hatten seine Leibwächter in ihrer Aufmerksamkeit etwas nachgelassen. Die beiden waren an einem anderen Stand stehen geblieben, wo sie die Herausgabe von Waren verlangten, die sie ihren Frauen schenken wollten. Tamir hatte unterdessen neue Opfer gefunden, die er terrorisieren konnte.

Altaïr stahl sich zwischen ihn und seine beiden Leibwächter. Er spannte sich und spürte den Widerstand des Klingenmechanismus an seinem kleinen Finger. Tamir stand mit dem Rücken zu Altaïr und beleidigte einen weiteren Händler.

„Du hast mich um diesen Platz angebettelt. Hast geschworen, dass du hier so viel

verkaufen würdest wie niemand sonst. Ich sollte ...“

Altaïr trat vor, und – *klick* – seine Klinge schnellte hervor, als er mit einer schwingvollen Bewegung einen Arm um Tamir legte und mit dem anderen die Waffe tief in den Leib des Schwarzmarkthändlers trieb.

Tamir gab einen erstickten Laut von sich, schrie aber nicht. Eine Sekunde lang wand er sich, dann erschlaffte er. Über seine Schulter hinweg erhaschte Altaïr einen Blick auf die geweiteten Augen des Händlers hinter dem Stand. Der Mann wusste nicht, was er tun sollte – Alarm schlagen oder ... Er drehte sich um und ging davon.

Altaïr ließ Tamir zwischen zwei Verkaufsständen zu Boden sinken, wo seine Leibwächter, die immer noch ahnungslos waren, ihn nicht sehen konnten.

„Ruhe in Frieden“, sagte Altaïr sanft.

„Dafür wirst du büßen, Assassine“, flüsterte Tamir mit rauer Stimme. Ein dünnes Blutrinnsal lief ihm aus der Nase. „Du und deine ganze Bande.“

„Mir scheint, dass du es bist, der jetzt büßt, mein Freund. Du wirst nicht länger vom Leid anderer profitieren.“

Tamir lachte leise, aber hart auf. „Du hältst mich für einen kleinen Händler des Todes, der sich an der Brust des Krieges labt? Ein merkwürdiges Opfer für einen Assassinen, findest du nicht? Warum gerade ich, wo so viele andere doch dasselbe tun?“

„Dann glaubst du also, du seist anders?“, fragte Altaïr.

„Oh, das bin ich, denn ich diene einem edleren Zweck als bloßem Profit. Genau wie meine Brüder ...“

„Brüder?“

Tamir lachte abermals leise und schwach. „Ach, du glaubst, ich handele allein? Nein, ich bin nur ein Teil des Ganzen. Ein Mann, der eine Rolle zu erfüllen hat. Du wirst die anderen noch früh genug kennenlernen. Und sie werden nicht begeistert sein über das, was du getan hast.“

„Gut. Ich freue mich schon darauf, auch ihrem Leben ein Ende zu bereiten.“

„Was bist du doch von Stolz erfüllt. Er wird dich vernichten, Junge“, prophezeite Tamir. Und damit starb er.

„Wenn sich die Dinge ändern sollen, müssen Menschen sterben“, sagte Altaïr und schloss dem Toten die Augen.

Er holte Al Mualims Feder hervor, tauchte sie in Tamirs Blut und warf den Leibwächtern einen letzten Blick zu, dann ging er davon und verschwand im Getümmel. Als er

das Geschrei hinter sich aufbranden hörte,
war er nur noch ein Geist.

11

Tamir. Er war der Erste der insgesamt neun, und Al Mualims Miene hatte stumme Zufriedenheit ausgedrückt, als er von der blutbefleckten Feder auf seinem Schreibtisch zu Altaïr aufsaß und ihn lobte – bevor er ihm seine nächste Aufgabe erteilte.

Altaïr hatte zustimmend den Kopf geneigt und seinen Meister verlassen. Anderntags hatte er seine Sachen gepackt und war wieder aufgebrochen, diesmal nach Akkon, eine Stadt, die sich so fest im Griff der Kreuzfahrer befand wie Damaskus in dem von Salah Al'dins Männern. Eine Stadt, die vom Krieg verwundet war.

Die Einnahme Akkons hatte große Opfer gefordert. Die Christen hatten die Stadt nach fast zweijähriger, blutiger Belagerung zurückerobert. Altaïr hatte dabei eine Rolle gespielt und dazu beigetragen, der Vergiftung der Wasservorräte der Stadt durch die Templer ein Ende zu bereiten.

Gegen das Schlachten hatte er jedoch nichts unternehmen können. Leichen im Wasser hatten sowohl den Muslimen als auch den Christen Seuchen beschert, im Innern wie auch außerhalb der Stadtmauern. Die Vorräte waren zur Neige gegangen, und Tausende waren schlicht verhungert. Dann waren weitere Kreuzfahrer eingetroffen, um noch mehr Maschinen zu bauen, mittels derer sie Breschen in die Mauern von Akkon geschlagen hatten. Die Sarazenen hatten den Feind lange genug abgewehrt, um die Löcher zu flicken, bis die Armee von Richard

Löwenherz die Muslime zermürbte und zur Kapitulation zwang. Daraufhin waren die Christen in die Stadt einmarschiert und hatten die Garnison in Beschlag genommen.

Dann hatten Verhandlungen zwischen Salah Al'din und Richard über die Freilassung von Geiseln begonnen, wobei eine Meinungsverschiedenheit zwischen Richard und dem Franzosen Konrad von Montferrat zu Komplikationen geführt hatte. Denn Montferrat war nicht bereit, Gefangene herauszugeben, die die französischen Streitkräfte in ihre Gewalt gebracht hatten.

Konrad war nach Tyros zurückgekehrt und Richard war auf dem Weg nach Jaffa, wo seine Truppen auf Salah Al'dins trafen. Die Führung hatte man Konrads Vater Wilhelm überlassen.

Wilhelm von Montferrat hatte angeordnet, die muslimischen Geiseln zu töten. Auf

seinen Befehl hin wurden fast dreitausend Menschen geköpft.

Und so nahm Altaïr seine Ermittlungen in einer Stadt auf, die unter den Nachwehen ihrer jüngsten Vergangenheit litt: Belagerung, Seuchen, Hungersnot, Grausamkeiten und Blutvergießen. Eine Stadt, deren Bewohner mit Leiden aller Art nur zu vertraut waren. In ihren Augen nistete der Kummer und ihre Schultern beugten sich unter der Bürde der Trauer. In den Armenvierteln der Stadt stieß er auf das schlimmste Leid – in Musselin gewickelte Leichen säumten die Straßen, in den Häfen wucherten Trunkenheit und Gewalt. Der einzige Teil der Stadt, in dem es nicht nach Tod und Verzweiflung stank, war das sogenannte Kettenviertel, in dem die Kreuzfahrer residierten, wo Richard seine Zitadelle und William sein Quartier hatte. Von dort aus hatten die Kreuzfahrer

Akkon zur Hauptstadt des Königreichs Jerusalem ausgerufen und als Stützpunkt zur Aufstockung ihrer Vorräte genutzt, bevor Richard nach Jaffa aufgebrochen war und die hiesige Verantwortung Wilhelm übertragen hatte. Dessen Herrschaft hatte bisher nur zu einer Verschlimmerung der allzu offensichtlichen Probleme der Stadt geführt, von denen sich Altaïr auf Schritt und Tritt umgeben sah, als er durch die Straßen ging. Er war froh, als er seine Ermittlungen abschließen und sich auf den Weg zum Assassinenbüro machen konnte. Dort saß der Rafiq, Jabal mit Namen, und gurrte einer Taube zu, die er in der Hand hielt. Als Altaïr eintrat, sah er auf.

„Ah, Altaïr“, sagte er in freundlichem Ton. „Ein Vögelchen hat mir Euren Besuch angekündigt.“

Er lächelte über seinen eigenen Scherz, dann gab er die Taube frei. Sie ließ sich auf dem Tresen nieder, wo sie ihr Brustgefieder aufplusterte, um dann wie ein geflügelter Wächter hin und her zu patrouillieren. Jabal sah dem Tier mit belustigtem Blick zu, dann drehte er sich auf seinem Stuhl um und wandte sich seinem Besucher zu.

„Und wer ist der Bedauernswerte, den Al Mualim Eure Klinge kosten lassen will, Altaïr?“, fragte er.

„Al Mualim hat die Hinrichtung eines Mannes namens Garnier von Nablus befohlen.“

Jabal zuckte zusammen. „Ihr sollt den Großmeister des Johanniterordens töten?“

Altaïr nickte langsam. „Genau den. Und ich habe bereits beschlossen, wann und wo ich zuschlagen werde.“

„Dann teilt Euer Wissen mit mir.“ Jabal wirkte beeindruckt und das zu Recht.

„Er lebt und arbeitet im Hospital seines Ordens“, begann Altaïr, „nordwestlich von hier. Gerüchten zufolge werden dort Gräueltaten verübt.“

Während Altaïr dem Büroleiter berichtete, was er wusste, nickte Jabal, dachte über die Worte nach und fragte schließlich: „Wie sieht Euer Plan aus?“

„Garnier hält sich vornehmlich in seiner Unterkunft innerhalb des Hospitals auf und verlässt sie nur gelegentlich, um nach seinen Patienten zu sehen. Wenn er seinen Rundgang macht, werde ich zuschlagen.“

„Offensichtlich habt Ihr Euch die Sache gut überlegt. Ihr dürft gehen.“ Und damit reichte er Altaïr den Marker von Al Mualim. „Entfernt diesen Schmutzfleck von Akkon, Altaïr.“

Vielleicht hilft es Euch bei Eurer eigenen Läuterung.“

Altaïr nahm die Feder, bedachte Jabal mit einem unheilvollen Blick – musste man seine Schmach denn jedem Assassinen auf die Nase binden? – und ging. Er nahm den Weg über die Dächer der Stadt, bis das Hospital in Sicht kam. Er hielt inne, verschnaufte und sammelte seine Gedanken, während er auf das Hospital hinabblickte.

Altaïr hatte Jabal nur eine gekürzte Fassung dessen geliefert, was er herausgefunden hatte. Seinen wahren Abscheu hatte er vor dem Büroleiter verheimlicht. Er hatte in Erfahrung gebracht, dass Garnier von Nablus der Großmeister des Johanniterordens war. Der Orden war in Jerusalem gegründet worden, um bedürftigen Pilgern zu helfen, und unterhielt jetzt auch eine Niederlassung in einer der ärmsten Gegenden von Akkon.

Aber dort tat Nablus nach Altaïrs Informationen alles andere, als Hilfe zu leisten.

Im Johanniterviertel hatte er zwei Angehörige des Ordens belauscht, die sich darüber unterhalten hatten, dass Garnier gewöhnliche Bürger, die das Hospital aufsuchen wollten, abwies, und deshalb neigten diese Menschen zur Gewalt. Einer der beiden hatte gesagt, er fürchte eine Neuauflage eines Skandals, wie er sich in Tyros zugetragen habe.

„Was für ein Skandal?“, hatte sein Freund ihn gefragt.

Der Mann hatte sich zu seinem Gefährten vorgebeugt, um ihm zu antworten, und Altaïr hatte angestrengt lauschen müssen. „Dort hat Garnier früher gelebt“, hatte der Mann gesagt, „aber es kam zu einem Skandal, woraufhin man ihn verbannte. Es heißt, er

habe an Bewohnern der Stadt Experimente durchgeführt.“

Der andere Mann war etwas blass um die Nase geworden. „Was für Experimente waren das?“

„Einzelheiten sind mir nicht bekannt, aber ich frage mich, ob er nicht wieder damit angefangen hat. Schließt er sich deswegen in der Johanniterfestung ein?“

Später hatte Altaïr eine Schriftrolle gelesen, die er einem Helfer von Nablus aus der Tasche geklaut hatte. Der Johanniter hätte nicht die Absicht, seine Patienten zu heilen, stand da zu lesen. Man belieferte ihn mit Versuchspersonen aus Jerusalem, an denen er für einen unbekannten Auftraggeber Tests vornahm, die seine Opfer in bestimmte Zustände versetzen sollten. Und Tamir – der unlängst dahingeschiedene Tamir – war

beauftragt worden, Waffen für dieses Unternehmen zu beschaffen.

Ein Satz stach Altaïr besonders in Auge: „*Wir sollten bestrebt sein zurückzuerlangen, was uns genommen wurde.*“ Was bedeutete das? Während er noch darüber rätselte, hatte er seine Ermittlungen fortgesetzt. Er hatte gehört, dass der Großmeister „Irren“ erlaubte, auf dem Gelände des Hospitals frei umherzuspazieren. Und als die Bogenschützen auf den Wehrgängen über dem Hospital ihre Posten verließen, hatte Altaïr festgestellt, dass Nablus seinen Rundgang gern ohne Leibwächter unternahm und dass nur Mönchen der Zutritt gewährt wurde.

Dann, als er sämtliche Informationen, die er brauchte, gesammelt hatte, war Altaïr zu Jabal gegangen, um sich Al Mualims Feder abzuholen.

12

Jetzt ging er um die Außenseite eines Gebäudes herum, das an die Festung der Johanniter angrenzte. Wie erwartet stieß er dort auf eine Wache, einen Bogenschützen, und Altaïr beobachtete, wie der Mann den Laufgang entlangging und ab und zu einen Blick in den Hof hinunterwarf, hauptsächlich aber die Dächer im Auge behielt. Altaïr sah zur Sonne hoch. Gleich musste es so weit sein, dachte er und lächelte in sich hinein, als der Bogenschütze in diesem Moment tatsächlich zu einer Leiter ging und nach unten stieg.

Altaïr hielt sich geduckt. Er sprang vom Dach auf den Laufgang und pirschte vorwärts, bis er über den Rand und in den Hof hinunterschauen konnte. Der Bereich war von steilen Mauern aus grauem Stein umgeben, in der Mitte erhob sich ein Brunnen, ansonsten jedoch war der Hof leer, ganz anders als es bei den meisten der verzierten und schmuckreichen Gebäuden der Fall war, die man sonst in Akkon fand. Altaïr machte mehrere Wachen in den wattierten schwarzen Gewändern der Johanner aus, die alle ein weißes Kreuz auf der Brust trugen, sowie eine Gruppe von Mönchen. Zwischen ihnen bewegten sich Menschen ohne Schuhwerk und Hemd, bei denen es sich vermutlich um Patienten handelte. Arme Geschöpfe, die mit ausdruckslosen Gesichtern und glasigem Blick ziellos umherstreiften.

Altaïr legte die Stirn in Falten. Obgleich der Laufgang nun unbewacht war, konnte er sich doch nicht einfach in den Hof hinunterlassen, ohne gesehen zu werden. Er schlich sich zur Vorderseite des Hospitals, von wo aus er auf die Straße hinausschauen konnte. Auf dem steinernen Pflaster, das die Sonne ausgebleicht hatte, bettelten bedürftige Einwohner und ihre Familien bei den Wachen um Einlass. Andere, die den Verstand verloren hatten, tappten in der Menge umher, warfen die Arme in die Luft und gaben Kauderwelsch und Obszönitäten von sich.

Und dort – Altaïr lächelte bei ihrem Anblick – war eine Gruppe von Gelehrten. Sie gingen durch die Menge, als sei sie gar nicht vorhanden, blind und taub für das Leid und den Tumult. Und es sah so aus, als hielten sie auf das Hospital zu. Altaïr machte sich das Durcheinander zunutze und ließ sich

unbemerkt auf die Straße hinunter. Dort schloss er sich den Gelehrten an, senkte den Kopf und konzentrierte sich auf seine dahinschlurfenden Füße. Hin und wieder riskierte er einen vorsichtigen Blick, um nachzusehen, wo sie waren. Wie er gehofft hatte, gingen sie zum Hospital, wo die Wachen beiseitetraten und sie in den Hof passieren ließen.

Altair rümpfte die Nase. Hatte es draußen auf der Straße noch nach Stadt gerochen, nach Gebackenem, Parfüm und Gewürzen, herrschte hier drinnen der Gestank des Leidens, von Tod und menschlichen Exkrementen. Von irgendwoher – hinter einer doppelflügeligen Tür hervor – drangen erst schmerzerfüllte Schreie und dann leises Stöhnen. Das musste der Haupttrakt des Hospitals sein, vermutete Altair. Seine Annahme bestätigte sich, als die Türhälften

plötzlich aufflogen und ein Patient auf den Hof herauswankte.

„*Nein. Hilfe. Helft mir!*“, schrie er. Sein Gesicht war angstverzerrt, seine Augen geweitet. „*Bitte helft mir. Ihr müsst mir helfen.*“

Ein Wächter jagte hinter ihm her. Eines seiner Augenlider sah aus, als sei es einmal durch einen Schnitt verletzt worden. Er holte den Fliehenden ein. Ein weiterer Wächter eilte hinzu, und gemeinsam schlugen und traten sie auf den Verrückten ein, bis sie ihn überwältigt hatten und er auf dem Pflaster kniete.

Altair verfolgte die Szene. Er spürte, wie sich seine Kiefermuskeln spannten und seine Fäuste ballten, als die beiden Wachen auf den Mann eindroschen. Andere Patienten traten vor, um einen besseren Blick auf das Schauspiel zu haben, auch wenn ihre Mienen

nur vages Interesse verrieten und sie selbst leicht schwankend dastanden.

„Gnade“, heulte der Verrückte, während die Schläge auf ihn niederhagelten. „Ich bitte um Gnade. Hört auf ...“

Er verstummte. Urplötzlich schien er allen Schmerz zu vergessen, als die Tür zum Hospital aufschwang und ein Mann heraustrat, der nur Garnier von Nablus sein konnte.

Er war kleiner, als Altaïr erwartet hatte. Er war bartlos, hatte kurz geschorenes weißes Haar und tief liegende Augen, und um seinen Mund, dessen Winkel nach unten wiesen, lag ein grausamer Zug, der ihm einen leichenhaften Ausdruck verlieh. Auf seinen Armen prangten die weißen Kreuze der Johanniter, um den Hals trug er ein Kruzifix. Aber ganz gleich, welchen Gott dieser Mann auch verehrte, er hatte ihn zweifellos verlassen, das konnte Altaïr sehen, denn Nablus

trug auch eine Schürze – eine schmutzige, blutbefleckte Schürze.

Jetzt blickte er finster auf den Verrückten, der vor ihm lag und von den beiden Wachen festgehalten wurde. Der Wächter mit dem schlaffen Lid hob gerade die Faust, um ihm einen weiteren Hieb zu verpassen.

„Das reicht, mein Kind“, befahl Nablus. „Ich habe dich gebeten, den Patienten zurückzuholen, nicht, ihn umzubringen.“

Widerwillig ließ der Wächter die Faust sinken, während Nablus direkt vor den Verrückten hintrat, der stöhnend und wie ein scheues Tier zurückwich.

Nablus lächelte. Alle Härte war mit einem Mal aus seinem Gesicht verschwunden. „Na, na“, sagte er zu dem Mann, und es klang beinahe zärtlich. „Es wird alles gut. Gib mir deine Hand.“

Der Verrückte schüttelte den Kopf. „Nein ... nein ... Fasst mich nicht an. Fasst mich nicht mehr an ...“

Nablus fürchte die Stirn, als habe ihn die Reaktion des Mannes ein wenig verletzt. „Du musst deine Angst bezwingen, sonst kann ich dir nicht helfen“, sagte er ruhig.

„Mir helfen? Wie Ihr den anderen geholfen habt? Ihr habt ihnen die *Seele* genommen. Ich hab es gesehen! Aber nicht mit mir. Nein. Meine bekommt Ihr nicht. Niemals ... Meine nicht, meine nicht, meine nicht ...“

Jetzt war es vorbei mit der Behutsamkeit. Nablus gab dem Verrückten eine Ohrfeige. „Reiß dich zusammen“, knurrte er. Seine tief liegenden Augen funkelten, und der andere ließ den Kopf sinken. „Glaubst du, das macht mir Spaß? Glaubst du, ich *will* dir wehtun? Nein. Aber du lässt mir keine andere Wahl ...“

Da riss sich der Verrückte auf einmal von den Wachen los und versuchte, in die wartende Menge zu fliehen. „Jedes freundliche Wort unterstreicht er mit dem Handrücken!“, kreischte er und lief dicht an Altaïr vorbei, die beiden Wachen schon auf den Fersen. „Alles Lug und Trug. Er wird erst zufrieden sein, wenn sich alle vor ihm beugen.“

Der erste Wächter erwischte ihn und zerrte ihn zurück zu Nablus. Der Mann wimmerte unter dem kalten Blick des Großmeisters.

„Das hättest du nicht tun sollen“, sagte Nablus langsam, dann wandte er sich an den Wächter. „Bringt ihn zurück in seine Unterkunft. Ich komme, sobald ich mich um die anderen gekümmert habe.“

„Ihr könnt mich hier nicht festhalten!“, rief der Verrückte. „Ich werde wieder fliehen.“

Nablu blieb stehen. „Nein, das wirst du nicht“, sagte er und befahl dem Wächter: „Brecht ihm die Beine.“

Der Wächter grinste. Der Verrückte versuchte, sich loszureißen. Dann war zweimal ein übelkeiterregendes Knacken zu hören wie von brechendem Holz, als der riesenhafte Ritter erst auf das eine Bein des Mannes und dann auf das andere stampfte. Der Verrückte schrie, und Altaïr ertappte sich dabei, wie er sich nach vorn beugte, zum Sprung bereit. Er konnte kaum noch an sich halten, diese böswillige Grausamkeit machte ihn wütend.

Dann verging der Moment, der Verletzte verlor das Bewusstsein – der Schmerz war zweifellos unerträglich –, und die beiden Wachen schleiften ihn weg. Nablu sah ihm nach. Das Mitgefühl war in seine Miene zurückgekehrt.

„Es tut mir so leid, mein Kind“, sagte er wie zu sich selbst, ehe er sich an die Menge wandte. „Habt ihr nichts Besseres zu tun?“, schnauzte er und starrte die Mönche und Patienten finster an, die sich langsam zurückzogen. Als Altaïr sich umdrehte, um ihnen zu folgen, sah er, wie Nablus die Menge mit dem Blick sorgsam durchforstete, als suche er nach jemandem, der geschickt worden sein mochte, um ihn zu töten.

Gut, dachte Altaïr, als er hörte, wie sich die Tür des Hospitals schloss, nachdem Nablus den Hof verlassen hatte. *Soll er sich nur fürchten. Soll er ruhig ein bisschen von dem verspüren, was er anderen einflößt.* Dieser Gedanke wärmte ihn, als er sich den Gelehrten anschloss, die durch eine zweite Tür gingen. Auch sie führte in den Haupttrakt, wo ausgestreutes Stroh den Gestank von Leid und menschlichen

Ausscheidungen kaum überdecken konnte. Altaïr musste unweigerlich würgen, und er sah, wie etliche der Gelehrten sich einen Zipfel ihrer Kleidung vors Gesicht hielten, um sich vor dem Geruch zu schützen. Das Stöhnen kam von hier, und Altaïr sah Krankenbetten, in denen Männer ächzten und vereinzelt auch vor Schmerzen aufschrien. Mit gesenktem Kopf spähte er unter seiner Kapuze hervor und sah, wie Nablus auf eines der Betten zuing, in dem ein ausgemergelter Mann lag, der von ledernen Bändern gehalten wurde.

„Und wie geht es dir?“, fragte Nablus den Mann.

Unter Schmerzen keuchte der Patient: „Was habt Ihr ... mit mir gemacht?“

„Oh ja. Die Schmerzen. Am Anfang tut es weh, das will ich nicht leugnen. Aber das ist

ein geringer Preis. Du wirst mir beizeiten zustimmen.“

Der Mann versuchte, den Kopf anzuheben. „Ihr seid ... ein Ungeheuer ...“

Nablus lächelte nachsichtig. „Man hat mich schon mit schlimmeren Ausdrücken bedacht.“

Er ging an einem Käfig aus Holz vorbei, in dem sich ein weiteres Bett befand, und blickte hinein auf den ... nein, das war kein Patient, erkannte Altaïr. Diese armen Geschöpfe waren Versuchspersonen. An ihnen wurden *Experimente* vorgenommen. Wieder hatte er Mühe, seine Wut zu unterdrücken. Er schaute sich um. Die meisten der Wachen befanden sich auf der anderen Seite des Krankensaals. Genau wie auf dem Hof draußen stolperten auch dort ein paar orientierungslose Patienten umher, und es gab auch dort eine Gruppe von Mönchen, die

gebannt jedem Wort von Nablus lauschten, dabei aber respektvoll Abstand hielten und sich leise miteinander unterhielten, während Nablus seinen Rundgang machte.

Wenn Altaïr es tun wollte – und er würde es tun –, dann musste es bald sein.

Doch dann trat Nablus an ein anderes Bett und lächelte dem Mann zu, der darin lag.

„Man hat mir gesagt, du könntest jetzt gehen“, sagte er freundlich. „Das ist beeindruckend.“

Der Mann blickte ihn verwirrt an. „Es ist ... so lange her. Hab fast vergessen ... wie es geht.“

Nablus wirkte erfreut. Ehrlich erfreut. Er strahlte übers ganze Gesicht, als er sagte: „Wunderbar.“

„Ich ... verstehe das nicht. Warum habt Ihr mir geholfen?“

„Weil niemand sonst es getan hat“, antwortete Nablus und ging weiter.

„Ich verdanke Euch mein Leben“, sagte der Mann im nächsten Bett. „Ich stehe ganz zu Euren Diensten. Danke. Ich danke Euch, dass Ihr mich befreit habt.“

„Ich danke dir, dass ich dich befreien durfte“, erwiderte Nablus.

Altaïr zögerte kurz. Irrte er sich? War Nablus kein Ungeheuer? Doch dann verschuchte er seine Zweifel so schnell, wie sie gekommen waren, und dachte stattdessen an die Schmerzensschreie des verrückten Mannes, dem man vorhin die Beine gebrochen hatte, und an die leblos und wie betäubt wirkenden Patienten, die durch das Hospital streiften. Wenn es Beweise für geheilte Patienten gab, dann wurde ihre Zahl von den Fällen barbarischen Treibens mit Sicherheit übertroffen.

Nablus hatte das letzte Bett im Saal erreicht. Gleich würde er den Raum verlassen, und Altaïrs Gelegenheit wäre dahin. Der Assassine warf einen entschlossenen Blick hinter sich. Die Wachen waren immer noch auf der anderen Seite beschäftigt. Dann löste er sich von der Gelehrtengruppe und trat hinter Nablus, gerade als dieser sich über seinen Patienten beugte.

Altaïrs Klinge schnellte hervor, und er stieß zu, griff nach Nablus und erstickte dessen Schrei, als er vor Schmerz den Rücken durchdrückte. Beinah sanft ließ der Assassine den aufgespießten Arzt zu Boden gleiten.

„Lasst ab von Eurer Bürde“, flüsterte er.

Nablus sah blinzelnd zu ihm auf. Schaute dem Assassinen ins Gesicht. Aber in seinen sterbenden Augen lag keine Angst. Alles, was Altaïr darin entdeckte, war Sorge. „Oh ja ...

ich werde jetzt ruhen, nicht wahr?“, sagte Nablus mit leisem Stöhnen. „Der endlose Traum ruft mich. Aber bevor ich meine Augen schließe, beantworte mir eine Frage. Was wird aus meinen Kindern?“

Kinder? „Ihr meint die Menschen, die Ihr mit Euren grausamen Experimenten gequält habt?“ Altaïr konnte seinen Ekel nicht verhehlen. „Sie sind frei und können nach Hause gehen.“

Nablus lachte spöttisch. „Nach Hause? In die Kanalisation, meint Ihr? In die Bordelle? In die Gefängnisse, aus denen wir sie herausgeholt haben?“

„Ihr habt diese Menschen mit Gewalt verschleppt“, sagte Altaïr. „Gegen ihren Willen.“

„Ja. Aber einen Willen besaßen sie ja kaum noch“, keuchte Nablus. „Seid Ihr wirklich so naiv? Tröstet Ihr ein heulendes Kind einfach nur, weil es jammert: *Aber ich will mit dem*

Feuer spielen, Vater! Was würdet Ihr diesem Kind sagen? Wie du willst? Dann wäre es Eure Schuld, wenn es sich verbrennt.“

„Das hier sind keine Kinder“, entgegnete Altaïr. Er wollte den Sterbenden verstehen. „Das sind erwachsene Männer und Frauen.“

„Ihrem Körper nach vielleicht. Aber nicht im Geiste. Und das ist der Schaden, den ich zu beheben versuchte. Ich gebe zu, ohne das Artefakt – das Ihr uns gestohlen habt – verlangsamt sich mein Fortschritt. Aber es gibt Kräuter. Mischungen und Extrakte. Meine Wachen sind der Beweis dafür. Auch sie waren irr, bevor ich sie fand und sie aus den Kerkern ihres kranken Geistes befreite. Und wenn ich tot bin, werden sie wieder zu Irren werden.“

„Ihr glaubt wirklich, dass Ihr ihnen geholfen habt?“, fragte Altaïr.

Nablus lächelte. Jetzt erlosch das Licht in seinen Augen langsam. „Es geht nicht darum, was ich glaube, sondern um das, was ich weiß.“

Er starb. Altaïr ließ den Kopf des Mannes auf den Steinboden sinken, holte Al Mualims Feder hervor und bestrich sie mit Blut. „Möge der Tod sich deiner erbarmen“, flüsterte er.

Im selben Moment wurde unter den Mönchen, die nicht weit entfernt standen, ein Schrei laut, und Altaïr, eben noch über den Toten gebeugt, richtete sich auf und sah auch schon Wachen auf sich zustürmen. Als sie ihre Schwerter zogen, sprang er auf und rannte zur gegenüberliegenden Tür, die, so hoffte er eindringlich, auf den Hof hinausführte.

Er öffnete sie und stellte erfreut fest, dass seine Hoffnung sich erfüllt hatte.

Weniger erfreut war er, den Wächter von vorhin wiederzusehen, der mit gezogenem Breitschwert durch die offene Tür platzte ...

Altaïr zog sein Schwert, und mit der Klinge am Handgelenk des einen Arms und dem Schwert in der anderen Faust blockierte er die Attacke des Wächters. Eine Sekunde lang standen die beiden Männer Nase an Nase da, und Altaïr konnte das vernarbte Augenlid des Mannes genau sehen. Dann stemmte sich Narbenlid von ihm ab, führte aber sofort einen Stich nach vorn, traf Altaïrs Schwert, aber setzte so rasch nach, dass Altaïr fast nicht zum Parieren kam. Der Assassine tänzelte zurück und versuchte, Distanz zwischen sich und Narbenlid zu bringen. Der Wächter war ein besserer Schwertkämpfer, als er erwartet hatte. Und groß und stark war er noch dazu. An seinem Hals traten die Sehnen hervor, die jahrelange Handhabung des

schweren Breitschwerts hatte ihn bärenhafte Kraft entwickeln lassen. Altaïr hörte, wie sich ihm von hinten die anderen Wachen näherten und dann auf ein Zeichen von Narbenlid hin stehen blieben.

„Den will ich haben“, knurrte der hünenhafte Ritter.

Er war überheblich, allzu selbstsicher. Lächelnd genoss Altaïr diese Ironie. Dann griff er an und riss die Klinge von unten nach oben. Grinsend wehrte Narbenlid den Hieb ab und grunzte dann, als Altaïr nach links sprang, ihn von der anderen Seite her attackierte – von der Seite seines verletzten Auges, das seine Schwachstelle war – und nach seinem Hals schlug.

Die Kehle des Ritters klaffte auf, Blut ergoss sich aus der Wunde, während er in die Knie sank. Hinter Altaïr erklang ein überraschter Aufschrei, und er rannte los, brach

durch eine Reihe von Verrückten, die sich zum Zuschauen versammelt hatten, sprintete über den Hof, am Brunnen vorbei und durch den Torbogen hinaus in die Stadt.

Er blieb stehen und ließ den Blick zu den Dächern hinaufwandern. Dann sprang er auf einen Marktstand, und während ihm der Händler hinterherfluchte, kletterte Altaïr schon an der Mauer hinter dem Stand empor, um sich über die Dächer abzusetzen. Er rannte und sprang, ließ das albtraumhafte Hospital hinter sich zurück und verschmolz mit der Stadt. Doch die letzten Worte von Nablus wollten ihm nicht aus dem Kopf gehen. Von welchem *Artefakt* hatte er gesprochen? Kurz dachte Altaïr an das Kästchen auf Al Mualims Schreibtisch, verwarf den Gedanken dann aber wieder. Das konnte nicht sein. Was sollte das mit den Johannitern zu tun haben?

Aber wenn es nicht das war, was war es dann?

13

„Garnier von Nablus ist tot“, hatte er Al Mulim Tage später gemeldet.

„Ausgezeichnet.“ Der Großmeister hatte wohlwollend genickt. „Ein erfreulicheres Resultat hätten wir uns nicht wünschen können.“

„Und doch ...“, begann Altaïr.

„Was ist?“

„Der Arzt beharrte darauf, noble Arbeit geleistet zu haben“, sagte Altaïr. „Und tatsächlich schienen ihm viele derjenigen, die angeblich seine Gefangenen waren, durchaus dankbar gewesen zu sein. Nicht alle, aber doch genug, um mich zu der Frage zu führen,

wie es ihm gelungen ist, Feinde in Freunde zu verwandeln?“

Al Mualim lachte leise. „Führer werden immer Wege finden, um andere dazu zu bewegen, ihnen zu gehorchen. Das ist es ja, was sie zu Führern macht. Wenn Worte nicht helfen, versuche es mit der Münze. Und wenn das nicht hilft, verlegen sie sich auf grundlegendere Dinge – Bestechung, Drohungen und andere Kniffe. Es gibt Pflanzen, Altaïr – Kräuter aus fernen Ländern –, die einen Menschen um seine Sinne bringen können. Die Freuden, die sie bescheren, sind so groß, dass Menschen sich sogar davon versklaven lassen.“

Altaïr nickte. Er dachte an die benebelten Patienten. An den Verrückten. „Dann glaubt Ihr, dass diese Menschen unter Drogen standen? Dass man sie vergiftet hatte?“

„Ja, wenn es wirklich so war, wie du es beschreibst“, hatte Al Mualim gesagt. „Unsere Feinde haben mir schon denselben Vorwurf gemacht.“

Dann hatte er Altaïr seinen nächsten Auftrag erteilt, und Altaïr hatte sich gefragt, warum der Meister lächelte, als er ihn anwies, seine Ermittlungen anzustellen und sich dann bei dem Büro-Rafiq in Jerusalem zu melden.

Als er das Büro jetzt betrat, wusste er, warum. Weil der Meister es amüsan fand, dass Altaïr einmal mehr auf Malik traf.

Der Assassine erhob sich hinter dem Schreibtisch, als Altaïr hereinkam. Einen Moment lang musterten sie sich, und keiner von beiden machte aus seiner Geringschätzung einen Hehl. Dann drehte sich Malik langsam und zeigte Altaïr seinen Armstumpf.

Altaïr wurde blass. Natürlich. Nach seiner Verletzung im Kampf gegen die Sables Männer hatten auch die besten Chirurgen in Masyaf Maliks linken Arm nicht retten können und waren gezwungen gewesen, ihn zu amputieren.

Malik lächelte. Es war das bittersüße Siegeslächeln, das einen zu hohen Preis gekostet hatte, und Altaïr riss sich zusammen. Es stand ihm nicht zu, Malik mit irgendetwas anderem als Demut und Respekt zu begegnen. Er neigte den Kopf und drückte damit sein Bedauern über Maliks Verluste aus – den Verlust seines Bruders, seines Arms, seines Status.

„Schutz und Friede seien mit dir, Malik“, sagte er schließlich.

„Deine Anwesenheit hier nimmt mir das eine wie das andere“, spie Malik hervor. Ihm hingegen stand es zu, Altaïr mit Verachtung

entgegenzutreten, und von diesem Recht schien er reichlich Gebrauch machen zu wollen. „Was willst du?“

„Al Mualim hat mich gebeten ...“

„... er hat dir aufgetragen, irgendeine Aufgabe zu erfüllen, um Buße zu tun“, schnauzte Malik. „Also, rede. Was hast du herausgefunden?“

„Nun gut, ich weiß Folgendes“, antwortete Altaïr. „Die Zielperson ist Talal, der Menschenhandel betreibt. Er entführt Bewohner von Jerusalem und verkauft sie in die Sklaverei. Sein Hauptquartier ist ein Lagerhaus nördlich von hier. Er macht gerade eine Karawane reisefertig. Ich werde zuschlagen, während er seine Ware begutachtet. Wenn es mir gelingt, seinen Männern aus dem Weg zu gehen, sollte Talal selbst kaum eine Herausforderung darstellen.“

Malik verzog die Lippen. „Kaum eine Herausforderung? Du bist immer noch so überheblich wie eh und je.“

Altair tadelte sich im Stillen. Malik hatte recht. Er dachte an den Redner in Damaskus, den er unterschätzt und der ihn beinahe bezwungen hatte.

„War das alles?“, fragte er, ohne sich seine Gedanken anmerken zu lassen. „Bist du zufrieden mit dem, was ich in Erfahrung bringen konnte?“

„Nein“, sagte Malik und reichte Altair die Feder, „aber es muss genügen.“

Altair nickte. Sein Blick fiel abermals auf Maliks leeren Ärmel, und er wollte schon etwas sagen, als ihm bewusst wurde, dass es keine Worte gab, mit denen er sein Versagen hätte wettmachen können. Er hatte Malik zu viel gekostet, als dass er je auf dessen Vergeltung hoffen durfte.

So drehte er sich um und verließ das Büro. Ein weiterer Mensch sollte den Kuss seiner Klinge zu spüren bekommen.

14

Wenig später stahl sich Altaïr in das Lagerhaus, wo die Lieferung vorbereitet wurde. Er schaute sich um, und was er sah, gefiel ihm nicht.

Es gab keine Wachen. Keine Helfer.

Er trat zwei Schritte vor, dann blieb er stehen. Nein. Was tat er denn da? In diesem Lagerhaus stimmte rein gar nichts, und er wollte sich gerade umdrehen und gehen, als plötzlich die Tür zukrachte und zu hören war, wie draußen ein Riegel vorgelegt wurde.

Er fluchte und zog sein Schwert.

Dann schlich er vorwärts. Seine Sinne gewöhnten sich langsam an das Halbdunkel,

die dumpfe Kühle und den Geruch der Fackeln, außerdem ...

Da war noch etwas. Der Geruch von Vieh, der Altaïr in diesem Fall allerdings eher an Menschen als an Tiere erinnerte.

Die kleinen Flammen der Fackeln warfen ihr Licht auf dunkle, glatte Wände, und irgendwo tropfte Wasser. Das nächste Geräusch, das er vernahm, war ein leises Stöhnen.

Inzwischen sah er noch ein wenig besser. Er pirschte weiter, entdeckte Kisten und Fässer, und dann ... einen Käfig. Er trat näher, um hineinschauen zu können, und schreckte vor dem Anblick beinah zurück. Darin saß ein Mann. Ein armseliger, bibbernder Mann, der die Knie an die Brust gezogen hatte und Altaïr mit flehenden, wässrigen Augen anblickte. Dann hob er eine zitternde Hand.

„Helft mir“, bat er mit krächzender Stimme.

Da hörte Altaïr hinter sich ein weiteres Geräusch. Er kreiselte herum und sah einen zweiten Mann, der von der Wand hing, Hand- und Fußgelenke in eisernen Schellen. Der Kopf ruhte mit dem Kinn auf seiner Brust, die schmutzigen Haare hingen ihm ins Gesicht, aber seine Lippen schienen sich wie im Gebet zu bewegen.

Altaïr ging zu ihm. Dann erklang von unter ihm eine weitere Stimme. Er senkte den Blick und sah ein Eisengitter, das in die Steinplatten des Lagerhausbodens eingelassen war. Zwischen den Gitterstäben hindurch blickte das Gesicht eines Sklaven zu ihm hoch, knochige Finger streckten sich ihm in einer flehenden Geste entgegen. Hinter diesem Mann machte Altaïr in der Grube noch mehr dunkle Umrisse aus, er

hörte Bewegungen und weitere Stimmen, und einen Moment lang schien das ganze Lagerhaus vom Flehen der Eingesperreten erfüllt zu sein.

„Helft mir, helft mir.“

Ein beharrlicher, drängender Chor, vor dem Altaïr sich am liebsten die Ohren zugehalten hätte. Bis schließlich eine lautere Stimme ertönte.

„Du hättest nicht herkommen sollen, Assassine.“

Talal?

Altaïr drehte sich schwungvoll in die Richtung, aus der die Stimme kam, und sah, wie sich auf einer Galerie über ihm Schatten bewegten. Bogenschützen? Er spannte die Muskeln und duckte sich, um ein möglichst kleines Ziel zu bieten. Das Schwert hielt er zum Kampf bereit in der Hand.

Aber wenn Talal seinen Tod gewollt hätte, dann wäre Altaïr jetzt schon im Jenseits gewesen. Er war geradewegs in die Falle des Sklavenhändlers getappt – der Fehler eines Narren, eines Novizen –, aber sie war noch nicht ganz zugeschnappt.

„Aber auf diesen Rat hättest du wohl ohnehin nicht gehört“, spottete Talal, „um deine Bruderschaft nicht zu enttäuschen.“

Altaïr schlich vorwärts und versuchte, Talal ausfindig zu machen. Seine Stimme drang von oben herab, so viel stand fest. Aber wo befand er sich genau?

„Dachtest du, deine Anwesenheit würde mir verborgen bleiben?“, fuhr die körperlose Stimme mit einem leisen Lachen fort. „Ich wusste von dir, sobald du den Fuß in diese Stadt gesetzt hattest. So weit reicht mein Arm.“

Von unten hörte Altaïr schluchzende Laute. Er senkte den Blick und sah weitere Gitter und noch mehr schmutzige, verweinte Gesichter, die aus der Düsternis zu ihm heraufsahen.

„Helft mir ... Rettet mich ...“

Noch mehr Käfige, noch mehr Sklaven, Männer und Frauen, Bettler, Huren, Trunkenbolde und Irre.

„Helft mir. Helft mir.“

„Die Sklaven sehe ich“, rief Altaïr. „Aber wo sind die Sklavenhändler?“

Talal übergang die Frage.

„Ich will dir meine Arbeit in all ihrem Glanz zeigen“, kündigte er an, und schon flammten weitere Fackeln auf und beleuchteten angsterfüllte, flehende Gesichter.

Vor Altaïr glitt ein zweites Tor auf, hinter dem ein weiterer Raum lag. Er stieg ein paar Stufen hinauf und trat in einen großen

Raum, der ringsum von einer Galerie gesäumt wurde. Dort oben machte er scheenhaft Gestalten aus. Seine Faust schloss sich fester um den Schwertgriff.

„Und nun, Sklavenhändler?“, rief er.

Talal versuchte ihm Angst einzujagen. Und es gab durchaus Dinge, die Altaïr Angst machten. Aber der Sklavenhändler gehörte nicht dazu, dessen war er sich gewiss.

„Nenn mich nicht so“, zürnte Talal. „Ich will diesen Menschen nur helfen. So wie mir selbst geholfen wurde.“

Immer noch konnte Altaïr das leise Stöhnen der Sklaven aus dem anderen Raum hören. Er bezweifelte, dass sie glaubten, ihnen würde geholfen. „Du hilfst ihnen nicht, indem du sie einsperrst“, rief er ins Halbdunkel.

Talal zeigte sich noch immer nicht. „Einsperren? Ich biete ihnen Schutz und bereite sie auf eine Reise vor, die vor ihnen liegt.“

„Was für eine Reise?“ Altaïr schnaubte. „Ihnen steht ein Leben in Knechtschaft bevor.“

„Du weißt gar nichts. Es war eine Torheit, dich überhaupt hierherzubringen. Ich dachte, du würdest es verstehen, wenn du es mit eigenen Augen siehst.“

„Ich verstehe genug. Dir fehlt der Mut, mir gegenüberzutreten. Lieber versteckst du dich in der Dunkelheit. Genug geredet. Zeige dich.“

„Du willst also den Mann sehen, der dich hergerufen hat, ja?“

Altaïr hörte Bewegung auf der Galerie.

„Du hast mich nicht gerufen“, rief er. „Ich kam aus freien Stücken.“

Gelächter hallte von der Galerie zu ihm herab.

„Ach ja?“, höhnte Talal. „Und wer hat die Tür entriegelt? Dir den Weg bereitet? Musstest du deine Klinge auch nur gegen einen einzigen meiner Männer erheben? Nein. Das alles habe ich für dich getan.“

In der Decke über der Galerie bewegte sich etwas. Ein Lichtfleck fiel auf den steinernen Boden.

„Dann tritt ins Licht“, rief Talal von oben, „und ich gewähre dir einen letzten Gefallen.“

Abermals sagte sich Altaïr, dass er längst mit Pfeilen gespickt wäre, wenn sie ihn hätten töten wollen, und so trat er ins Licht. Im selben Moment erschienen aus den Schatten auf der Galerie maskierte Männer, die über die Brüstung herabsprangen und ihn lautlos umzingelten. Sie musterten ihn aus leidenschaftslosen Augen. An den Hüften

trugen sie Schwerter, sie atmeten ein und aus, ihre Brust hob und senkte sich, ansonsten rührten sie sich nicht.

Altaïr schluckte. Sie waren zu sechst. Von „kaum einer Herausforderung“ konnte jetzt keine Rede mehr sein.

Dann drangen Schritte von oben zu ihm herab, und er schaute zu der Galerie hinauf, wo Talal aus dem Halbdunkel getreten war und nun auf ihn herabsah. Er trug eine gestreifte Tunika und einen breiten Gürtel. Über seiner Schulter hing ein Bogen.

„Jetzt stehe ich vor dir“, sagte er, breitete die Arme aus und lächelte so warm, als heiße er einen Gast in seinem Haus willkommen. „Was ist dein Begehr?“

„Komm herunter.“ Altaïr wedelte mit seinem Schwert. „Lass uns die Sache ehrenvoll beilegen.“

„Warum muss immer alles zu Gewalt führen?“, entgegnete Talal, und er klang fast so, als sei er enttäuscht von Altaïr, bevor er hinzufügte: „Es sieht so aus, als könnte ich dir nicht helfen, Assassine, weil du dir selbst nicht helfen willst. Und ich kann nicht zulassen, dass meine Arbeit gefährdet wird. Du lässt mir keine andere Wahl ... du musst sterben.“

Er gab seinen Männern einen Wink.

Sie hoben ihre Schwerter.

Und griffen an.

Altaïr ächzte. Schon musste er sich gegen zwei Wachen zugleich zur Wehr setzen. Er stieß sie zurück, dann richtete er seine Aufmerksamkeit sofort auf einen dritten Mann. Die anderen warteten ab. Rasch erkannte er, dass ihre Strategie darin bestand, jeweils zu zweit auf ihn loszugehen.

Darauf konnte er sich einstellen. Er packte einen von ihnen, nahm erfreut zur Kenntniss, dass sich die Augen des Mannes über dessen Maske vor Schreck weiteten, dann warf er ihn nach hinten gegen einen fünften Mann, woraufhin die beiden gegen ein Gerüst prallten, das über ihnen zusammenstürzte. Altaïr nutzte den Vorteil, stach mit der Schwertspitze zu und hörte einen Schrei und einen Todesseufzer von dem Mann, der mit von sich gestreckten Gliedern auf dem Steinboden lag.

Altaïrs Gegner sammelten sich wieder und warfen einander Blicke zu, während sie ihn langsam umkreisten. Er drehte sich mit ihnen, das Schwert vorgestreckt und lächelte. Jetzt machte ihm die Sache beinahe Spaß. Er konnte in ihren Gesichtern lesen – sie waren zu fünft, bestens ausgebildete, maskierte Mörder, die gegen einen einzelnen

Assassinen standen. Sie hatten ihn für leichte Beute gehalten. Doch schon einen Schlagabtausch später waren sie sich nicht mehr so sicher.

Er pickte sich einen heraus. Ein alter Trick, den ihm Al Mualim beigebracht hatte, wenn man es mit mehreren Gegnern zu tun hatte.

„Wähle einen deiner Widersacher aus ...“

Mit Bedacht heftete Altaïr den Blick auf einen Mann, der direkt vor ihm stand.

„Lass die anderen nicht außer Acht, aber konzentriere dich auf einen von ihnen. Nimm ihn dir zum Ziel. Und lass ihn wissen, dass er dein Ziel ist.“

Er lächelte. Der Mann wimmerte.

„Dann machst du ihm den Garaus.“

Altaïr stieß wie eine Schlange zu, ging den Maskierten an, dessen Reaktion zu langsam war – und der auf Altaïrs Klinge starrte, als sie in seiner Brust verschwand. Dann sank er

stöhnend in die Knie. Ein feuchter, fleischiger Laut entstand, als Altaïr sein Schwert aus dem Leib des Mannes zog. Dann wandte er sich dem Nächsten zu.

„Wähle einen deiner Widersacher aus ...“

Der Mann wirkte regelrecht entsetzt, von Mordlust keine Spur mehr. Sein Schwert fing an zu zittern. Er rief etwas in einer Sprache, die Altaïr nicht verstand, dann stürzte er ungeschickt auf Altaïr zu, um ihn in die Defensive zu zwingen. Aber Altaïr wich aus und hieb nach dem Bauch des Mannes, und schon sah er glänzende Eingeweide, die aus der Wunde quollen. Von oben erscholl Talals Stimme, der seine Männer zum Angriff trieb. Jetzt gingen die drei übrigen gleichzeitig zum Angriff über. Trotz ihrer Masken erweckten sie nun gar keinen bedrohlichen Eindruck mehr. Sie stellten nur noch dar,

was sie wirklich waren – von Angst erfüllte Männer, die im Begriff waren zu sterben.

Altaïr streckte noch einen von ihnen nieder, Blut spritzte aus seinem aufgeschlitzten Hals. Der fünfte starb, als Altaïr ihn zu Boden trat und ihm gnadenlos den Todesstoß versetzte. Der sechste machte kehrt und rannte davon, um Zuflucht auf der Galerie zu suchen. Aber Altaïr steckte sein Schwert ein und schleuderte zwei Wurfmesser, die blinkend durch die Luft wirbelten und sich – eins, zwei – tief in den Rücken des Fliehenden bohrten, woraufhin er von der Leiter stürzte.

Auf der Galerie erklangen hastige Schritte. Talal wollte fliehen. Altaïr bückte sich, zog seine Wurfmesser aus dem Leichnam und kletterte die Leiter hoch. Gerade als er oben ankam, sah er, wie Talal eine Treppe zum Dach hinaufeilte.

Der Assassine folgte ihm, kletterte durch eine Luke im Dach des Lagerhauses und zog blitzschnell den Kopf wieder ein, als sich neben ihm ein Pfeil ins Holz bohrte und dort zitternd stecken blieb. Er sah den Bogenschützen auf einem entfernten Dach, wo er schon einen zweiten Pfeil auf die Sehne legte. Altaïr stemmte sich aus der Luke, machte eine Rolle vorwärts übers Dach und warf die beiden Messer, an denen noch das Blut des vorigen Opfers klebte.

Der Bogenschütze schrie auf und fiel. Eines der Messer ragte aus seinem Hals, das andere aus der Brust. Ein Stück weiter sah Altaïr den Sklavenhändler über eine Brückenverbindung zwischen zwei Häusern laufen. Von dort aus sprang Talal auf ein Gerüst hinüber, an dem er zur Straße hinunterkletterte. Da drehte er sich um und legte kurz den Kopf in den Nacken, um zu sehen, ob

Altair ihm schon auf den Fersen war. Dann hastete er weiter.

Altair holte bereits auf. Er war schnell, und im Gegensatz zu Talal schaute er nicht dauernd über die Schulter zurück, um nachzusehen, ob er verfolgt wurde. Und weil er das nicht tat, prallte er auch nicht gegen arglose Fußgänger – wiederum im Gegensatz zu Talal, der eine regelrechte Spur aus keifenden Frauen und fluchenden Männern hinterließ, wobei Letztere ihm noch Knüffe versetzten und ihn zur Rede stellen wollten.

All das verlangsamte Talals Vorankommen durch die Straßen und Märkte. Sein Vorsprung schmolz, und als er abermals den Kopf wandte, konnte Altair das Weiße in seinen Augen sehen.

„Scher dich davon“, schrie Talal ihm über die Schulter hinweg zu, „solange du’s noch

kannst. Meine Wachen werden bald hier sein.“

Altaïr lachte nur und rannte weiter.

„Gib diese Jagd auf, und ich lasse dich am Leben“, schrie Talal. Altaïr erwiderte nichts, setzte die Verfolgung jedoch fort. Geschickt schlängelte er sich durch die Menge, sprang über die Gegenstände hinweg, die Talal hinter sich umwarf, um seinen Häscher aufzuhalten. Doch Altaïr schloss weiter zu ihm auf und hatte ihn schon fast eingeholt.

Talal wandte abermals den Kopf, sah, dass sich die Distanz drastisch verringert hatte, und versuchte noch einmal, an Altaïr zu appellieren.

„Bleib stehen und hör mich an“, kreischte er in unüberhörbarer Verzweiflung. „Vielleicht können wir uns einigen?“

Altaïr sagte nichts, sah aber, wie Talal sich wieder umdrehte und im Begriff war, mit

einer Frau zusammenzustoßen, deren Gesicht hinter mehreren Flaschen verborgen war, die sie vor sich hertrug. Weder sie noch der Sklavenhändler sahen, wo sie hingingen.

„Ich habe dir nichts getan“, rief Talal. Offenbar hatte er vergessen, dass er vor ein paar Minuten erst sechs Männern den Befehl erteilt hatte, Altaïr zu töten. „Warum jagst du mir nach und ...“

Dann entwich ihm pfeifend der Atem, man sah ein Gewirr aus Armen und Beinen, und Talal stürzte zusammen mit der Frau und ihren Flaschen in den Sand. Glas ging klirrend zu Bruch.

Talal versuchte, sich aufzurappeln, war aber zu langsam. Altaïr war schon über ihm. *Klick*. Kaum war seine gierige Klinge zum Vorschein gekommen, bohrte er sie dem Sklavenhändler auch schon in den Leib. Als er sich neben ihn kniete, sah er bereits Blut aus

der Nase und dem Mund des Sterbenden strömen. Die Flaschenfrau kam keuchend und mit rotem Gesicht auf die Beine und wollte loswettern. Doch als sie Altaïr, dessen Klinge und vor allem das Blut sah, das Talal verlor, überlegte sie es sich schlagartig anders und rannte schreiend davon. Andere schlugen einen weiten Bogen um Altaïr und den Sklavenhändler, weil sie spürten, dass da etwas vorging. In Jerusalem, einer Stadt, in der man Auseinandersetzungen gewohnt war, blieben die Einwohner lieber nicht stehen, um zu gaffen, wenn sie den Schauplatz einer Gewalttat passierten, weil sie fürchteten, selbst mit hineingezogen zu werden.

Altaïr beugte sich über Talal. „Hier ist deine Flucht vorbei“, sagte er. „Verrate mir deine Geheimnisse.“

„Ich habe meine Rolle gespielt, Assassine“, erwiderte Talal. „Die Bruderschaft ist nicht so schwach, als dass ihr Werk an meinem Tod scheitern wird.“

Altaïr dachte an Tamir zurück. Auch er hatte von anderen gesprochen, als er im Sterben lag. Und auch er hatte Brüder erwähnt. „Welche Bruderschaft?“, drängte Altaïr.

Talal brachte ein Lächeln zustande. „Al Mu-alim ist nicht der Einzige, der Pläne mit dem Heiligen Land hat. Und das ist alles, was ich dir zu sagen habe.“

„Dann ist dies das Ende. Bitte deinen Gott um Vergebung.“

„Es gibt keinen Gott, Assassine.“ Talal lachte kraftlos. Es war fast vorbei mit ihm. „Und wenn es je einen gab, dann hat er uns längst verlassen. So wie er die Männer und

Frauen, die ich unter meine Fittiche nahm, schon lange verlassen hat.“

„Wen meinst du damit?“

„Bettler. Huren. Süchtige. Leprakranke. Meinst du, das wären brauchbare Sklaven? Nicht einmal die niedrigsten Arbeiten könnte man sie verrichten lassen. Nein ... Ich nahm sie nicht zu mir, um sie zu verkaufen, sondern um sie *retten*. Und trotzdem wolltest du uns alle umbringen. Nur weil man es dir aufgetragen hat.“

„Nein“, sagte Altaïr. Er war durcheinander. „Du profitierst vom Krieg. Von verlorenen und zerstörten Leben.“

„Ja ... blind wie du bist, musst du das wohl glauben. Verbarrikadiere dich nur brav in deiner eigenen Gedankenwelt. Man sagt, darauf verstünde sich deine Sorte am besten. Erkennst du die Ironie in all dem?“

Altaïr starrte ihn an. Es war genauso, wie es bei Nablus gewesen war. Die Worte des Sterbenden drohten alles zu untergraben, was Altaïr über seine Zielperson wusste – oder wenigstens zu wissen glaubte.

„Nein, noch nicht, wie es aussieht.“ Talal lächelte noch ein letztes Mal über Altaïrs offenkundige Verwirrung. „Aber du wirst sie noch erkennen.“

Und damit starb er.

Altaïr schloss Talal die Augen und murmelte: „Es tut mir leid.“ Dann bestrich er die Feder mit Blut, stand auf und tauchte in der Menge unter, während sich um Talals Leichnam ein dunkler Fleck im Sand ausbreitete.

15

Altair rastete und lagerte auf seiner Reise an Quellen, Wasserlöchern und Brunnen, überall, wo es Wasser gab und Palmen Schatten spendeten und er sich ausruhen und sein Pferd grasen lassen konnte. Oft waren seine Lagerplätze die einzigen grünen Fleckchen so weit das Auge reichte, und so bestand kaum die Gefahr, dass sein Pferd sich davonmachte, und der Assassine wurde auch nur selten einmal gestört.

In dieser Nacht fand er eine Quelle, die man ummauert und überdacht hatte, um zu verhindern, dass die Wüste sich die kostbare Wasserstelle einverleibte. Er trank, dann

legte er sich im Schutz des Brunnens nieder, lauschte dem *Tropf-tropf* von der anderen Seite der grob behauenen Steine und dachte daran, wie Talals Leben verebbt war. Seine Gedanken wanderten aber noch weiter zurück, hin zu den Leichen in seiner Vergangenheit. Ein Leben, das vom Tod durchsetzt war.

Als Junge war er erstmals auf ihn getroffen, während der Belagerung. Er war ihm sowohl unter den Assassinen als auch unter den Sarazenen begegnet, und dann war da natürlich noch der Tod seines Vaters gewesen, dessen direkter Anblick ihm jedoch gnädigerweise erspart geblieben war. Aber er hatte ihn mit angehört, hatte gehört, wie das Schwert durch die Luft schnitt, gefolgt von einem weichen, dumpfen Laut, und er war auf die Seitenpforte zugerannt, um zu

seinem Vater hinauszugelangen, als er von Händen gepackt worden war.

Er wand sich und schrie: „Lass mich los, lass mich los!“

„Nein, Kind.“ Altaïr sah, dass es Ahmad war, der Spion, für dessen Leben Altaïrs Vater sein eigenes geopfert hatte. Und Altaïr starrte den Mann an aus Augen, in denen der Hass brannte, wobei es ihm egal war, dass Ahmad geschunden und blutig zurückgekehrt war und kaum stehen konnte und dass seine Seele zernarbt war von der Scham, unter der Folter der Sarazenen nachgegeben zu haben. Für ihn zählte nur, dass sein Vater sein Leben gegeben hatte und ...

„Du bist schuld!“, schrie er und entwand sich dem Griff von Ahmad, der mit gesenktem Kopf dastand und die Worte des Jungen hinnahm, als seien sie Schläge.

„Du bist schuld“, spie Altaïr abermals hervor, und dann ließ er sich ins trockene Gras fallen, vergrub das Gesicht in den Händen und wollte die ganze Welt anschreien. Ein paar Schritte entfernt ließ sich auch Ahmad erschöpft und mitgenommen zu Boden sinken.

Jenseits der Zitadellenmauern brachen die Sarazenen auf und ließen nur den kopflosen Leichnam von Altaïrs Vater zurück, damit die Assassinen ihn bergen konnten. Und mit ihm ließen sie Wunden zurück, die nie heilen würden.

Fürs Erste blieb Altaïr in der Unterkunft, die er mit seinem Vater bewohnt hatte. Die Wände waren aus grauem Stein, der Boden mit einem Binsenteppich ausgelegt, das Mobiliar bestand aus einem schlichten Schreibtisch und zwei Pritschen, einer größeren und einer kleineren. Die Betten

hatte Altaïr umgeräumt. Er schlief jetzt in dem größeren, damit er den Geruch seines Vaters in der Nase hatte, und manchmal stellte er sich vor, dass er noch da sei, am Schreibtisch säße und läse, auf Pergament schriebe oder spät in der Nacht heimkäme und Altaïr ausschimpfte, weil er noch wach war, bevor er die Kerze ausblies und sich zur Ruhe legte. Gedankenbilder waren alles, was Altaïr, der Waisenknabe, jetzt noch hatte. Al Mualim hatte gesagt, er würde zu gegebener Zeit Bescheid erhalten, sobald die Weichen für seine Zukunft gestellt seien. In der Zwischenzeit, hatte ihm der Meister lächelnd versichert, solle er, wenn er etwas brauche, zu ihm kommen und ihn als seinen Mentor betrachten.

Ahmad war unterdessen von einem Fieber befallen worden. In manchen Nächten konnte man ihn in der ganzen Zitadelle im

Fieberwahn faseln hören. Bisweilen schrie er wie vor Schmerz, dann wieder wie ein Wahnsinniger. Eines Nachts rief er etwas, ein einzelnes Wort, immer wieder, und Altaïr verließ sein Bett und trat ans Fenster, weil er glaubte, er hätte den Namen seines Vaters gehört.

Und so war es auch. „*Umar*.“ Den Namen seines Vaters zu hören, das war wie ein Schlag ins Gesicht.

„*Umar*.“ Der Schrei schien im leeren Hof widerzuhallen. „*Umar*.“

Nein, der Hof war nicht leer. Altaïr schaute genauer hin und konnte die Gestalt eines Kindes ausmachen, das etwa in seinem Alter war und wie ein Wächter im leichten Dunst des frühen Morgens stand. Altaïr kannte den anderen Jungen kaum, er wusste nur, dass es sich um Abbas Sofian handelte, den Sohn von Ahmad Sofian. Der Junge stand da und

lauschte dem Fiebergeschrei seines Vaters, betete im Stillen vielleicht für ihn, und Altaïr beobachtete ihn ein paar Herzschläge lang und empfand seine stille Wacht als bewundernswert. Dann ließ er den beiseitegeschobenen Vorhang wieder fallen, legte sich ins Bett und hielt sich mit den Händen die Ohren zu, damit er nicht mehr mit anhören musste, wie Ahmad den Namen seines Vaters rief. Er versuchte den Geruch seines Vaters einzusatmen und stellte fest, dass er allmählich verflog.

Es hieß, dass Ahmads Fieber am nächsten Tag sank und er in seine Unterkunft zurückkehrte, wenn auch als gebrochener Mann. Altaïr hörte, dass er zwei Tage lang nur im Bett lag und Abbas sich um ihn kümmerte.

In der folgenden Nacht wurde Altaïr durch ein Geräusch in seiner Kammer geweckt. Er lag blinzeln im Bett und hörte, wie sich

jemand durch den Raum bewegte, leise Schritte, die sich dem Schreibtisch näherten. Eine Kerze wurde abgestellt, deren Flamme tanzende Schatten auf die steinernen Wände warf. Altaïr war noch im Halbschlaf und dachte, es müsse sein Vater sein. Sein Vater war zu ihm zurückgekommen. Er setzte sich auf, lächelte, wollte seinen Vater willkommen heißen, glaubte, endlich aus einem schrecklichen Traum erwacht zu sein, in dem sein Vater gestorben war und ihn allein gelassen hatte.

Aber der Mann im Zimmer war nicht sein Vater. Es war Ahmad.

Ahmad stand an der Tür. Er wirkte ausgemergelt in seinem weißen Gewand, sein Gesicht war eine knochenbleiche Maske. Seine Miene wirkte abwesend, fast friedlich, und er lächelte ein wenig, wie um den Jungen nicht zu ängstigen, als dieser sich

aufsetzte. Seine Augen jedoch waren dunkle, tiefe Höhlen, als habe der Schmerz alles Leben aus ihm herausgebrannt. Und in seiner Hand hielt er einen Dolch.

„Es tut mir leid“, sagte er, und das waren nicht nur seine einzigen, sondern auch seine letzten Worte, denn als Nächstes zog er sich die Klinge über die Kehle, und in seinem Hals klaffte eine Wunde auf wie ein blutroter Mund.

Blut lief über seine Kleidung, in der Wunde bildeten sich schaumige rote Bläschen. Der Dolch fiel zu Boden, und Ahmad lächelte immer noch, als er auf die Knie niederging, den Blick auf Altaïr geheftet, der starr vor Angst in seinem Bett saß und die Augen nicht abwenden konnte von Ahmad, aus dem das Blut herausströmte. Der Sterbende kippte schwankend nach hinten, dabei drehte sich sein Kopf zur Seite, und er löste seinen

schaurigen Blick endlich von Altaïr, aber die Tür verhinderte, dass er ganz umfiel. Ein paar Herzschräge lang blieb er in dieser Haltung, wie ein bußfertig am Boden kniender Mann. Bis er schließlich vornüberfiel.

Altaïr wusste nicht, wie lange er im Bett saß und leise weinend dem Geräusch lauschte, mit dem sich Ahmads Blut auf dem Steinfußboden ausbreitete. Irgendwann brachte er den Mut auf, aus dem Bett zu steigen, die Kerze zu nehmen und vorsichtig um das blutige Schreckensbild herumzugehen, das sich ihm auf dem Boden präsentierte. Er zog die Tür auf und wimmerte, als sie Ahmads Fuß berührte. Als er dann endlich draußen war, rannte er los. Dabei ging die Kerze aus, aber das war ihm egal. Er rannte, bis er bei Al Mualim ankam.

„Das darfst du nie jemandem erzählen“, hatte Al Mualim am nächsten Tag gesagt.

Altaïr hatte einen warmen Gewürztee bekommen und den Rest der Nacht im Gemach des Meisters verbracht, wo er fest geschlafen hatte. Der Meister selbst war anderswo gewesen; weshalb, darüber konnte Altaïr freilich nur Vermutungen anstellen. So hatte es sich jedenfalls anderntags herausgestellt, als Al Mualim zu Altaïr kam und sich an dessen Bett gesetzt hatte.

„Wir werden dem Orden gegenüber erklären, dass Ahmad im Schutze der Dunkelheit fortgegangen ist“, sagte er. „Mögen sie ihre eigenen Schlüsse daraus ziehen. Wir können nicht zulassen, dass Abbas mit der Schande des Selbstmords seines Vaters befleckt wird. Was Ahmad getan hat, ist unehrenhaft. Und seine Ehrlosigkeit würde auf seine Familie übergehen.“

„Aber was ist mit Abbas, Meister?“, fragte Altaïr. „Wird er die Wahrheit erfahren?“

„Nein, mein Kind.“

„Aber er sollte wenigstens wissen, dass sein Vater ...“

„Nein, mein Kind“, wiederholte Al Mualim in strengerem Ton. „Das wird Abbas von niemandem erfahren, auch von dir nicht. Morgen werde ich verkünden, dass ihr beide als Novizen in den Orden aufgenommen werdet und dass ihr in jeder Hinsicht, abgesehen von eurem Blut, Brüder seid. Ihr werdet euch ein Quartier teilen. Ihr werdet zusammen trainieren, lernen und essen. Wie Brüder. Ihr werdet aufeinander achtgeben. Dafür sorgen, dass dem anderen kein Leid geschieht, weder körperlich noch auf sonst eine Weise. Habe ich mich klar ausgedrückt?“

„Ja, Meister.“

Wenig später wurde Altaïr und Abbas eine gemeinsame Unterkunft zugewiesen. Eine karge Kammer mit zwei Pritschen und einem kleinen Schreibtisch, auf dem Boden eine Binsenmatte. Es gefiel keinem der beiden Jungen, doch Abbas sagte, er werde bald weggehen, sobald sein Vater zurück sei. Nachts wälzte er sich jedoch unruhig im Bett und schrie im Schlaf manchmal auf, während Altaïr im anderen Bett wach lag und Angst vor dem Einschlafen hatte, weil er fürchtete, die Albträume von Ahmad könnten ihn wieder heimsuchen.

Und das taten sie auch. Ahmad hatte ihn seither in jeder Nacht aufgesucht. Er kam mit einem Dolch, der im flackernden Kerzenschein blitzte und den er sich langsam und grinsend durch die eigene Kehle zog.

Altaïr erwachte. Die Wüste ringsum war kühl und still. Eine Brise ließ die Palmen

leise rascheln, und hinter ihm tropfte die Quelle. Er wischte sich mit einer Hand über die Stirn und stellte fest, dass er geschwitzt hatte, dann legte er den Kopf wieder nieder und hoffte, wenigstens bis Sonnenaufgang schlafen zu können.

TEIL ZWEI

16

„Das hast du gut gemacht“, sagte Al Mualim am nächsten Tag. „Drei der neun sind tot, und dafür gilt dir mein Dank.“ Sein Lächeln verging. „Aber glaube nicht, du könntest dich auf deinen Lorbeeren ausruhen. Deine Arbeit hat gerade erst begonnen.“

„Ihr könnt ganz über mich verfügen, Meister“, sagte Altaïr in feierlichem Ton. Er war erschöpft, aber froh, dass er in der Gunst des Ordensführers wieder stieg. Auch die Wachen, an denen er vorbeigekommen war, hatten ihr Verhalten ihm gegenüber geändert. Hatten sie ihn bislang nur mit geringschätzigen Blicken bedacht, zollten sie

ihm nun, wenn auch widerwillig, Respekt. Seine bisherigen Erfolge waren ihnen also offenbar zu Ohren gekommen. Und auch Al Mualim hatte ihm die Andeutung eines Lächelns geschenkt und einen Sitzplatz angeboten.

Jetzt fuhr der Meister fort. „Der Sieg bei Akkon hat König Richard ermutigt. Er macht sich bereit, nach Süden vorzudringen, in Richtung Jerusalem. Das ist Salah Al'din natürlich nicht verborgen geblieben, und darum sammelt er seine Männer vor der zerstörten Zitadelle von Arsuf.“

Altaïr dachte an Salah Al'din und spannte sich. Seine Gedanken wanderten zurück zu jenem Tag, als die Sarazenen vor den Toren der Festung standen ...

„Möchtet Ihr, dass ich Sie alle beide töte?“, fragte er und genoss die Vorstellung, dem Sarazenenführer seine Klinge in den Leib zu

stoßen. „Damit könnte ich den Krieg zwischen ihnen beenden, bevor er richtig begonnen hat.“

„Nein“, antwortete Al Mualim scharf und musterte Altaïr so, als läse er seine Gedanken. „Das würde ihre Streitkräfte versprengen, und das Reich wäre der Blutgier von zehntausend herrenlosen Kriegern ohne jedes Ziel ausgeliefert. Es wird noch viele Tage dauern, bis sie aufeinandertreffen, und so lange sie unterwegs sind, kämpfen sie nicht. Du musst dich um eine drängendere Gefahr kümmern ... nämlich um die Männer, die sich während der Abwesenheit von Richard und Salah Al'din den Anschein geben, die Regierungsgeschäfte zu führen.“

Altaïr nickte. Seine Rachevision schob er einstweilen wieder beiseite. „Gebt mir Namen, und ich gebe Euch Blut.“

„Dann hör gut zu. Es geht um Abu'l Nuquod, den reichsten Mann in Damaskus, um Majd Addin, den Regenten von Jerusalem, und Wilhelm von Montferrat, den Lehnsherrn von Akkon.“

Die Namen waren Altaïr natürlich bekannt. Jede dieser Städte war geprägt vom üblen Einfluss ihres Führers. „Welche Verbrechen haben sie begangen?“, wollte er wissen. Er fragte sich, ob hinter diesen Verbrechen mehr steckte, als es den Anschein hatte, so wie es auch in den anderen Fällen gewesen war.

Al Mualim breitete die Hände aus. „Habgier. Hochmut. Die Ermordung von Unschuldigen. Misch dich unter die Bewohner ihrer Städte. Dort wirst du die Geheimnisse über ihre Sünden erfahren. Und zweifle nicht daran, dass diese Männer Hürden auf dem Weg zum Frieden sind, den wir anstreben.“

„Dann werden sie sterben“, erklärte Altaïr gehorsam.

„Kehre nach dem Tod eines jeden Einzelnen von ihnen zu mir zurück, damit wir ihre Absichten besser verstehen“, befahl Al Mualim. „Und pass auf dich auf, Altaïr. Dein jüngstes Tun hat die Aufmerksamkeit der Stadtgarde erregt. Sie werden fortan wachsammer sein als bisher.“

Und so schien es in der Tat zu sein. Denn als Altaïr ein paar Tage später das Büro in Akkon betrat, begrüßte ihn Jabal mit den Worten: „Eure Taten sind in aller Munde, Altaïr.“

Er nickte.

„Es scheint Euch ernst zu sein mit dem Wunsch, Eure Ehre wiederherzustellen“, fügte der Rafiq hinzu.

„Ich tue mein Möglichstes.“

„Und manchmal tut Ihr es sogar recht gut. Ich nehme an, es ist neue Arbeit, die uns wieder zusammenführt?“

„Ja. Wilhelm von Montferrat ist meine Zielperson.“

„Dann müsst Ihr ins Kettenviertel ... Aber seid auf der Hut. In diesem Teil der Stadt liegt das persönliche Quartier von König Richard, und deshalb wird der Bezirk streng bewacht.“

„Was könnt Ihr mir über den Mann selbst erzählen?“

„Wilhelm von Montferrat wurde zum Regenten der Stadt ernannt, während der König seinen Krieg führt. Die Menschen betrachten diese Entscheidung als seltsame Wahl, bedenkt man das Verhältnis zwischen Richard und Wilhelms Sohn Konrad. Ich hingegen halte es für einen klugen Schachzug Richards.“

„Warum?“

Jabal lächelte. „Richard und Konrad sind in vielen Dingen nicht einer Meinung. In der Öffentlichkeit halten sie sich zwar bedeckt, aber gerüchteweise sind sie einander gar nicht grün. Und dann war da noch die Sache mit den gefangen genommenen Sarazenen in Akkon ...“ Jabal schüttelte den Kopf. „Daraufhin ist Konrad nach Tyros zurückgekehrt, und Richard hat Wilhelm genötigt, als sein Gast hierzubleiben.“

„Ihr meint als seine Geisel?“, fragte Altaïr. Er war geneigt, Jabal zuzustimmen. Es schien sich tatsächlich um einen geschickten Schachzug Richards zu handeln.

„Wie immer Ihr es nennen wollt. Aber Wilhelms Anwesenheit hier dürfte verhindern, dass Konrad sich zu irgendwelchen Unbesonnenheiten hinreißen lässt.“

„Wo sollte ich Eurer Meinung nach mit meiner Suche anfangen?“

Jabal überlegte. „In Richards Zitadelle, südwestlich von hier ... oder besser gesagt auf dem Markt davor.“

„Gut. Dann will ich Euch nicht länger stören.“

„Ich bitte Euch, Ihr stört mich keineswegs“, erwiderte Jabal und wandte sich dann sanft gurrend wieder seinen Vögeln zu.

Jabal war ein Mann, den nur wenige Sorgen zu plagen schienen, dachte Altaïr. Und zumindest darum beneidete er ihn.

17

Jabal hatte recht, dachte Altaïr auf seinem Weg zum Zitadellenmarkt, der ihn durch heiße, überfüllte Straßen führte, in denen der salzige Geruch des Meeres in der Luft hing. Es waren jetzt viel mehr Wachen unterwegs, schätzungsweise doppelt so viele wie bei seinem letzten Besuch. Einige trugen die Farben der Kreuzfahrer, andere volle Rüstung. Aber wenn er eines über Soldaten wusste, dann war es die Tatsache, dass sie gern schwatzten, und je mehr es waren, desto indiskreter mochten sie sein. So setzte er sich auf eine Bank und tat so, als bewundere er die prachtvolle Zitadelle mit ihren

flatternden Fahnen. Oder als säße er einfach nur da, um sich die Zeit zu vertreiben. Nicht weit entfernt versuchte ein Straßenkünstler reichlich vergebens ein Publikum um sich zu scharen, dann fing er schulterzuckend trotzdem an, mit bunten Bällen zu jonglieren. Altaïr gab sich den Anschein, ihm zuzuschauen, lauschte in Wirklichkeit aber einer Unterhaltung, die zwei Kreuzfahrer miteinander führten. Sie tratschten wie Waschweiber und sprachen von Wilhelms Fähigkeiten im Umgang mit dem Schwert.

Altaïr beobachtete sie und sah, wie einer der Soldaten den Blick abwandte. Ein Mönch hatte sein Augenmerk erregt, ein hochgewachsener Mann in brauner Kapuzenkutte, der ihm heimlich ein Zeichen gab. Der Soldat nickte kaum merklich, verabschiedete sich von seinem Freund und ging über den Marktplatz zu dem Mönch. Unter seiner Kapuze

hervor verfolgte Altaïr ihn mit dem Blick, erhob sich und ging den beiden Männern nach, als sie sich von dem geschäftigen Marktreiben absonderten, um ungestört reden zu können. In ihrer Nähe, aber nicht zu nah, blieb er stehen und spitzte die Ohren, als der Mönch das Wort ergriff.

„Vielleicht war es unklug, Wilhelm einzubeziehen. Er ist alt und zu sehr von sich eingenommen.“

Der Soldat schürzte die Lippen. „Seine Armee ist groß. Wir werden sie brauchen. Ich werde mich erst einmal mit den anderen Brüdern treffen und mich davon überzeugen, dass sie alles haben, was sie brauchen.“

„Gut. Davon hängt vieles ab“, pflichtete ihm der Mönch bei.

„Keine Angst. Der Meister hat einen Plan. Er trifft schon Vorbereitungen, unsere

Verluste zu seinem Vorteil umzumünzen, sollte es dazu kommen.“

Meister?, wunderte sich Altaïr. *Brüder?* Wem unterstanden diese Männer? Akkon schien mehr Lagen als eine Zwiebel zu haben.

„Was hat er vor?“, fragte der Mönch.

„Je weniger du weißt, desto besser ist es. Tu einfach nur, was dir aufgetragen wird. Bring diesen Brief zu unserem Meister.“

Er reichte dem Mönch den Brief, und Altaïr spannte bereits lächelnd die Finger. Er erhob sich von der Bank, auf der er sich niedergelassen hatte, und folgte dem Mönch. Wenig später befand sich das zusammengerollte Pergament in seinem Besitz. Er tauchte in eine Gasse ein, um das Schreiben zu lesen.

*Meister,
die Arbeit im Kettenviertel schreitet
voran, aber wir fragen uns, ob*

Wilhelm wirklich in der Lage ist, die Sache zu Ende zu führen. Er nimmt seine Pflichten ein wenig zu ernst, und es könnte sein, dass die Menschen ihn ablehnen, wenn der Zeitpunkt kommt. Ohne den Schatz können wir uns einen Aufruhr jedoch nicht leisten, geschweige denn den König aus dem Feld zurückrufen. Und dann wird Euer Plan nicht aufgehen. Wir können nicht zurückfordern, was gestohlen wurde, wenn sich beide Seiten nicht eins sind. Vielleicht solltet Ihr einen anderen an seine Stelle setzen, nur als Vorsichtsmaßnahme. Wir machen uns Sorgen, dass unser Mann im Hafen zunehmend wankelmütiger wird. Er spricht schon davon, sich von der Sache zu distanzieren. Und das heißt, wir können uns nicht auf ihn

*verlassen, sollte Wilhelm ausfallen.
Lasst uns wissen, was Ihr vorhabt, auf
dass wir danach handeln können. Wir
bleiben dem Ziel ewig treu.*

Altaïr faltete den Brief zusammen und schob ihn unter sein Gewand. Vielleicht sollte er ihn Al Mualim zeigen? Aber vielleicht auch nicht. Bisher hatte Altaïr das Gefühl, als sei Al Mualim ihm gegenüber hinsichtlich seiner Zielpersonen alles andere als offen. Vielleicht war dies Teil der Prüfung. Vielleicht, vielleicht.

Eine Gruppe plappernder Diener eilte vorüber. Der Jongleur hatte jetzt ein paar mehr Zuschauer. Nicht weit entfernt hatte ein Redner im Schatten eines Baums Aufstellung genommen und wetterte gegen König Richard.

Dann fiel Altaïrs Blick auf einen jungen Mann mit einem sauber gestutzten

schwarzen Bart, der an Passanten zu appellieren schien. Zugleich behielt Altaïr zwei Stadtwachen im Auge, die ein Stück entfernt postiert waren.

„Wilhelm von Akkon schert sich keinen Deut um die Bewohner von Akkon“, sagte der Mann mit dem Bart gerade. Altaïr schlenderte auf ihn zu, sorgsam darauf bedacht, ihm nicht ins Auge zu fallen. „Während wir dasitzen und hungern, mangelt es seinen Männern an nichts. Sie fressen sich fett an den Früchten unserer Arbeit. Er sagte, er brächte uns zum Wiederaufbau hierher. Aber jetzt, fern der Heimat und der Gunst unseres Königs, zeigt sich sein wahrer Plan. Er stiehlt unsere Söhne und schickt sie gegen einen barbarischen Feind in die Schlacht. Ihr Tod ist so gut wie sicher. Unsere Töchter werden entehrt und müssen seinen Soldaten dienen. Und er hat im Gegenzug

nichts als Lügen und leere Versprechungen für uns. Auf ein besseres Morgen, auf ein von Gott gesegnetes Land. Aber was ist mit dem Jetzt? Was ist mit dem Heute? Wie lange sollen wir noch leer ausgehen? Ist dies wirklich das Werk Gottes? Oder eines egoistischen Mannes, der alles an sich reißen will? Erhebt euch, Volk von Akkon. Und protestiert mit uns.“

„Seid still“, rief eine Frau im Vorbeigehen und wies in Richtung der Wachen, die die Straße entlangspähten und vielleicht schon merkten, dass ein Aufwiegler zugange war.

„Ihr seid ein Narr“, schlug ein anderer schroff in dieselbe Kerbe. Er wandte sich mit einer wegwerfenden Handbewegung ab. Offenbar wollte sich niemand in Akkon Wilhelms Zorn zuziehen.

„Man wird Euch noch hängen für Eure Worte“, flüsterte ein weiterer und ging davon.

Altaïr sah, wie sich der Rebell wachsam umschaute, dann trat er in die Menge und gesellte sich dort zu einem anderen Mann. „Wie viele hast du für unser Ziel gewonnen?“, fragte er.

„Ich fürchte, sie haben alle zu viel Angst“, sagte der andere. „Niemand wollte dem Aufruf folgen.“

„Wir müssen es weiter versuchen, auf einem anderen Marktplatz. Unsere Stimme darf nicht verstummen.“

Sie waren sich einig, und nach einem letzten Blick zu den Soldaten entfernten sie sich. Altaïr sah ihnen nach. Er war zufrieden, dass er alles in Erfahrung gebracht hatte, was er über Wilhelm von Montferrat wissen musste.

Er warf noch einen Blick auf die Zitadelle, die über dem Markt aufragte, dem schwarzen Herz von Akkon. Irgendwo dort drin befand sich seine Zielperson, dachte er. Mit dem Tod Montferrats würde ein Teil der Tyrannei und Furcht von den Einwohnern Akkons genommen werden. Und je schneller das geschah, desto besser war es. Es war Zeit, Jabal einen weiteren Besuch abzustatten.

Der Rafiq war wie immer in leutseliger Stimmung, als Altaïr in das schattig kühle Büro zurückkehrte. Er begrüßte Altaïr mit einem freundlichen Funkeln in den Augen.

„Ich habe getan, was Ihr mir aufgetragen habt“, sagte Altaïr. „Ich habe mich mit Wissen gewappnet und weiß nun, was ich tun muss, um an Montferrat heranzukommen.“

„Dann sprecht, und ich werde meine Entscheidung treffen.“

„Wilhelms Schar ist groß, und viele Männer nennen ihn ihren Meister. Aber er hat auch Feinde. Er und König Richard sind sich nicht grün.“

Jabal lupfte eine Augenbraue. „Das stimmt. Sie standen einander auch nie nah.“

„Das gereicht mir zum Vorteil. Richards Besuch hat ihn aufgebracht. Sobald der König wieder fort ist, wird Wilhelm sich in seine Festung zurückziehen und nachdenken. Er wird abgelenkt sein. Dann schlage ich zu.“

„Seid Ihr Euch sicher?“

„So sicher wie es geht. Und wenn sich die Dinge ändern, werde ich mich ihnen anpassen.“

„Dann erlaube ich Euch zu gehen. Macht dem Leben von Montferrat ein Ende, auf dass wir diese Stadt frei nennen können.“

Er reichte Altaïr die Feder.

„Ich werde zurückkommen, wenn die Tat vollbracht ist“, sagte der Assassine, nahm die Feder und ging.

18

Altair kehrte zur Zitadelle zurück und rechnete damit, alles genauso vorzufinden wie beim letzten Mal. Aber es hatte sich in der Zwischenzeit etwas verändert – er spürte es, als er durch die Straßen ging und sich dem Bauwerk näherte. Erregung und Spannung lagen in der Luft. Er vernahm Tratsch über Richards Besuch. Er sei jetzt in der Festung, hieß es, wo er Gespräche mit Montferrat führe. Angeblich war Richard wütend über Montferrats Umgang mit den Geiseln, nachdem die Kreuzritter die Stadt wieder eingenommen hatten.

Altaïr konnte sich selbst einer gewissen Erregung nicht erwehren. Richard Löwenherz eilte ein Ruf voraus. Er galt als tapfer, aber auch grausam. Altaïr konnte es kaum erwarten, ihn leibhaftig zu sehen.

Er ging über den Markt. Das Gedränge war nun dichter, nachdem sich die Kunde von Richards Ankunft verbreitet hatte. Genau wie Altaïr wollten auch die Bewohner von Akkon den englischen König sehen, ungeachtet der Meinung, die sie von ihm hatten.

„Er kommt“, flüsterte eine Frau. Altaïr fühlte sich von der Menge mitgetragen, und praktisch zum ersten Mal, seit er die Stadt betreten hatte, konnte er den Kopf heben. Die Menge war seine Tarnung, und die Wachen waren ohnehin zu sehr mit dem bevorstehenden Eintreffen des Königs beschäftigt.

Jetzt drängte die Menschenmasse vorwärts, und Altaïr wurde mitgerissen. Er ließ sich von dem Meer aus Leibern umschließen und auf die verzierten Steintore zutreiben, wo die Fahnen der Kreuzfahrer im Wind flatterten, als wären selbst sie ganz erpicht darauf, den König von England zu sehen. Vor den Toren forderten die Wachen die Menge auf zurückzuweichen. Diejenigen, die vorn standen, riefen den Hinteren zu, sie sollten aufhören zu schieben. Aber es trafen immer mehr Menschen ein, und alle wollten etwas sehen und drängten auf den höher liegenden Bereich vor dem Haupttor zu. Weitere Wachen bildeten einen Halbkreis vor dem Tor. Etliche hatten die Hand auf dem Schwertgriff liegen. Andere drohten mit ihren Piken und knurrten die wimmelnde, sich beschwerende Volksmenge an: „Zurück mit euch!“

Dann entstand plötzlich ein großer Tumult am Festungstor, das sich knarrend zu heben begann. Altaïr reckte den Hals, um besser sehen zu können. Zuerst hörte er nur das *Klipp-klapp* von Pferdehufen, dann machte er die Helme der königlichen Leibwache aus. Als Nächstes kniete die Menge nieder, und Altaïr folgte ihrem Beispiel, aber wie die Blicke aller anderen war auch der seine auf der Suche nach dem König.

Richard Löwenherz saß in seiner Tracht auf einem prachtvollen Hengst, die Schultern gestrafft, das Kinn hoch erhoben. Sein Gesicht jedoch wirkte erschöpft, als hätten sich die Spuren einer jeden Schlacht und einer jeden Wüste, die er durchquert hatte, tief hineingegraben. Auch seine Augen blickten müde, aber dennoch lag ein funkelnder Glanz darin. Umringt war er von seiner Leibgarde, deren Mitglieder ebenfalls auf

Pferden saßen, und neben ihm ging ein weiterer Mann, bei dem es sich, wie Altaïr aus dem Gemurmel der Menge erfuhr, um Wilhelm von Montferrat handelte. Er war älter als der König, und ihm fehlten dessen Statur und Kraft, aber es haftete ihm eine gewisse Geschmeidigkeit an. Altaïr konnte sich gut vorstellen, dass Montferrat ein begabter Schwertkämpfer war. Seine Miene kündete von Missfallen, während er an der Seite des Königs ging, in dessen Schatten er klein aussah. Der Menge ringsum schenkte er kaum Beachtung, er war ganz in Gedanken versunken.

„... dreitausend Seelen, Wilhelm“, sagte der König gerade, fast so laut, dass es auf dem ganzen Marktplatz zu hören war. „Man hat mir gesagt, sie würden gefangen gehalten ... und für einen Tauschhandel zur Freilassung

unserer Männer in die Waagschale geworfen.“

„Die Sarazenen hätten ein solches Abkommen nicht eingehalten“, erwiderte Montferrat. „Das wisst Ihr sehr wohl. Ich habe Euch einen Gefallen getan.“

Der König brüllte beinahe wie ein Löwe. „Oh ja, und was für einen Gefallen Ihr mir getan habt. Ihr habt die Überzeugung unserer Feinde noch gestärkt, und sie werden nun umso härter kämpfen.“

Sie blieben stehen.

„Ich kenne Eure Feinde gut“, sagte Montferrat. „Sie werden nicht ermutigt, sondern von Furcht erfüllt sein.“

Richard sah ihn verächtlich an. „Sagt, woher kennt Ihr die Absichten unserer Feinde so genau? Ihr, der Ihr Euch vom Schlachtfeld fernhaltet, um Eure politischen Spielchen zu treiben.“

Montferrat schluckte. „Ich habe getan, was richtig war. Was gerecht war.“

„Ihr habt einen Eid geschworen, Gottes Werk zu unterstützen, Wilhelm. Aber davon sehe ich hier nichts. Nein, ich sehe nur einen Mann, der Gottes Werk mit Füßen getreten hat.“

Montferrat sah aus, als sei ihm übel geworden. Dann wies er mit einer Armbewegung um sich, wie um den König daran zu erinnern, dass ihre Untertanen in Hörweite waren, und sagte: „Eure Worte sind sehr unfreundlich, Herr. Ich hatte gehofft, mir mittlerweile Euer Vertrauen verdient zu haben.“

„Ihr seid mein Regent in Akkon, Wilhelm, und als solcher hier, um an meiner statt zu regieren. Wie viel Vertrauen bedarf es denn noch? Wollt Ihr womöglich meine Krone?“

„Ihr missversteht mich“, entgegnete Montferrat. Und weil er vor der Menge das

Gesicht nicht verlieren wollte, setzte er hinzu: „Aber das tut Ihr ja immer ...“

Richard starrte ihn finster an. „Gern würde ich meinen Tag damit vergeuden, mit Euch zu plaudern, aber ich habe einen Krieg zu führen. Wir müssen unser Gespräch ein andermal fortsetzen.“

„Dann lasst Euch von mir nicht aufhalten ...“, sagte Montferrat höflich, „... Euer Gnaden.“

Richard warf Montferrat einen letzten wütenden Blick zu – ein Blick, der den aufmüpfigen Untertan genau daran erinnerte, wer die Krone trug –, dann ließ er ihn stehen. Seine Männer folgten ihm.

Die Menge erhob sich wieder, und Montferrat wandte sich an einen seiner Gardisten, um ihm etwas zu sagen. Altaïr musste genau hinhören, um zu verstehen, was es war.

„Ich fürchte, in der Neuen Welt wird für Männer wie ihn kein Platz sein“, sagte Montferrat und fügte hinzu: „Gebt bekannt, dass ich mit den Truppen zu sprechen wünsche. Wir müssen sichergehen, dass jeder Einzelne seine Aufgabe erfüllt. Warnt die Männer, dass jede Nachlässigkeit streng bestraft wird. Ich lasse heute nicht mit mir spaßen.“

Dann wandte er sich an seine Leute. „Ihr Übrigen folgt mir.“

Plötzlich drängte alles in Richtung der Festung, nicht nur Montferrats Garde, sondern auch Händler, die darauf hofften, in der Festung ein Geschäft machen zu können. Altaïr schloss sich ihnen an und wurde von ihren Jutesäcken hin und her gestoßen, hielt sich aber in dem Gedränge und zwängte sich inmitten der anderen durchs Tor, just bevor die Wachen die Lage wieder in den Griff bekamen und das Tor zurammten. Dahinter

wurden die Händler, die hier waren, um ihre Waren zur Schau zu stellen, von ärgerlichen Soldaten auf einen Hof gescheucht. Altaïr sah, wie Montferrat derweil durch den Außenhof ging. Er selbst tauchte zur Seite und drückte sich in eine Lücke zwischen der Mauer und einem Gebäude, hielt für einen Moment die Luft an und rechnete schon damit, den Ruf eines aufmerksamen Wächters zu hören, der vielleicht gesehen hatte, wie er sich versteckte. Aber ein solcher Ruf blieb aus. Altaïr schaute nach oben, entdeckte Griffe, die in der Sandsteinwand des Gebäudes verankert waren, und kletterte daran empor.

Bogenschütze.

Natürlich. Er war froh gewesen, den Wachen am Boden entkommen zu sein, und hatte darüber vergessen, an diejenigen zu denken, die über ihm auf ihrem Posten sein

mochten. Er warf einen weiteren vorsichtigen Blick über die Dachkante und hoffte darauf, dass der Mann ihm den Rücken zukehren würde. Außerdem musste er warten, bis der andere sich mitten auf dem Dach befand. Schließlich wollte er nicht, dass der Mann in die Festung hinunterstürzte und daraufhin Alarm geschlagen wurde. Als der Wächter die richtige Stelle erreichte, schlug Altaïr zu. Sein Wurfmesser blitzte in der Sonne, dann grub es sich in den Rücken des Mannes. Der Getroffene ächzte und fiel, zum Glück nicht über den Rand, und Altaïr zog sich aufs Dach, duckte sich und überquerte es, ohne einen weiteren Bogenschützen auf der anderen Seite des Daches aus den Augen zu lassen. Sollte sich der Mann in seine Richtung drehen, hätte er sich sofort in Deckung geworfen.

Unter ihm ging Montferrat übellaunig durch die Festung und rief allen, die das Pech hatten, in seinen Dunstkreis zu geraten, entweder Befehle oder Beleidigungen zu.

Altaïr pirschte sich an den nächsten Bogenschützen heran. Wieder kam ein Wurfmesser zum Einsatz, und schon lag der Mann hingestreckt auf dem Dach. Altaïr schaute im Vorbeigehen auf ihn hinab und sah, dass seine Lider noch zuckten.

Ein dritter Bogenschütze. Altaïr schaltete auch ihn aus. Nun gehörte das Dach ihm, er konnte es als Fluchtweg nutzen, sobald er getan hatte, weswegen er gekommen war. Jetzt brauchte er es nur noch zu tun.

Unten passierte Montferrat eines der inneren Tore. Altaïr sah, wie er die Wache dabei wegen irgendeiner geringfügigen Nachlässigkeit zusammenstauchte. Dann betrat er den Hof eines Turms, der für ihn so

etwas wie sein Allerheiligstes sein mochte. Altaïr beschattete ihn von oben. Dabei hielt er sich verborgen, aber es schaute ohnehin niemand herauf. Dazu bestand kein Grund – oder zumindest dachte man das.

Jetzt nahm Montferrat an einem Tisch Platz, der auf einer Seite des Hofes stand, und rief: „Kommt her, Männer, und hört mir gut zu.“

Sie scharten sich um ihn. Altaïr sah, dass sie zwar die gleiche Uniform trugen, sich aber dennoch von den draußen postierten Männern unterschieden. Diese Männer waren älter, sie sahen kampferprobter aus. Wenn Altaïr sich nicht irrte, handelte es sich bei ihnen um Montferrats persönliche Streitmacht. Den Fehler, in ihnen „kaum eine Herausforderung“ zu sehen, würde Altaïr jedenfalls nicht noch einmal machen.

Unten auf dem Hof fuhr Montferrat fort: „Ich komme gerade von einem Gespräch mit dem König, und die Neuigkeit ist bitter. Er wirft uns vor, wir seien unseren Pflichten nicht nachgekommen. Er will den Wert unserer Hilfe nicht anerkennen.“

„Unverschämtheit“, sagte einer der Männer.

„Er hat keine Ahnung“, spie ein anderer hervor.

„Ruhe. Beruhigt euch! Hütet eure Zunge“, warnte Montferrat. „Ja, er irrt sich, aber seine Worte sind auch verständlich. Wer sich hier umschaute, stößt leicht auf Mängel. Ich fürchte, wir sind nachlässig und faul geworden.“

Altair konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Die Art und Weise, wie er hier hereingekommen war, bewies, *wie* nachlässig und faul Montferrats Männer

geworden waren. Und was seine schlafmützigen Bogenschützen anging ...

„Wie kommt Ihr darauf?“, fragte einer der Männer. Montferrat hatte ihren Unmut geweckt. Altaïr nutzte den plötzlich aufbrandenden Lärm, um unbemerkt zur Seite zu schleichen. Er wollte direkt über Montferrats Männer gelangen und bewegte sich sehr, sehr vorsichtig um das Hofgeviert herum. Jetzt sah er, was dem Blick der meisten Männer dort unten verborgen blieb – durch eine Tür auf der anderen Seite des Hofes waren weitere Wachen erschienen, die zwei Männer mit sich schleiften. Sie trugen die Kleidung der Kreuzfahrer, waren jedoch Gefangene.

„Ich habe gesehen, wie ihr trainiert“, rief Montferrat unterdessen. „Es mangelt euch an Überzeugung und Konzentration. Ihr tratscht und spielt lieber. Aufgaben, die euch übertragen werden, erfüllt ihr entweder gar

nicht oder schlecht. Damit ist Schluss und zwar auf der Stelle. Ich werde mich nicht noch einmal vom König maßregeln lassen. Ob ihr es einseht oder nicht – und ihr solltet es einsehen –, das ist alles eure Schuld. Ihr habt Schande über uns gebracht. Wir haben Akkon mit Können und Hingabe gewonnen. Und beides brauchen wir auch, um die Stadt zu *halten*. Ich war zu nachsichtig, wie es scheint, aber damit ist es vorbei. Ihr werdet ab sofort härter und häufiger trainieren. Und wenn das bedeutet, dass ihr Mahlzeiten versäumt und weniger zum Schlafen kommt, dann ist es eben so. Solltet ihr diese Befehle nicht befolgen, werdet ihr die wahre Bedeutung des Wortes Disziplin kennenlernen ... Bringt sie her.“

Altair war inzwischen so nahe, dass er auf Montferrats kahl werdenden Kopf hinunterschauen und Speicheltröpfchen erkennen

konnte, die ihm von den Lippen flogen, während er seine Männer anschrie. Wenn jetzt jemand dort unten aus irgendeinem Grund nach oben schaute, würde man ihn womöglich entdecken, aber das Augenmerk aller lag nun auf der Stelle vor Montferrats Tisch, wo man die beiden Soldaten hingezertert hatte, aus deren Gesichtern Angst und Scham sprachen.

„Wenn ich an einigen von euch ein Exempel statuieren muss, um mich eures Gehorsams zu versichern“, erklärte Montferrat, „dann soll es so sein.“ Er richtete den Blick auf die beiden Gefangenen. „Ihr beide sollt im Dienst gehurt und gesoffen haben. Was habt ihr zu diesen Vorwürfen zu sagen?“

Die beiden Männer flehten mit schwerer Zunge um Gnade und Verzeihung.

Montferrat sah sie mit finsterer Miene an, dann ordnete er mit einer Handbewegung ihre Hinrichtung an.

Man schnitt ihnen die Kehle durch. Ihre letzten Augenblicke verbrachten die beiden Männer damit, zuzuschauen, wie ihr Blut sich auf das Pflaster des Hofs ergoss. Montferrat musterte sie, wie sie gurgelnd und um sich schlagend auf dem Boden lagen, sterbenden Fischen gleich. „Pflichtverletzung ist ansteckend“, sagte er beinahe bedauernd. „Ich werde dieses Übel ausmerzen. So verhindern wir, dass es sich noch weiter ausbreitet. Habt ihr mich verstanden?“

„Ja, Herr“, erklang die vielstimmig gemurmelte Antwort.

„Gut, gut“, sagte Montferrat. „Dann macht euch mit frischer Zielstrebigkeit wieder an eure Arbeit. Bleibt stark, konzentriert euch, und wir werden triumphieren. Versagt ihr

jedoch, werdet ihr euch diesen beiden anschließen. Dessen seid gewiss. Wegtreten.“

Er scheuchte die Männer mit einer Handbewegung davon. Das freute Altaïr. Er konnte keine Zeugen gebrauchen. Montferrat befasste sich nun mit Papieren, die auf dem Tisch lagen, und zischte wegen irgendetwas wütend. Seine Laune hatte sich offenbar noch nicht gebessert. Altaïr schob sich so nahe wie möglich an die Dachkante heran. Er sah die beiden Toten. Die Blutlachen, in denen sie lagen, wurden immer noch größer. Einige der Männer hatten sich um den Eingang des Turms versammelt, andere verschwanden hinaus auf den Außenhof, um sich von Montferrat möglichst fernzuhalten.

Unterhalb von Altaïr brummelte Montferrat immer noch vor sich hin, raschelte mit den Papieren und konnte offenbar nicht finden, wonach er suchte. Er stöhnte, als ein

Bündel vom Tisch rutschte und zu Boden segelte. Erst schien er jemanden rufen zu wollen, der die Blätter für ihn aufheben sollte, dann überlegte er es sich doch anders und bückte sich selbst danach.

Vielleicht hörte er das *Klick* von Altaïrs Klinge, als der sie mitten in der Luft auslöste, genau in dem Sekundenbruchteil, der zwischen seinem Sprung von der Dachkante und dem Moment lag, in dem er Montferrat die Klinge in den Hals trieb. Binnen eines Augenblicks saß er rittlings auf dem Regenten von Akkon, die Hand auf dessen Mund gepresst, damit er die anderen auf dem Hof nicht alarmieren konnte. Altaïr wusste, dass er nur noch Sekunden hatte, und flüsterte: „Ruht in Frieden. Jetzt ist es vorbei mit Euren Intrigen.“

Montferrat versuchte unter Altaïrs Hand zu sprechen. Der Assassine konnte die Worte kaum verstehen.

„Was wisst Ihr über mein Wirken?“, krächzte Montferrat.

„Ich weiß, dass Ihr Richard ermorden und Akkon für Euren Sohn Konrad beanspruchen wolltet“, antwortete Altaïr und nahm seine Hand weg.

„Für Konrad? Mein Sohn ist ein Arschloch. Er kann nicht einmal seine Männer führen, geschweige denn ein ganzes Reich. Und Richard? Der ist auch nicht besser. Gebendet von seinem Glauben an das Unfassbare. Akkon steht keinem von beiden zu.“

„Wem dann?“

„Die Stadt gehört ihrem Volk.“

Altaïr kämpfte an gegen das inzwischen schon vertraute Gefühl, dass ein unerwarteter Ruck seine Welt durchlief. „Wie könnt

Ihr behaupten, für die Bewohner dieser Stadt zu sprechen?“, fragte er. „Ihr habt ihnen die Lebensmittel gestohlen. Sie gnadenlos bestraft und in Eure Dienste gezwungen.“

„Alles, was ich tat, geschah zur Vorbereitung auf die Neue Welt“, erwiderte Montferat, als müsste Altaïr das doch wissen. „Ich soll ihre Lebensmittel gestohlen haben? Nein, ich habe sie genommen, um sie rationieren zu können, wenn magere Zeiten anbrechen. Seht euch doch um. In meinem Viertel gibt es kein Verbrechen – abgesehen von denen, die Ihr und Euresgleichen verüben. Und was die Wehrpflicht angeht ... sie waren nicht zum Kämpfen ausgebildet. Ich habe ihnen die Vorteile von Befehlsgehorsam und Disziplin beigebracht. Das ist ja wohl kaum etwas Schlimmes.“

„Ganz gleich, für wie edel Ihr Eure Absichten auch halten mögt, Eure Taten sind

grausam und dürfen keine Fortsetzung finden“, sagte Altaïr, obwohl er nicht annähernd so überzeugt von seinen Worten war, wie es sich anhörte.

„Wir werden ja sehen, wie süß sie sind“, meinte Montferrat, mit dem es nun schnell zu Ende ging, „die Früchte *Eurer* Arbeit. Ihr befreit die Städte nicht, wie Ihr glaubt, nein, Ihr verdammt sie. Und am Ende werdet Ihr Euch allein die Schuld geben müssen. Ihr, der Ihr von hehren Absichten sprecht ...“

Er brachte den Satz nie zu Ende.

„Im Tod sind wir alle gleich“, sagte Altaïr und befleckte die Feder. Dann kletterte er an der Wand hinter sich zum Dach hinauf, lief zum Außenhof und setzte sich ab.

Als sei er nie dagewesen.

19

Altair fühlte sich erschöpft von seiner Aufgabe. Müde und zunehmend beunruhigt. Und jeder lange Ritt machte seine Erschöpfung noch schlimmer, aber er hatte den Befehl, nach jeder Tat bei Al Mualim vorstellig zu werden. Und jedes Mal gab sich der Meister rätselhaft und verlangte von Altair, alle Einzelheiten zu erfahren, während er selbst jedes Detail für sich behielt.

So war es auch bei ihrer nächsten Begegnung. „Ich habe von deinem Erfolg gehört“, hatte Al Mualim eingangs gesagt. „Sei dir meiner Dankbarkeit und der des Reiches versichert. Die Befreiung dieser Städte von

ihren korrupten Führern wird den Friedensprozess weiter voranbringen.“

„Seid Ihr Euch da wirklich so sicher?“, fragte Altaïr. Er jedenfalls war sich längst nicht mehr sicher, und, mehr noch, seine Überzeugung schwand immer mehr.

„Die Art und Weise, wie die Menschen herrschen, spiegelt sich im Volk wider. Reinigt man die Städte von der Verderbtheit, heilt man Herz und Geist derjenigen, die dort leben.“

„Unsere Feinde sähen das gewiss anders“, meinte Altaïr, und seine Gedanken kehrten zurück zu jenen, denen er die Augen geschlossen hatte.

„Was willst du damit sagen?“

„Jeder Mann, den ich getötet habe, sprach sonderbare letzte Worte. Sie waren alle ohne Reue. Selbst im Angesicht des Todes wirkten sie voller Vertrauen auf ihren Erfolg. Auch

wenn sie es nicht zugeben, so besteht doch ein Band zwischen ihnen, das sie aneinanderbindet. Dessen bin ich mir sicher.“

Al Mualim musterte ihn eingehend. „Altaïr, es gibt einen Unterschied zwischen dem, was man uns als Wahrheit anträgt und was wir als Wahrheit *sehen*. Die meisten Menschen machen sich nicht die Mühe, diese Unterscheidung zu treffen. Weil es einfacher ist. Als Assassine entspricht es jedoch deiner Natur, Dinge zur Kenntniss zu nehmen. Und Fragen zu stellen.“

„Was ist es dann, das diese Männer verbindet?“ Altaïr ließ nicht locker. Der Meister kannte die Antworten, davon war Altaïr überzeugt. Auf jede einzelne Frage.

„Gemach, Altaïr. Als Assassine ist es auch deine *Pflicht*, diese Gedanken aufzugeben und deinem Meister zu vertrauen. Denn

ohne Ordnung kann es keinen Frieden geben. Und Ordnung braucht Autorität.“

Es gelang Altaïr nicht ganz, seinen Unmut zu verbergen. „Es ist, als drehten sich Eure Worte im Kreise, Meister. Erst verlangt Ihr von mir, wachsam zu sein, und dann sagt Ihr, ich solle es nicht sein. Was ist es denn nun, was Ihr von mir wollt?“

„Die Frage wird sich beantworten, wenn du sie nicht mehr zu stellen brauchst“, erwiderte Al Mualim geheimnisvoll.

Altaïr sah ein, dass sein Nachfragen zu nichts führte. „Ich nehme an, Ihr habt mich nicht nur dieser Lektion wegen herbestellt?“

„Ja.“ Al Mualim nickte, und dann hatte er ihn ein weiteres Mal nach Damaskus geschickt, auf die Fährte des Mannes namens Abu'l Nuquod. Er sollte als Nächster sterben. Zunächst aber musste Altaïr mit

dem anmaßenden Rafiq vor Ort verhandeln ...

* * *

„Altair, mein Freund. Willkommen, willkommen. Wessen Leben sollt Ihr Euch diesmal holen?“

Stirnrunzelnd nahm Altair zur Kenntnis, dass der Leiter des Büros in Damaskus so dreist wie eh und je war, aber doch nicht so schlimm, um Altair wirklich wütend zu machen. Der Mann hatte ein unleugbares Talent dafür, einzuschätzen, wie weit er anderen gegenüber gehen konnte. Hätte der Rafiq diese Begabung besser zu nutzen gewusst, dann hätte er womöglich nicht den ganzen Tag lang hinter einem Schreibtisch hocken müssen. Vielleicht würde ihm Altair diesen Vorschlag irgendwann einmal unterbreiten. Zunächst aber hatte er Arbeit zu erledigen. Es gab eine neue Zielperson.

„Er heißt Abu'l Nuquod“, sagte er. „Was könnt Ihr mir über ihn erzählen?“

„Oh, der Handelskönig von Damaskus“, rief der Rafiq sichtlich beeindruckt. „Der reichste Mann der Stadt. Ein sehr aufregender und ein sehr gefährlicher Mann. Ich beneide Euch, Altaïr. Na ja ... nicht darum, bestraft und degradiert worden zu sein ... aber um alles andere. Ach so, und natürlich auch nicht um all die furchtbaren Dinge, die die anderen Assassinen über Euch sagen. Aber ja, abgesehen von Eurem Versagen und dem Hass, den man Euch entgegenbringt ... ja, abgesehen davon beneide ich Euch doch sehr.“

Altaïr musterte den Mann und stellte sich vor, wie dessen Hals aussähe, würde eine Klinge darin stecken. „Es kümmert mich nicht, was die anderen denken oder sagen“, erwiderte er. „Ich bin hier, um eine Aufgabe

zu erfüllen. Darum frage ich noch einmal: Was könnt Ihr mir über den Händlerkönig erzählen?“

„Nur so viel, dass er ein schlechter Mensch sein muss, wenn Al Mualim Euch zu ihm geschickt hat“, antwortete der Büroleiter. „Er hält sich bevorzugt unter seinesgleichen und im prachtvollen Nobelviertel dieser Stadt auf. Er ist ein sehr beschäftigter Mann, hat immer irgendetwas zu tun. Wenn Ihr einige Zeit unter Leuten seines Schlags verbringt, werdet Ihr gewiss alles erfahren, was Ihr über ihn wissen müsst.“

Und genau das tat Altaïr. Er ging zur Umayyad-Moschee und in den Suk Sarouja, und er suchte die Zitadelle von Salah Al'din auf. So erfuhr er, dass der Regent von der örtlichen Bevölkerung gehasst wurde, dass er korrupt war und öffentliche Gelder unterschlagen hatte, von denen ein großer Teil nach

Jerusalem als Bezahlung an Wilhelm von Montferrat gegangen war. Diese Information entlockte Altaïr ein grimmiges Lächeln.

An der Madrasah Al-Kallasah traf er auf ein paar Gelehrte, die zu Passanten sprachen und von denen er etwas über Abu'l aufzuschnappen hoffte. Es stellte sich jedoch heraus, dass sie gar nicht über den Händlerkönig redeten. Aber Altaïr hielt sich trotzdem in ihrer Nähe auf, weil das, was sie sagten, ihn stutzig machte.

„Bürger, bringt eure Schriften herbei“, sagte der Erste von ihnen. „Legt sie auf den Haufen vor mir. Schriften zu behalten, ist eine Sünde. Hört und folgt der Wahrheit meiner Worte. Befreit euch von den Lügen und dem Verderben der Vergangenheit.“

Altaïr wollte schon weitergehen, zögerte dann aber doch. Irgendetwas war an diesen Worten: *„Befreit euch von den Lügen und*

dem Verderben der Vergangenheit.“ Konnte das etwas mit dieser „Neuen Welt“ zu tun haben, von der er immer wieder hörte?

Jetzt ergriff ein weiterer Gelehrter das Wort. „Wenn ihr den Frieden wirklich schätzt, wenn ihr wirklich wollt, dass der Krieg ein Ende nimmt, dann gebt eure Bücher, eure Schriftrollen und Manuskripte auf. Denn sie nähren die Flammen der Unwissenheit und des Hasses.“

Altair hatte genug gehört, und was er gehört hatte, gefiel ihm nicht. „*Gebt eure Bücher auf.*“ Wozu?

Er verscheuchte den Gedanken aus seinem Kopf und machte sich auf die Suche nach weiteren Informationen über den Regenten der Stadt. Dieser Nuquod verließ kaum einmal seine Gemächer, fand er heraus. Allerdings würde er es heute Abend tun, um einem Fest beizuwohnen, das er veranstaltete – in

erster Linie, so sagten viele, um den Bürgern seinen Reichtum unter die Nase zu reiben. Er habe sogar Wein bestellt, obwohl es seiner Religion widersprach. Wenn dieses Fest so verlief wie die vorangegangenen, von denen Altaïr gehört hatte, dann wollte Altaïr heute Abend zuschlagen. Er war so recht in der Stimmung zum Feiern.

20

Die Festlichkeiten waren bereits in vollem Gange, als Altaïr um den Palasthof herumging. Er kam sich in seiner Kleidung sehr auffällig vor. Sie wirkte schmutzig und schäbig im Vergleich zu den Gewändern der anderen Gäste, von denen die meisten regelrecht prachtvoll zu nennen und aus edlen Stoffen gefertigt und mit kostbaren Besätzen bestückt waren. Im Gegensatz zum Großteil der Einwohner von Damaskus machten die Festgäste darüber hinaus einen gesunden und wohlgenährten Eindruck. Sie unterhielten sich laut, um die Musik zu übertönen, und lachten noch lauter. An Erfrischungen

herrschte kein Mangel. Diener wieselten zwischen den Gästen umher und offerierten auf goldenen Tablett's Brot, Oliven und andere Delikatessen.

Altaïr schaute sich um. Die Tänzerinnen waren die einzigen anwesenden Frauen. Sechs oder sieben an der Zahl, räkelten sie sich langsam zu den Klängen von *Al'ud* und *Rebec*, gespielt von Musikern, die unter einem ausladenden Balkon Aufstellung genommen hatten. Der Blick des Assassinen wanderte zu diesem Balkon hinauf. Dort stand ein Wächter mit verschränkten Armen, der ausdruckslos auf das Treiben hinablickte. Altaïr war sicher, dass Abu'l dort oben erscheinen würde. Und tatsächlich schien das Tempo der Musik auf einmal zuzunehmen, die *Al'ud* wurde von dumpfen Trommelschlägen beinahe übertönt. Die Festgäste gerieten in Aufregung, es baute

sich eine fast spürbare Spannung auf. Die tanzenden Mädchen mussten sich schneller bewegen, ihre Körper glänzten unter den seidenen Gewändern vor Schweiß, während ringsum die Gäste die Hände hoben und die Trommler zu einem Crescendo anfeuerten, das sich steigerte, bis die Luft selbst zu beben schien, und dann war er auf einmal da, der Wesir Abu'l Nuquod.

Altaïr hatte schon grässliche Beschreibungen von Nuquods Äußerem aufgeschnappt. Von seinem Umfang – es hieß, er sei so dick wie drei normale Männer zusammen – und dem glänzenden Tand, den er immer trug, von seiner grellen Kleidung und seinen juwelenbesetzten Turbanen. Das meiste davon hatte Altaïr als Übertreibungen der verärgerten Bevölkerung abgetan. Aber nun war er doch verblüfft – denn der Klatsch, der über diesen Mann im Umlauf war, untertrieb

die Tatsachen allenfalls. Sein Leibesumfang, seine Edelsteine und seine Kleidung waren größer und protziger als alles, was Altaïr sich nur hätte vorstellen können. Er sah zu Abu'l hoch, der dastand und noch an dem Mahl kaute, das er gerade verspeist haben musste. Seine Lippen glänzten fettig. Und als er am Balkongeländer entlangschritt und auf seine Gäste hinabblickte, wobei die Haut unter seinem Kinn noch immer Wellen schlug, während er den letzten Bissen kaute und schluckte, klaffte sein Gewand auf und entblößte seine nackte Brust, eine gewaltige Masse aus Fleisch und Haut, die vor Schweiß glitzerte.

Dann klatschte er in die Hände, und die Musik sowie alle Gespräche verstummten.

„Willkommen, willkommen“, rief er. „Ich danke euch allen für euren Besuch heute

Abend. Bitte, esst und trinkt. Genießt alle Freuden, die ich euch anzubieten habe.“

Auf eine Handbewegung hin erwachte der Springbrunnen inmitten des Hofes zum Leben. Zuerst dachte Altaïr, es sprudelte gefärbtes Wasser daraus hervor, doch dann setzte ein regelrechter Ansturm auf den Brunnen ein, und ihm wurde klar, worum es sich da in Wirklichkeit handelte – um die Weinlieferung, von der er gehört hatte. Er sah, wie zwei Männer an den Brunnen traten und ihre Kelche in die schäumende Flüssigkeit tauchten, dann prosteten sie einander zu und eilten bereits trinkend davon. Weitere Gäste erreichten den Brunnen und füllten ihre Kelche, während Diener Becher an diejenigen ausgaben, die noch keine hatten. Es war, als wolle der Händlerkönig, dass jeder einzelne Gast von dem Brunnen trank,

und er wartete, bis der Ansturm vorbei war, ehe er fortfuhr.

„Ich hoffe, es ist alles zu eurer Zufriedenheit?“, fragte er mit erhobenen Brauen.

Und so war es. Kelche wurden erhoben und zustimmende Rufe laut. Die Zungen der Gäste lösten sich schnell unter der Wirkung des Weins.

„Gut, gut“, strahlte Nuquod. Er grinste. Zwischen seinen Zähnen hingen noch Essensreste. „Es freut mich, euch alle so glücklich zu sehen. Denn wir leben in dunklen Zeiten, meine Freunde, und wir sollten dieses Leben genießen, solange es noch geht.“

In Altaïrs Nähe kehrten die beiden Männer von vorhin von einem zweiten Besuch des Brunnens zurück, tranken in großen Schlucken aus ihren gefüllten Kelchen und kicherten, während der König weitersprach.

„Der Krieg droht uns alle aufzufressen. Salah Al'din kämpft tapfer für alles, woran er glaubt, und ihr seid stets zur Stelle, um ihn zu unterstützen, ohne Fragen zu stellen. Es ist eure Großzügigkeit, die es ihm ermöglicht, seinen Feldzug fortzusetzen.“

Altair bemerkte – und er war sicher, dass er der Einzige auf dem Hof war, dem es auffiel –, dass sich die Galerie, die an einer Seite entlanglief, mit Wachen zu füllen begann. Er schaute genauer hin. Es handelte sich um Bogenschützen.

„Deshalb möchte ich einen Trinkspruch ausbringen“, rief Nuquod. „Auf euch, meine lieben Freunde, die ihr uns dorthin gebracht habt, wo wir heute sind. Mögt ihr dafür bekommen, was ihr verdient.“

„Auf Eure Gesundheit“, erscholl der Ruf der Gäste, und dann tranken sie alle.

„Ihr seid sehr freundlich“, sagte Nuquod auf dem Balkon. „Das hatte ich euch gar nicht zugetraut, euch, die ihr so schnell über mich geurteilt habt ... so schnell und so grausam.“

Der Menge entging die Veränderung im Tonfall des Königs nicht. Verwirrtes Gemurmel war zu hören.

„Ach, tut doch nicht so ahnungslos. Haltet ihr mich für einen Narren? Glaubt ihr, ich hätte nicht gehört, was ihr hinter meinem Rücken flüstert? Nun, ich *habe* es gehört. Und ich fürchte, ich kann es nicht vergessen. Aber das ist nicht der Grund, weshalb ich euch heute Abend herbestellt habe. Nein, ich möchte über diesen Krieg sprechen ... und eure Rolle darin.“

Er ließ den Blick schweifen, als schaue er jeden Einzelnen an. „Ihr gebt euer Geld im Handumdrehen und wisst dabei nur zu gut,

dass ihr damit den Tod von Tausenden kauft. Dabei wisst ihr aber nicht einmal, *warum* wir kämpfen. Für die Unantastbarkeit des Heiligen Landes, werdet ihr sagen. Oder gegen die bösen Neigungen unserer Feinde. Aber das sind alles Lügen, die ihr euch einredet.“

Nuquod schüttelte den Kopf. „Nein. All dieses Leid wird aus Angst und Hass geboren. Es passt euch nicht, dass sie anders sind. Genauso wenig wie es euch passt, dass ich anders bin.“

Altaïrs Blick wanderte zu den Bogenschützen auf der Galerie. Er verspürte einen Anflug von Beunruhigung und glitt zur Seite, um einen Blick zur Galerie auf der anderen Seite des Hofes zu erhalten. Auch dort hatten sich Bogenschützen aufgereiht. Noch hatten sie ihre Bögen allerdings nicht gespannt. Aber wenn Altaïr sich nicht irrte,

war dieser Moment nicht mehr fern. Und wenn er kam, deckten sie den gesamten Hof ab. Altaïr trat dichter auf eine der Mauern zu. Nicht weit entfernt fing einer der beiden Männer, die er von Anfang an im Auge gehabt hatte, plötzlich an zu prusten und zu husten, was seinen Freund zu noch heftigerem Gelächter hinriss.

„Mitgefühl. Gnade. Toleranz“, fuhr Nuquod auf dem Balkon fort. „Diese Worte bedeuten keinem von euch etwas. Sie bedeuten auch keinem der ungläubigen Eroberer etwas, die unser Land auf der Suche nach Gold und Ruhm verheeren. Und darum sage ich: *Genug!* Ich habe mich einem anderen Ziel verschrieben. Dem Ziel einer Neuen Welt, in der alle Menschen Seite an Seite und in Frieden leben können.“

Er hielt inne. Altaïr sah, wie sich die Bogenschützen spannten. Sie waren im Begriff

zu schießen. Er drückte sich gegen die Wand. Der Mann in seiner Nähe hustete immer noch. Er stand jetzt vornübergebeugt da, sein Gesicht war rot. Sein Freund sah besorgt drein und begann dann ebenfalls zu husten.

„Ein Jammer, dass keiner von euch das noch erleben wird“, brachte Nuquod seine Ansprache zu Ende.

Jetzt fingen auch andere Gäste an zu prusten. Einige hielten sich den Bauch. *Natürlich*, dachte Altaïr. *Gift*. Um ihn her waren bereits etliche Gäste auf die Knie gesunken. Er sah einen dicken Mann in goldfarbener Kleidung mit Schaum vor dem Mund, dem die Augen fast aus den Höhlen quollen, als er umfiel und sich im Todeskampf am Boden wand. Die Bogenschützen hielten ihre Waffen nun vollends schussbereit. Mindestens die Hälfte

der Festgäste lag inzwischen im Sterben, aber es gab auch viele, die nicht vom Wein gekostet hatten und jetzt auf die Ausgänge zudrängten.

„Tötet jeden, der zu entkommen versucht“, befahl der Händlerkönig, und seine Bogenschützen ließen einen Pfeilregen über dem Hof niedergehen.

Altaïr kehrte dem Gemetzel den Rücken zu, kletterte an der Wand zum Balkon hinauf und schlich sich von hinten an Nuquod heran. Den Wächter an der Seite des Wesirs schaltete Altaïr mit einer schwungvollen Klingenbewegung aus. Der Mann fiel zu Boden, wand sich, seine Kehle klaffte auf und Blut spritzte über die Fliesen des Balkonbodens. Nuquod fuhr herum, erblickte Altaïr, und seine Miene veränderte sich. Das Massaker unten im Hof hatte er lächelnd genossen. Jetzt allerdings verspürte

er nur noch blanke Angst, und Altaïr nahm es zufrieden zur Kenntniss.

Dann wechselte Nuquods Gesichtsausdruck abermals und zeigte Schmerz, als Altaïr ihm die Klinge über dem Schlüsselbein in den Hals stieß.

„Warum habt Ihr das getan?“, keuchte der dicke König im Sterben und sank auf den glatten Steinboden seines Balkons.

„Ihr habt Geld von den Menschen gestohlen, die Ihr zu führen behauptet“, antwortete Altaïr, „und habt es einem unbekannten Zweck zugeführt. Ich will wissen, wo Ihr dieses Geld hingeschickt habt und warum.“

Nuquod schnaubte. „Seht mich doch an. Mein ganzes Wesen ist ein Affront gegen die Menschen, über die ich geherrscht habe. Und diese edlen Gewänder haben ihre Hassrufe auch nicht gerade erstickt.“

„Dann geht es Euch also um Rache?“, fragte Altaïr.

„Nein. Nicht um Rache, sondern um mein Gewissen. Wie könnte ich einen Krieg zu Diensten desselben Gottes finanzieren, der mich eine Scheußlichkeit nennt?“

„Wenn Ihr nicht Salah Al’dins Zielen dient, wessen dann?“

Nuquod lächelte. „Ihr werdet sie schon noch kennenlernen. Zu gegebener Zeit. Allerdings glaube ich, dass Ihr sie womöglich schon kennt.“

Von Neuem verwirrt fragte Altaïr: „Warum verbergt Ihr Euch dann? Und wozu vollbringt Ihr diese dunklen Taten?“

„Unterscheidet sich das so sehr von dem, was Ihr tut? Ihr nehmt Männern und Frauen das Leben in der Überzeugung, dass ihr Tod das Los der Zurückbleibenden verbessert. Ein geringes Unrecht zur Förderung des

Gemeinwohls? Wir tun dasselbe, wir sind vom gleichen Schlag.“

„Nein.“ Altaïr schüttelte den Kopf. „Wir sind uns nicht einmal ähnlich.“

„Aber ich sehe es in Euren Augen. Euren Zweifel.“ Der Gestank des Todes lag im Atem von Nuquod, als er Altaïr näher zu sich zog. „Ihr könnt uns nicht aufhalten“, brachte er hervor. „Wir werden unsere Neue Welt bekommen ...“

Er starb. Ein dünner Blutfaden lief ihm aus dem Mund.

„Genießt die Stille“, sagte Altaïr.

Er tauchte seine Feder in das Blut des Händlerkönigs.

Dann fasste er einen Entschluss. Er musste mit Al Mualim sprechen. Die Zeit der Ungewissheit musste ein Ende haben.

21

„Komm herein, Altaïr. Man hat mir deine Fortschritte bereits gemeldet“, sagte Al Mualim.

„Ich habe getan, was Ihr mir aufgetragen habt“, erwiderte Altaïr.

„Gut. Gut.“ Al Mualim sah ihn fest an. „Ich spüre, dass deine Gedanken anderswo weilen. Sprich, was beschäftigt dich?“

Es stimmte. Altaïr hatte auf der Rückreise an kaum etwas anderes gedacht. Jetzt bot sich ihm die Gelegenheit, seine Gedanken herauszulassen. „Jeder Mann, den zu töten Ihr mich ausschickt, spricht in Rätseln zu mir. Jedes Mal komme ich zu Euch und bitte

um Antworten. Jedes Mal gebt auch Ihr mir nur Rätsel auf. Aber damit ist es jetzt vorbei.“

Al Mualims Augenbrauen hoben sich vor Überraschung über die Art und Weise, wie Altaïr zu ihm sprach. „Wie kannst du es wagen, so mit mir zu reden?“

Altaïr schluckte, dann reckte er das Kinn vor. „Ich bin es, der das Töten übernimmt. Wenn ich das weiterhin für Euch tun soll, dann werdet Ihr mir jetzt die Wahrheit sagen.“

„Hüte dich, Altaïr. Dein Ton gefällt mir nicht.“

„Und mir gefällt nicht, wie Ihr mich täuscht“, entgegnete Altaïr lauter als beabsichtigt.

Al Mualims Miene verfinsterte sich. „Ich habe dir eine Chance gegeben, deine verlorene Ehre wiederherzustellen ...“

„Ich habe meine Ehre nicht verloren“, fiel ihm Altaïr ins Wort, „sie wurde mir genommen. Von Euch. Und dann habt Ihr mich losgehetzt wie einen verdammten Hund, damit ich sie mir wiederhole.“

Der Meister zog sein Schwert. Seine Augen loderten. „Es scheint, als müsse ich mir einen anderen suchen. Das ist schade. Du hast großes Potenzial gezeigt.“

„Ich glaube, wenn Euch ein anderer zur Verfügung stünde, hättet Ihr ihn längst losgeschickt“, versetzte Altaïr. Er fragte sich zwar, ob er nicht zu weit ging, trotzdem hielt er nicht inne. „Ihr sagtet, die Antwort auf meine Frage würde sich ergeben, sobald ich sie nicht mehr stellen muss. Also werde ich nicht fragen. Ich *verlange*, dass Ihr mir erklärt, was diese Männer miteinander verbindet.“

Er wappnete sich, die Spitze von Al Mualims Schwert zu spüren zu bekommen, hoffte jedoch, dass der Meister ihn für zu wertvoll hielt. Es war ein riskantes Spiel, das wusste er.

Auch Al Mualim schien seine Möglichkeiten abzuwägen. Sein Schwert bebte, das Licht spiegelte sich zitternd auf der Klinge. Dann steckte er die Waffe weg und schien sich ein wenig zu entspannen.

„Es stimmt, was du sagst“, räumte er schließlich ein. „Es gibt eine Verbindung zwischen diesen Männern ... es ist ein Bluteid, der sie verbindet, ähnlich dem unseren.“

„Wer sind sie?“

„*Non nobis, Domine, non nobis*“, sagte Al Mualim. *Nicht uns, Herr, nicht uns.*

„Templer ...“ flüsterte Altaïr. Natürlich.

„Nun kennst du die wahre Reichweite von Robert de Sable.“

„All diese Männer. Stadtführer, Befehlshaber über Armeen ...“

„Sie alle haben sich seinen Zielen verpflichtet.“

„Ihr Tun steht nicht jeweils für sich allein, oder?“ Das war eigentlich keine Frage, Altaïr dachte nur laut nach. „Man muss ihr Wirken in seiner Gesamtheit betrachten ... Was wollen sie?“

„Sie wollen erobern“, antwortete Al Mualim schlicht. „Sie trachten nach dem Heiligen Land und zwar nicht im Namen Gottes, sondern für sich selbst.“

„Was ist mit Richard? Und mit Salah Al'din?“

„Wer immer sich den Templern entgegenstellt, wird vernichtet. Und du kannst davon

ausgehen, dass sie die Mittel haben, um das zu tun.“

„Dann müssen sie aufgehalten werden“, sagte Altaïr voller Entschlossenheit. Er hatte das Gefühl, ein ungeheures Gewicht sei von ihm genommen worden.

„Deshalb tun wir unsere Arbeit, Altaïr. Für eine Zukunft, die frei ist von solchen Menschen.“

„Warum habt Ihr mir die Wahrheit verheimlicht?“, wollte er wissen.

„Damit du den Schleier selbst zerreißen konntest. Wie bei jeder Aufgabe geht auch hier Wissen der Tat voran. Informationen, die man sich selbst erwirbt, sind von größerem Wert als Informationen, die man einfach bekommt. Außerdem bot dein Verhalten kaum Anlass, dir zu vertrauen.“

„Ich weiß.“ Altaïr senkte den Kopf.

„Altaïr, deine Mission hat sich nicht geändert, nur der Rahmen, in dem du sie siehst.“

„Und gewappnet mit diesem Wissen werde ich die Templer, die noch übrig sind, vielleicht besser verstehen.“

Al Mualim nickte. „Willst du sonst noch etwas wissen?“

Altaïr hatte das Rätsel um die Bruderschaft, von denen seine Opfer sprachen, gelöst. Aber es gab da noch etwas ...

„Was ist mit dem Schatz, den Malik aus dem Tempel Salomons mitgebracht hat?“, fragte er. „Robert schien ganz versessen darauf, ihn zurückzubekommen.“

„Zu gegebener Zeit, Altaïr, wirst du auch das verstehen“, sagte Al Mualim. „So wie sich dir die Rolle der Templer offenbart hat, so wird es auch mit dem Geheimnis dieses Schatzes der Fall sein. Bis dahin tröste dich

mit der Tatsache, dass er sich nicht in deren, sondern in unseren Händen befindet.“

Einen Moment lang war Altaïr versucht, Al Mualim nicht so einfach vom Haken zu lassen, doch dann entschied er sich anders. Einmal hatte er Glück gehabt. Er bezweifelte, dass es ihm ein zweites Mal beschieden sein würde.

„Wenn das Euer Wunsch ist“, sagte er deshalb nur.

„Das ist mein Wunsch.“

Die Spannung, die über dem Raum gelegen hatte, ließ nach, als Altaïr sich zum Gehen wandte. Sein nächstes Ziel war Jerusalem.

„Altaïr, ehe du gehst ...“

„Ja?“

„Woher wusstest du, dass ich dich nicht töten würde?“

„Um die Wahrheit zu sagen, Meister ... ich wusste es nicht.“

22

Oh, Altaïr, du hochmütiger Dummkopf!

Er steckte in Schwierigkeiten. Majd Addin lag tot zu seinen Füßen, sein Blut bildete eine größer werdende Lache auf dem Holzfußboden. Hinter ihm hingen die Angeklagten schlaff und blutig an den Pfählen, an die man sie geschlagen hatte. Die Zuschauer verließen den Marktplatz, Majd Addins Gardisten allerdings blieben, und sie kamen näher und auf das Schafott zu, wo sie die Stufen zu beiden Seiten heraufzusteigen begannen und Altaïr zugleich den Weg nach vorn versperrten. Wilden Blickes und mit erhobenen Schwertern umzingelten sie ihn

langsam. Wenn sie Angst hatten, war sie ihnen zumindest nicht anzusehen. Dass ihr Anführer in aller Öffentlichkeit von einem Assassinen auf dem Blutgerüst vor der Klagemauer zu Jerusalem getötet worden war, hatte sie nicht in Panik und Verwirrung gestürzt, wie Altaïr es eigentlich gehofft hatte. Der Mord hatte keine Todesangst vor dem Assassinen in ihnen geweckt, der nun vor ihnen stand und von dessen Klinge noch Addins Blut tropfte. Sie wirkten vielmehr entschlossen und von Rachedurst erfüllt.

Und das alles hieß, dass die Dinge nicht nach Plan verlaufen waren.

Jetzt sprang der erste Gardist vor, er knurrte, und seine Aufgabe war es, Altaïr auf die Probe zu stellen. Der Assassine wich zurück, parierte die Hiebe des Sarazenenschwerts, auf dem fast leeren Platz wurde das Klirren von Stahl laut. Der Gardist drängte vorwärts.

Altaïr warf einen Blick hinter sich, sah, dass andere sich näherten, und reagierte mit einem Gegenangriff, der den Sarazenen zurücktrieb. *Eins, zwei, Stoß.* Der Gardist musste sich hastig verteidigen, versuchte, mit einem Sprung auszuweichen, und prallte beinahe gegen einen der Toten, die an den Pfählen hingen. Altaïr sah nach unten und erkannte seine Chance. Wieder drängte er nach vorn und führte eine wüste Attacke, die seinen Gegner in Panik geraten lassen sollte. Klinge prallte auf Klinge, und in der Tat war der Sarazene gezwungen, sich unbeholfen zurückzuziehen, bis er in die Blutlache auf dem Holz trat, genau wie Altaïr es beabsichtigt hatte. Der andere rutschte aus, verlor das Gleichgewicht, und für einen Moment konnte er seine Verteidigung nicht aufrechterhalten – das gab Altaïr genug Zeit, um sich am Schwertarm des Mannes

vorbeizudrehen und ihm die Klinge in die Brust zu stoßen. Der Gardist brachte noch ein Gurgeln hervor, dann starb er. Seine Leiche fiel zu Boden. Altaïr richtete sich auf, wandte sich anderen Angreifern zu und sah nun Zweifel und vielleicht doch ein bisschen Angst in ihren Augen. Der Mut des Assassinen war auf die Probe gestellt worden, und er hatte diese Probe bestanden.

Dennoch waren ihm die Wachen immer noch zahlenmäßig überlegen, und gewiss waren schon weitere, alarmiert von dem Aufruhr, auf dem Weg hierher. Die Nachricht vom Geschehen auf dem Platz würde sich längst in Jerusalem verbreitet haben – die Nachricht, dass der Regent der Stadt auf seinem eigenen Schafott umgebracht worden war und seine Garde sich den dafür verantwortlichen Assassinen vorgeknöpft hatte.

Altaïr konnte sich Maliks Schadenfreude über diese Neuigkeit bildlich vorstellen.

Doch Malik hatte einen veränderten Eindruck gemacht, als Altaïr zuletzt bei ihm im Büro gewesen war. Zwar hatte er Altaïr nicht gerade mit offenen Armen empfangen, allerdings war an die Stelle seiner unverhohlenen Feindseligkeit eine gewisse Vorsicht getreten, und er hatte Altaïr allenfalls finster gemustert, aber nicht wütend angefunkelt.

„Was willst du heute von mir?“, hatte Malik geseufzt.

Altaïr war froh gewesen, sich nicht wieder auf ein Wortgefecht einlassen zu müssen, und hatte ihm seine Zielperson genannt: Majd Addin.

Malik nickte. „Infolge von Salah Al'dins Abwesenheit war die Stadt ohne einen geeigneten Führer, und Majd Addin hat sich

selbst dazu ernannt. Mit Angst und Einschüchterung verschafft er sich, was er will. Aber er hat keinen rechtmäßigen Anspruch auf diesen Posten.“

„Dem mache ich heute ein Ende“, hatte Altaïr erklärt.

„Du bist zu voreilig. Wir sprechen hier nicht über irgendeinen Sklavenhändler. Er herrscht über Jerusalem und wird deshalb gut geschützt. Ich rate dir, deinen Anschlag sorgfältig zu planen, dein Opfer besser kennenzulernen.“

„Das habe ich bereits getan“, versicherte Altaïr. „Majd Addin hält nicht weit von hier eine öffentliche Hinrichtung ab. Es wird sicher von Wachen wimmeln, aber damit werde ich schon fertig. Ich weiß, was ich tue.“

Malik grinste spöttisch. „Und deshalb bleibst du in meinen Augen ein Novize. Du

kannst nicht alles *wissen*. Nur vermuten. Du musst einkalkulieren, dass du dich irrst. Dass du etwas übersehen hast. Schau voraus, Altaïr. Wie oft muss ich dich daran noch erinnern?“

„Wie du meinst. War's das?“

„Noch nicht ganz. Einer der Männer, die hingerichtet werden sollen, ist ein Bruder, einer von uns. Al Mualim wünscht, dass er gerettet wird. Um die eigentliche Befreiung brauchst du dich nicht zu kümmern, das übernehmen meine Männer. Du musst nur dafür sorgen, dass Majd Addin ihn nicht tötet.“

„Ich werde ihm keine Gelegenheit dazu geben.“

Als er ging, hatte Malik ihn noch gewarnt: „Verpatz die Sache nicht, Altaïr.“

Doch Altaïr hatte im Stillen nur gelacht und sich auf den Weg zur Klagemauer gemacht.

23

Als er sich der Klagemauer näherte, hatte Altaïr gesehen, wie sich die Menge zu sammeln begann – Männer, Frauen, Kinder, Hunde und sogar Vieh. Alle pilgerten sie durch die umliegenden Straßen zur Hinrichtungsstätte.

Altaïr schloss sich ihnen an, und während er eine Straße entlangging, die sich mit immer mehr neugierigen Zuschauern füllte, die alle in dieselbe Richtung unterwegs waren, hörte er einen Ausrufer, der die Spannung auf das bevorstehende Spektakel hochpeitschte, auch wenn das kaum noch nötig zu sein schien.

„Aufgepasst!“, rief der Mann. „Majd Addin, der geliebte Regent von Jerusalem, wird einer öffentlichen Hinrichtung an der Westseite des Tempels von Salomon beiwohnen. Alle Bürger werden aufgefordert, dabei zu sein. Eilt zur Westseite des Tempels von Salomon. Kommt und seht, was unseren Feinden droht.“

Altair konnte sich gut vorstellen, was ihnen drohte. Er hoffte, dass es ihm gelingen würde, das vorgesehene Ende abzuwenden.

Am Zugang zum Platz versuchten Wachen den Strom der Menge zu kontrollieren, schickten einige weg, ließen andere durch. Altair blieb etwas zurück und sah zu, wie die Menschenmasse einen regelrechten Strudel um den Zugang bildete. Leiber pressten sich gegen ihn. Kinder huschten Erwachsenen zwischen den Beinen hindurch und schlichen sich auf den Platz. Dann sah er eine Gruppe

von Gelehrten, vor denen sich die Menge teilte, um sie hindurchzulassen. Selbst Hunde schienen die Ehrerbietung zu wittern, die diesen Herren vorbehalten war. Altaïr ordnete seine Kleidung, zog seine Kapuze zurecht und wartete, bis die Gelehrten an ihm vorbeikamen, dann stahl er sich zwischen sie. Dabei spürte er, wie eine Hand an seinem Ärmel zupfte. Er senkte den Blick und sah ein schmutziges Kind, das ihn mit fragenden Augen anglotzte. Er knurrte, und der Junge flitzte erschrocken davon.

Gerade noch rechtzeitig, denn sie hatten das Tor erreicht, wo die Wachen beiseiteraten, um die Gelehrten passieren zu lassen. So erhielt auch Altaïr Zutritt zu dem Platz.

Gesäumt wurde er ringsum von groben Steinmauern. Vor der Stirnseite befand sich eine erhöhte Plattform, das Schafott, und darauf stand eine Reihe von Pfählen. Noch war

das Blutgerüst leer, aber das änderte sich schnell. Majd Addin, der Regent von Jerusalem, betrat die Bühne. Sein Erscheinen ließ einen Ruck durch die Menge gehen, vom Eingang her wurde Geschrei laut, als die Wachen die Kontrolle verloren, und die Bürger fluteten nur so herein. Altaïr wurde von der Welle vorwärts und auf das Schafott getragen, sodass er den gefürchteten Majd Addin nun besser erkennen konnte. Addin schritt bereits auf der Bühne auf und ab und wartete, dass der Platz sich füllte. Er trug einen weißen Turban und ein langes, mit Stickereien verziertes Gewand. Seine Bewegungen wirkten wütend. Als würde er gleich die Geduld verlieren.

Und so kam es auch.

„*Ruhe*. Ich verlange Ruhe!“, brüllte er.

Das tödliche Schauspiel stand unmittelbar bevor, es ging noch eine letzte wellenförmige

Bewegung durch die Menge, und Altaïr wurde noch ein Stück weiter nach vorn getragen. Er schaute zur Seite und sah Wachen, die beiderseits des Gerüsts vor den Treppen postiert waren. Vor der Bühne standen weitere, deren Aufgabe es war zu verhindern, dass die Menge auf das Schafott kletterte. Altaïr reckte den Hals und machte rings um den Platz noch mehr Wachen aus. Denen würde es zumindest schwerfallen, sich durch die Menge zu drängen, aber ihm blieben trotzdem nur Sekunden, um Majd Addin zu töten und die Gardisten in nächster Nähe abzuwehren, zumindest die vier, die links und rechts auf der Bühne standen. Und vielleicht auch diejenigen, die vor dem Schafott Aufstellung genommen hatten.

Konnte er sie alle in dieser kurzen Zeit bezwingen? Rund zehn Sarazenen, die ihrem Herrn treu ergeben waren? Der Altaïr, der

Robert de Sable im Tempelberg attackiert hatte, hätte daran keinen Zweifel gehabt.

Jetzt allerdings ... jetzt war er vorsichtiger. Und er wusste, dass es Irrsinn war, den Anschlag auf Majd Addin gerade jetzt zu versuchen. Ein Plan, der zum Scheitern verurteilt war.

Kaum hatte er beschlossen, noch zu warten, wurden vier Gefangene auf das Schafott und zu den Pfählen geführt, an denen die Wachen sie festbanden. Am einen Ende der Reihe war eine weinende Frau mit schmutzigem Gesicht, neben ihr zwei Männer, die in Lumpen gekleidet waren. Dann kam der Assassine, dem das Kinn auf die Brust gesunken war. Man hatte ihn unübersehbar geschlagen und misshandelt. Die Zuschauer verliehen ihrem Missfallen lautstark Ausdruck.

„Bürger von Jerusalem, hört mir gut zu“, rief Majd Addin. Seine Stimme brachte die Menge zum Verstummen. „Ich stehe hier, um euch zu warnen.“ Er machte eine kurze Pause. „Es sind Nörgler unter euch. Sie säen Unzufriedenheit und hoffen, euch in die Irre zu führen.“

Ein unwilliges Murmeln ging durch die Zuschauer, von denen es rings um Altaïr nur so wimmelte.

Addin fuhr fort: „Sagt mir, ist es das, was ihr wollt? Hineingezogen zu werden in Trug und Sünde? Wollt ihr euer Leben in Angst zubringen?“

„Das wollen wir nicht“, schrie ein Zuschauer irgendwo hinter Altaïr, dessen Augenmerk jedoch ganz auf den Assassinen gerichtet war, Mitglied seiner eigenen Bruderschaft. Ein blutiger Speichelfaden lief dem Assassinen aus dem Mundwinkel und

tropfte auf das Holz des Bodens. Er versuchte den Kopf zu heben, und Altaïr erhaschte einen Blick auf das blutige, zerschlagene Gesicht, das blau und geschwollen war. Dann sackte der Kopf wieder nach vorn.

Majd Addin zeigte ein schiefes Grinsen. Sein Gesicht schien nicht zum Lächeln geschaffen zu sein. „Dann wollt ihr also handeln?“, fragte er geradezu liebenswürdig.

Die Menge brüllte ihre Zustimmung heraus. Die Menschen waren hier, um Blut zu sehen. Sie wussten, dass der Regent ihren Durst nicht ungestillt lassen würde.

„Führt uns“, rief eine Stimme, als das Gebrüll sich legte.

„Eure Hingabe freut mich“, sagte Addin. Er wandte sich den Gefangenen zu und wies mit einer weiten Armbewegung auf sie. „Dieses Übel muss ausgeremert werden. Nur dann dürfen wir hoffen, Erlösung zu finden.“

Da entstand vor dem Schafott auf einmal Unruhe. Eine Stimme schrie: „Das ist kein Akt der Gerechtigkeit!“

Altaïr sah einen Mann in zerrissener Kleidung. Er wandte sich direkt an Majd Ad-din. „Ihr verdreht die Worte des Propheten, Friede sei mit ihm!“

Der Mann war nicht allein. Sein Mitstreiter trug ebenfalls Lumpen, und er richtete das Wort vorwurfsvoll an die Menge. „Und ihr steht alle tatenlos daneben und lasst euch zu Komplizen dieses Verbrechens machen!“

Altaïr nutzte die Unruhe, um näher heranzukommen. Er musste an der Stelle auf das Schafott klettern, wo der Assassine an den Pfahl gefesselt war. Er durfte nicht riskieren, dass der Bruder als Schutzschild oder Geisel benutzt wurde.

„Gott verfluche euch alle“, rief einer der Männer, aber sie fanden keine

Unterstützung. Nicht in der Menge und schon gar nicht unter den Wachen, die sich jetzt in Bewegung setzten. Die beiden Aufwiegler sahen die Gardisten kommen und wandten sich zur Flucht, zückten Dolche und fuchtelten damit herum, als sie vergebens versuchten, das Schafott zu stürmen. Einer der beiden wurde vom Pfeil eines Bogenschützen niedergestreckt. Der zweite Mann wurde von zwei Wachen bedrängt und übersah dabei einen dritten Sarazenen, der ihm mit dem Schwert den Bauch aufschlitzte.

Die zwei Männer lagen sterbend im Staub, und Majd Addin zeigte vom Schafott auf sie herab.

„Seht ihr, wie das Böse, das von einem Menschen ausgeht, auf andere übergreift?“, keifte er. Sein schwarzer Bart zitterte unter seinen wütend hervorgestoßenen Worten.

„Sie wollten Angst und Zweifel in euch wecken. Aber *ich* werde für eure Sicherheit sorgen.“

Jetzt wandte er sich wieder an die unglückseligen Gefangenen, die gewiss gebetet hatten, dass der Anschlag auf sein Leben gelingen möge, nun aber stattdessen aus großen Augen und voller Entsetzen mit ansehen mussten, wie der Regent sein Schwert zog.

„Hier haben wir vier, die voller Sünde sind“, rief Addin und wies zuerst auf die Frau und dann der Reihe nach auf die anderen drei Gefangenen. „Die Hure. Der Spieler. Der Dieb. Der Ketzer. Möge Gott sein Urteil über sie fällen.“

Der Ketzer. Damit meinte er den Assassinen. Altaïr spannte sich und schob sich näher auf die Stufen an der Seite des Gerüsts zu, ohne Addin aus den Augen zu lassen, der als Erstes auf die Frau zuging. Die Prostituierte.

Sie war nicht imstande, den Blick von dem Schwert abzuwenden, das Addin beinahe lässig in der Hand hielt, und fing unherrschend an zu heulen.

„Versucherin!“, überbrüllte Addin ihr Schluchzen. „Sukkubus. Hure. Sie trägt viele Namen, aber ihre Sünde bleibt ein- und dieselbe. Sie kehrte den Lehren unseres Propheten den Rücken zu, Friede sei mit ihm. Entweihte ihren Leib, um sich Vorteile zu verschaffen. Jeder Mann, den sie berührt hat, ist auf ewig besudelt.“

Die Menge buhte. Altaïr schob sich noch ein paar Fuß weiter auf die Treppe zum Schafott zu. Er beobachtete die Wachen und sah, dass sie ganz im Bann des Geschehens auf der Bühne standen. Gut.

„Bestraft sie!“, schrie ein Schaulustiger.

Addin hatte die Menschen aufgepeitscht, in ihnen tobte ein Zorn, den sie für rechtschaffen hielten.

„Sie soll büßen“, pflichtete ein anderer bei.

Die Frau hörte auf zu schluchzen und wandte sich an die Menge, die nach ihrem Blut gierte. „Dieser Mann lügt. Ich bin nicht hier, weil ich anderen Männern beigelegen habe, denn das habe ich nicht getan. Er will mich ermorden, weil ich *ihm* nicht beiliegen wollte.“

Majd Addins Augen loderten. „Selbst jetzt, da sich ihr die Läuterung bietet, täuscht sie noch. Sie verweigert sich der Erlösung. Darauf gibt es nur eine Antwort.“

Der Frau blieb noch Zeit für einen Schrei. „*Nein!*“ Dann blitzte Addins Schwert auf, und er stieß es ihr in den Bauch. In dem Moment der Stille, der darauf folgte, hörte man, wie ihr Blut auf den Bretterboden klatschte.

Dann stieg ein allgemeines „Oh!“ aus der Menge auf, und zugleich geriet die Menschenmasse in Bewegung, weil diejenigen, die hinten und an den Seiten standen, versuchten, einen besseren Blick auf die entleibte Frau zu erhalten.

Altair befand sich jetzt näher an der Treppe, doch die plötzliche Bewegung der Menge beraubte ihn seines Schutzes. Erleichtert sah er, wie Addin auf den nächsten wimmernden Gefangenen zuschritt, woraufhin die Zuschauermenge wieder nach hinten wogte und gespannt auf die nächste Hinrichtung wartete.

Addin wies auf den Mann am zweiten Pfahl und erklärte, dass er ein Spieler sei. Ein Mann, der sich den Genuss von Rauschmitteln und das Wetten nicht versagen könne.

„Eine Schande“, kreischte die Masse. *Sie sind es, die berauscht sind*, dachte Altaïr, dem von ihrer Blutgier ganz schlecht war.

„Ein Spiel, über das der Zufall entscheidet, verdammt mich zum Tode?“, klagte der Mann und warf mit seinen Worten ein letztes Mal die Würfel. „Zeigt mir, wo das geschrieben steht. Es ist nicht die Sünde, die unsere Stadt verdirbt, nein, *Ihr* seid es.“

„Dann willst du dem Volk also weismachen, es sei akzeptabel, den Willen unseres Propheten zu missachten, Friede sei mit ihm?“, entgegnete Addin. „Und wenn wir diese Lehre ignorieren, was ist dann mit den anderen? Wo soll das enden? Ich sage, es endet im Chaos. Und deshalb darf ich es nicht zulassen.“

Addins Klinge blinkte in der Nachmittags-sonne. Er rammte sie dem Spieler tief in den Leib, stieß sie ächzend nach oben, schnitt

dem Mann eine senkrechte Wunde in den Rumpf und legte seine Eingeweide frei. Die Menge schrie verzückt in vorgetäuschem Ekel auf und rückte schon zur Seite, um Zeuge der nächsten Exekution zu werden. Die Bewegung trug Altaïr ein weiteres Stück auf die Treppe zu.

Addin schlenderte auf den dritten Gefangenen zu, wobei er das Blut von seiner Klinge schüttelte. „Dieser“, sagte er und zeigte auf den zitternden Mann, „nahm etwas, das nicht ihm gehörte. Geld, das der Lohn für die Arbeit eines anderen war. Es hätte jedem von euch gehören können. Und damit wurden ihr alle bestohlen. Was habt ihr dazu zu sagen?“

„Es war ein einziger Dinar“, flehte der Beschuldigte und wandte sich um Gnade heischend an die Menge, „den ich am Boden fand. Er tut so, als sei ich in ein fremdes

Haus eingebrochen, als hätte ich die Münze einem anderen aus der Hand gerissen.“

Aber die Meute war nicht gnädig gestimmt. Rufe nach dem Blut des Mannes wurden laut. Die Zuschauer waren jetzt schier rasend.

„Heute ein Dinar“, schrie Addin, „morgen ein Pferd. Und übermorgen das Leben eines anderen Menschen. Es geht nicht um den Gegenstand. Es geht darum, dass du etwas genommen hast, das nicht dir gehörte. Ließe ich ein solches Verhalten ungestraft, würden andere glauben, dass auch sie das Recht hätten, sich zu nehmen, was ihnen gefällt. Wo würde das hinführen?“

Er trat vor den Dieb, dessen letztes Flehen abbrach, als Addin ihm die Klinge in den Bauch trieb.

Als Nächstes würde er sich dem Assassinen zuwenden. Altaïr musste schnell handeln.

Ihm blieben nur noch Augenblicke. Mit gesenktem Kopf und mit Schulterstößen drängte er sich durch die Menge, achtete jedoch sorgsam darauf, nicht den Anschein zu erwecken, als führe er etwas Bestimmtes im Schilde. Man sollte nur denken, dass er möglichst nahe an den Schauplatz des dramatischen Geschehens heranwollte. Inzwischen war Majd Addin vor den Assassinen getreten. Jetzt packte er ihn bei den Haaren und riss ihm den Kopf hoch, damit die Menge ihm ins Gesicht schauen konnte.

„Dieser Mann verbreitet bössartige Lügen und Propaganda“, brüllte er geifernd. „Er hat nur das Morden im Sinn. Er vergiftet unsere Gedanken, so wie er seine Klinge vergiftet. Er hetzt Bruder gegen Bruder. Väter gegen ihre Söhne. Er ist gefährlicher als alle Feinde, die wir sonst noch haben. Er ist ein *Assassine*.“

Die Menge lohnte es ihm, indem sie gemeinsam den Atem einsog. Altaïr hatte die Treppe nun erreicht. Um ihn her kochte die Menge förmlich, erregte Zuschauer verlangten schreiend nach dem Todesstoß.

„Nieder mit dem Ungläubigen.“

„Tötet ihn.“

„Schneidet ihm den Hals durch.“

Der Assassine, dessen Kopf immer noch von Addin gehalten wurde, ergriff das Wort. „Mein Tod wird eure Sicherheit nicht stärken. Ich sehe die Angst in euren Augen. Ich höre das Zittern in eurer Kehle. Ihr fürchtet euch. Ihr fürchtet euch, weil ihr wisst, dass unsere Botschaft nicht auszulöschen ist. Weil ihr wisst, dass wir nicht aufzuhalten sind.“

Altaïr war am Fuß der Treppe. Er stand da, als versuche er, einen besseren Blick aufs Schafott zu bekommen. Andere hatten ihn

gesehen und probierten dasselbe. Die beiden Wachen hatten eben noch am oberen Ende der Treppe gestanden, gebannt von dem Geschehen auf der Bühne, jetzt wurden sie jedoch allmählich darauf aufmerksam, was unter ihnen vorging. Einer rief dem anderen etwas zu, dann stiegen sie die Stufen herunter und befahlen den Bürgern zu verschwinden, während bereits weitere Zuschauer die Treppe hinaufdrängten. Alle wollten so nah wie möglich an den unmittelbaren Ort der Hinrichtung heran, es wurde gerempelt und geschubst, ein paar fielen von der Treppe, darunter einer der aufgebrachten Gardisten. Altaïr nutzte das Durcheinander und kletterte hinauf, bis er nur noch ein paar Fuß von Majd Addin entfernt stand, der den Kopf des Assassinen losgelassen hatte und der Menge von dessen

„blasphemischem und verräterischem Treiben“ predigte.

Hinter Altaïr ging die Balgerei weiter. Die beiden Wachen hatten alle Hände voll zu tun. Addin beendete seine Ansprache an die Menge, die entsprechend aufgehetzt und begierig auf die letzte Hinrichtung war. Gerade wandte Addin sich wieder dem Gefangenen zu. Er schwang das Schwert, dessen Klinge bereits rot gefärbt war, und trat näher, um ihm den Todesstoß zu versetzen.

Doch dann hielt er – wie von einem Instinkt gewarnt – plötzlich inne, drehte den Kopf und sah Altaïr direkt an.

Einen Moment lang war es, als zöge sich der ganze Platz zusammen. Als wären die aufgewühlte Menge, die Wachen und die zum Tode Verdammten nicht mehr da. Und als die beiden Männer einander musterten,

sah Altaïr die Erkenntnis in Addins Miene heraufdämmern: Der Tod war nah!

Altaïr bewegte seinen Ringfinger, und die Klinge schnappte hervor, während er sich schon nach vorn warf, mit der Waffenhand ausholte und die Klinge im Moment des Aufpralls in Addins Hals versenkte. Die ganze Bewegung hatte kaum mehr als die Dauer eines Lidschlags beansprucht.

Die Zuschauer brüllten und schrien, wussten nicht, was sie von der plötzlichen Wende der Ereignisse halten sollten. Addin krümmte und wand sich, Blut spritzte aus seiner Halswunde, aber Altaïr hielt ihn mit den Knien fest und hob die Klinge erneut.

„Mit deinem Wirken hier ist es vorbei“, erklärte er Addin und spannte sich zum vollends tödlichen Stoß. Um sie herum herrschte ein Pandämonium. Die Wachen begriffen gerade erst, was nicht stimmte, und

versuchten sich durch die panische Menge auf das Schafott zuzukämpfen. Altaïr musste die Sache zu Ende bringen und zwar schnell. Trotzdem wollte er hören, was der Todgeweihte zu sagen hatte.

„Nein. Nein. Es hat gerade erst angefangen“, behauptete Majd Addin.

„Sagt mir, welche Rolle Ihr in dieser Angelegenheit spielt. Wollt Ihr Euch rechtfertigen, wie es die anderen getan haben, und Eure Untaten schönreden?“

„Die Bruderschaft wollte die Stadt. Ich wollte Macht. Und es bot sich ... eine Gelegenheit.“

„Eine Gelegenheit, Unschuldige zu ermorden“, sagte Altaïr. Er konnte Getrampel und hastende Schritte hören. Die Menschen ergriffen die Flucht.

„Von wegen unschuldig. Kritische Stimmen schneiden so tief wie Stahl. Sie stören die

Ordnung. In diesem Punkt stimme ich mit der Bruderschaft überein.“

„Ihr habt Menschen umgebracht, nur weil sie andersgläubig waren?“

„Natürlich nicht ... Ich habe sie umgebracht, weil ich es konnte. Weil es mir Spaß machte. Wisst Ihr, was es für ein Gefühl ist, über das Schicksal eines anderen Menschen zu entscheiden? Und habt Ihr gesehen, wie die Menschen gejubelt, wie sie mich gefürchtet haben? Ich war wie ein Gott. Ihr hättet an meiner Stelle dasselbe getan. Mit solcher ... Macht.“

„Früher vielleicht. Aber inzwischen weiß ich, was mit jenen geschieht, die sich über andere erheben.“

„Und das wäre?“

„Hier. Ich zeige es Euch.“

Er machte Addin den Garaus, dann schloss er dem Tyrannen die Augen und befleckte die Feder.

„Jede Seele soll den Tod zu schmecken bekommen“, sagte er.

Dann war er aufgestanden, um es mit der Garde aufzunehmen – als eine Glocke zu schlagen begann.

Ein Sarazene kam über die Bühne förmlich auf ihn zugeflogen. Altaïr parierte, ächzte, trieb den Mann zurück. Halb geduckt drehte er sich auf dem Schafott um die eigene Achse und sah, dass sie zu dritt auf ihn losgehen wollten. Einer ging unter seiner Klinge schreiend zu Boden, ein anderer rutschte in einer Blutlache aus, stürzte, und Altaïr gab ihm den Rest. Er erkannte die Lücke, sprang vom Schafott, ließ die Klinge hervorschnellen und spießte, kaum gelandet, einen Gardisten auf, dessen Schwert nun durch die Luft

fuhr, ohne Schaden anzurichten. Jetzt befand er sich auf dem Platz, sein Heil lag in der Flucht. Während er auf den Zugang zuhielt, wehrte er zwei weitere Angreifer ab. Er fing sich eine Schnittwunde ein, spürte, wie ihm warmes Blut über den Arm rann. Dann bekam er einen der Schwertkämpfer zu fassen, riss ihn hoch und schleuderte ihn dem anderen in den Weg. Die beiden stürzten ineinander verheddert in den Staub. Altaïr jagte auf den Zugang zu und erreichte ihn, als drei Soldaten hindurchgeeilt kamen. Doch das Überraschungsmoment lag auf seiner Seite, und so gelang es ihm, einen der Männer mit dem Schwert zu durchbohren und dem zweiten mit seiner Klinge die Kehle aufzuschlitzen. Dann stieß er die beiden mit dem Tode ringenden Männer gegen den dritten. Der Weg war frei, er hetzte hinaus auf die Straße, wo ein vierter Gardist wartete

und jetzt schreiend mit einer Pike im Vorhalt auf ihn zustürmte. Altaïr wich mit einem Sprung aus, bekam die Querstange eines Rahmens zu fassen und katapultierte sich auf einen Baldachin hinauf. Der ungeheure Kraftakt wollte ihm die Muskeln beinahe zerreißen. Von unten drang ein enttäuschter Aufschrei zu ihm herauf, und als er zum Dach emporkletterte, blickte er zurück und sah eine Traube von Soldaten, die sich bereits an seine Verfolgung machten. Um sie ins Stocken zu bringen, tötete er einen von ihnen mit einem Wurfmesser, dann hastete er über die Dächer davon, wartete, bis das Glockenläuten verklang, und tauchte in der Menge unter, wo er hörte, wie sich die Nachricht in der Stadt verbreitete: Ein Assassine hat den Regenten getötet.

24

Aber es gab noch etwas, das Altaïr wissen wollte. Und nun, nach dem Tod des letzten Stadtregenten, war der Zeitpunkt gekommen, um die Frage zu stellen. Er wappnete sich für diesen Moment, als er einmal mehr in Al Mualims Gemächer geführt wurde.

„Tritt ein, Altaïr. Ich hoffe, du bist ausgeruht und bereit für deine restlichen Prüfungen“, sagte der Meister.

„Das bin ich. Aber vorher würde ich gern mit Euch sprechen. Ich habe Fragen ...“

Al Mualim zeigte sein Missfallen über dieses Ansinnen, indem er das Kinn hob und die Lippen leicht schürzte. Zweifellos dachte

er an das letzte Mal, als Altaïr auf Antworten gedrängt hatte. Daran dachte auch Altaïr selbst, deshalb hatte er beschlossen, diesmal behutsamer vorzugehen. Auf ein Wiedersehen mit der Klinge des Meisters war er nämlich nicht erpicht.

„Dann stelle deine Fragen“, sagte Al Mu-alim. „Ich werde mein Möglichstes tun, sie zu beantworten.“

Altaïr holte tief Luft. „Der Händlerkönig von Damaskus ermordete die Adeligen, unter deren Herrschaft die Stadt stand. Majd Addin benutzte in Jerusalem Angst als Mittel, um das Volk zu unterdrücken. Ich nehme an, dass Wilhelm vorhatte, Richard zu töten und Akkon mit seinen eigenen Truppen zu halten. Diese Männer sollten ihren Führern eigentlich helfen. Stattdessen haben sie sich entschieden, sie zu hintergehen. Warum? Das verstehe ich nicht.“

„Liegt die Antwort nicht auf der Hand? Die Templer möchten Kontrolle. Jeder dieser Männer wollte, wie du festgestellt hast, seine Stadt im Namen der Templer beanspruchen. Auf dass die Templer das Heilige Land regieren. Und schließlich sollte ihre Herrschaft noch über dessen Grenzen hinausreichen. Aber ihre Mission kann keinen Erfolg haben.“

„Warum nicht?“, fragte Altaïr.

„Ihre Pläne beruhen auf dem Tempelschatz ... auf dem Edensplitter ... Aber diesen haben nun wir in Händen. Und ohne diesen Schatz können sie ihre Ziele nicht erreichen.“

Natürlich, dachte Altaïr. Das war der Gegenstand, auf den sich so viele seiner Opfer bezogen hatten.

„Worum handelt es sich bei diesem Schatz?“, wollte er wissen.

Al Mualim lächelte, ging in den hinteren Teil seines Gemachs, bückte sich und öffnete eine Truhe. Er nahm ein Kästchen heraus, kehrte damit an seinen Schreibtisch zurück und stellte es darauf ab. Altaïr wusste, ohne hinzusehen, was es war, dennoch wurde sein Blick regelrecht davon angezogen. Es war das Kästchen, das Malik aus dem Tempel geborgen hatte, und wie schon zuvor schien es auch jetzt zu leuchten, schien eine Art von Macht auszustrahlen. Er hatte die ganze Zeit über gewusst, dass dies der Schatz war, von dem alle sprachen, das wurde Altaïr jetzt bewusst. Sein Blick wanderte von dem Kästchen zu Al Mualim, der seine Reaktion aufmerksam verfolgt hatte. Auf dem Gesicht des Meisters lag ein nachsichtiger Ausdruck, als habe er dieses Verhalten schon bei vielen Schülern beobachtet. Und als sei dies nur der Anfang.

Jetzt griff er in das Kästchen hinein und entnahm ihm eine Kugel, die etwa so groß war wie zwei Fäuste. Sie war golden und trug ein Mosaikmuster, das vor Energie zu pulsieren schien, sodass Altaïr sich fragte, ob seine Augen ihn trügen. Ob dieser Gegenstand vielleicht auf irgendeine Weise ... *lebendig* war? Aber der Gedanke verflog, und stattdessen merkte Altaïr, wie die Kugel förmlich an ihm zu ziehen schien.

„Das ist ... Versuchung“, erklärte Al Mualim.

Und plötzlich, als hätte man eine Kerze ausgeblasen, hörte die Kugel auf zu pulsieren. Ihre Aura war verschwunden, ihre Anziehungskraft existierte auf einmal nicht mehr. Sie war ... einfach nur wieder eine Kugel, ein altes Objekt, auf seine eigene Weise schön, aber doch nicht mehr als bloßer Zierrat.

„Es ist nichts weiter als ein Stück Silber“, meinte Altaïr.

„Sieh genau hin“, forderte Al Mualim ihn auf.

„Es schimmert ein wenig, aber es ist wirklich nichts Besonderes daran“, sagte Altaïr. „Was soll mir denn auffallen?“

„Dieses *Stück Silber* war der Grund für die Vertreibung von Adam und Eva. *Das ist der Apfel*. Er verwandelt Stöcke in Schlangen. Er teilte und schloss das Rote Meer. Eris benutzte ihn, um den Trojanischen Krieg auszulösen. Und ein armer Zimmermann machte damit aus Wasser Wein.“

Der Apfel aus dem Garten Eden? Altaïr betrachtete ihn zweifelnd. „Angesichts all der Macht, die Ihr ihm zuspricht, sieht er ziemlich schlicht aus“, fand er. „Wie funktioniert er?“

„Wer ihn hält, befiehlt über das Herz und den Geist eines jeden, der ihn schaut – der von ihm *kostet*, wie man sagt.“

„Nablus’ Männer ...“, flüsterte Altaïr. Er dachte an die armen Geschöpfe im Hospital.

„Ein Experiment. Man benutzte Kräuter, um die Wirkung des Apfels zu simulieren ... um bereit zu sein für den Moment, da man ihn im Besitz hat.“

Jetzt verstand Altaïr. „Talal versorgte sie mit Vorräten, Tamir rüstete sie aus. Sie bereiteten sich auf etwas vor ... Aber worauf?“

„Krieg“, sagte Al Mualim sachlich.

„Und die anderen ... die Männer, die die Städte regierten ... Sie wollten ihre Untertanen um sich scharen. Sie sollten so werden wie Nablus’ Männer.“

„Die perfekten Bürger. Die perfekten Soldaten. Eine perfekte Welt.“

„Robert de Sable darf diesen Apfel nie zurückbekommen“, sagte Altaïr.

„Solange er und seine Brüder leben, werden sie es versuchen“, erwiderte Al Mualim.

„Dann müssen sie vernichtet werden.“

„Das ist die Aufgabe, mit der ich dich betraut habe.“ Al Mualim lächelte. „Es gibt noch zwei weitere Templer, die deiner Aufmerksamkeit bedürfen. Einen in Akkon, sein Name ist Sibrand. Und einen in Damaskus, er heißt Jubair. Suche die Rafiqs auf. Sie werden dir weitere Anweisungen erteilen.“

„Wie Ihr wünscht“, erwiderte Altaïr und neigte den Kopf.

„Beeil dich“, fügte Al Mualim hinzu. „Unser anhaltender Erfolg macht Robert de Sable gewiss nervös. Seine übrigen Anhänger werden ihr Möglichstes tun, um dich zu entlarven. Sie wissen, dass du kommst ... du, der

Mann im weißen Kapuzengewand. Sie werden nach dir Ausschau halten.“

„Sie werden mich nicht finden. Ich bin nur eine Klinge in der Menge“, erklärte Altaïr.

Al Mualim lächelte abermals. Er war wieder stolz auf seinen Schüler.

25

Es war Al Mualim, der sie den Kodex lehrte, den jungen Altaïr und den jungen Abbas. Der Meister hatte ihre jungen Köpfe mit den Grundsätzen des Ordens gefüllt.

Tag für Tag hatten nach dem Frühstück, das aus Fladenbrot und Datteln bestand, strenge Erzieherinnen dafür Sorge getragen, dass sie sich wuschen und ordentlich anzogen. Dann waren sie, die Bücher vor die Brust gedrückt, durch die Korridore geeilt und hatten aufgeregt geschwatz, bis sie die Tür zum Studierzimmer des Meisters erreichten.

Dort vollzogen sie jedes Mal ein Ritual. Beide fuhren sich mit der Hand über den Mund, womit sie das fröhliche Gesicht fortwischten und Platz machten für das ernste Gesicht, das Gesicht, das der Meister zu sehen erwartete. Dann klopfte einer von ihnen an. Aus irgendeinem Grund klopften sie beide gern, deshalb wechselten sie sich täglich ab. Dann warteten sie darauf, dass der Meister sie hineinbat. Dort saßen sie dann im Schneidersitz auf Kissen, die Al Mu'alim extra für sie zur Verfügung stellte, eines für Altaïr und eines für seinen Bruder Abbas.

Zu Beginn ihrer Lehrzeit hatten sie sich gefürchtet und waren unsicher gewesen, sich selbst und einander gegenüber und insbesondere hinsichtlich Al Mualims, der sie morgens und abends unterrichtete, während am Nachmittag und dann noch einmal am späten Abend die Ausbildung auf dem Hof

draußen anstand. Lange Stunden, in denen sie die Geschichte und die Ziele, die Wege und Mittel des Ordens kennenlernten, in denen der Meister mit auf dem Rücken verschränkten Händen in seinem Studierzimmer auf und ab ging und nur gelegentlich stehen blieb, um sie zu tadeln, wenn er glaubte, dass sie nicht aufpassten. Dass Al Mualim nur ein Auge hatte, fanden sie beide ein wenig beunruhigend, zumal sie sich bisweilen wie gebannt vom Blick dieses einen Auges fühlten.

So ging es, bis Abbas eines Nachts in ihrer gemeinsamen Kammer flüsterte: „Altaïr, hörst du mich?“

Altaïr wandte sich ihm überrascht zu. Er hatte bislang kaum mit seinem Zimmergenossen gesprochen. Abbas schien schließlich zu meinen, dass die Situation für ihn nur eine vorübergehende sei und sein Vater bald zurückkehren werde. Und noch nie hatten

sie sich unterhalten, nachdem die Kerzen ausgeblasen waren. Sie hatten dann immer nur schweigend dagelegen, jeder in seine Gedanken versunken. Bis zu jener Nacht. Der Mond stand voll am Himmel, und die Scheibe ihres Fensters leuchtete weiß und breitete einen milchig grauen Schleier über den Raum. Abbas lag auf seiner Pritsche und schaute zu Altaïr herüber, und als dieser den Blick erwiderte, legte Abbas eine Hand über ein Auge und sagte in beinahe perfekter Nachahmung Al Mualims: „Wir sind nichts, wenn wir nicht dem Credo der Assassinen folgen.“

Altaïr hatte zu kichern angefangen, und von da an waren sie Freunde gewesen. Wenn Al Mualim sie fortan rügte, dann wegen ihres unterdrückten Lachens, das er hinter seinem Rücken hörte. Und die Erzieherinnen

merkten, dass ihre Schützlinge gar nicht mehr so fromm und folgsam waren.

Und Al Mualim lehrte sie die Grundsätze. Die Grundsätze, die Altaïr später im Leben missachten würde, für einen Preis, der ihm das Herz zu zerreißen drohte. Al Mualim brachte ihnen bei, dass die Assassinen keine blindwütigen Mörder waren, wie es alle Welt gern annahm. Nein, ihre Aufgabe sei es, nur die Bösen und die Verdorbenen aus-
zumerzen. Ihre Mission war es, dem Heiligen Land Frieden und Festigkeit zu bescheren, einen Kodex zu etablieren, der nicht auf Gewalt und Konflikt, sondern auf Überlegung und Besonnenheit fußte.

Er brachte ihnen bei, ihrer Gefühle und Re-
gungen Herr zu sein, ihr Wesen zu tarnen und eins mit ihrer Umwelt zu werden, auf dass sie unentdeckt unter den Menschen wandeln konnten, als leerer Fleck in der

Menge, wie ein Geist. Die Menschen sollten die Assassinen als etwas Magisches betrachten, das sie nicht verstanden, erklärte Al Mu'alim. Doch war diese Magie, wie jeder Zauber, nichts anderes als Realität, die sich dem Willen des Benutzers beugte.

Er brachte ihnen bei, den Orden jederzeit zu beschützen, dass die Bruderschaft insgesamt wichtiger war „als du, Altaïr. Und sie ist wichtiger als du, Abbas. Sie ist wichtiger als Masyaf und wichtiger als ich.“ Deshalb durfte das Tun eines einzelnen Assassinen dem Orden nie Schaden zufügen. Ein Assassine durfte die Bruderschaft nie in Gefahr bringen.

Und obgleich Altaïr auch diese Lehre eines Tages missachten sollte, war nicht Al Mu'alims Lehrstil daran schuld. Er brachte ihnen bei, dass der Mensch Grenzen erschaffen hatte und alles innerhalb dieser Grenzen

als „wahr“ und „wirklich“ erklärte; tatsächlich aber seien dies falsche Perimeter, gezogen von jenen, die sich für Führer hielten. Al Mualim zeigte ihnen, dass die Grenzen der Wirklichkeit unendlich weiter waren, als die beschränkte menschliche Vorstellungskraft sie wahrzunehmen imstande war, und dass nur wenige in der Lage waren, über diese Grenzen hinauszuschauen – und nur wenige wagten es, ihre Existenz überhaupt infrage zu stellen.

Und das waren die Assassinen.

Weil die Assassinen die Welt so zu sehen vermochten, wie sie wirklich war, war den Assassinen alles möglich – alles war erlaubt.

Mit jedem Tag, an dem Altaïr und Abbas immer mehr über den Orden lernten, wuchsen sie auch enger zusammen. Sie verbrachten fast den ganzen Tag miteinander. Was Al Mualim ihnen auch beibrachte, ihre eigene

tägliche Wirklichkeit war tatsächlich substanzlos. Sie bestand nur aus ihnen selbst, den Erzieherinnen, Al Mualims Unterricht und Lehrstunden bei verschiedenen Kampfausbildern, von denen jeder ein Experte in einer bestimmten Disziplin war. Und in ihrer Wirklichkeit war auch keineswegs alles erlaubt, im Gegenteil, es war alles verboten. Für Zerstreuung mussten die Jungen selbst sorgen, und so verbrachten sie Stunden damit, sich zu unterhalten, wenn sie eigentlich lernen sollten. Worüber sie jedoch kaum sprachen, waren ihre Väter. Anfangs hatte Abbas nur davon gesprochen, dass Ahmad eines Tages nach Masyaf zurückkehren würde, aber als die Monate zu Jahren wurden, erwähnte er das Thema immer seltener. Altaïr sah ihn manchmal am Fenster stehen und mit tränenglänzenden Augen ins Tal hinausblicken. Dann zog sein Freund sich

zurück und wurde schweigsamer. Er lächelte nicht mehr so oft und schnell. Hatten sie vorher stundenlang geredet, stand Abbas nun lieber am Fenster.

Wenn er die Wahrheit wüsste ..., dachte Altaïr. Abbas' Trauer würde zunächst zwar auflodern und größer werden, aber dann würde sie zu einem wehen Schmerz verebben, so wie Altaïr es selbst erlebt hatte. Der Tod seines Vaters tat immer noch jeden Tag weh, aber er hatte wenigstens *Gewissheit*. Sie machte den Unterschied aus zwischen dumpfem Schmerz und einem ewigen Gefühl von Hoffnungslosigkeit.

Und darum sagte er Abbas eines Nachts, nachdem die Kerzen gelöscht waren, die Wahrheit. Mit gesenktem Kopf und gegen seine Tränen ankämpfend erzählte er Abbas, wie Ahmad in seine Kammer gekommen war und sich dort das Leben genommen hatte

und dass Al Mualim dann beschlossen hatte, diese Tatsache vor der Bruderschaft zu verheimlichen: „Um dich zu schützen. Er hielt es so für am besten. Aber der Meister ist im Gegensatz zu mir nicht Augenzeuge deiner Sehnsucht geworden. Ich habe meinen Vater auch verloren, ich weiß, wie es ist. Ich weiß, dass der Schmerz darüber im Laufe der Zeit nachlässt. Darum habe ich dir die Wahrheit gesagt ... um dir zu helfen, mein Freund.“

Abbas hatte im Dunkeln nur geblinzelt und sich dann im Bett umgedreht. Altaïr hatte dagesessen und sich gefragt, was er für eine Reaktion erwartet hatte. Tränen? Wut? Unglaube? Auf all das war er gefasst gewesen. Sogar darauf, Abbas einsperren zu müssen, um zu verhindern, dass er zum Meister lief. Womit er nicht gerechnet hatte, war ... Leere. Dieses Schweigen.

26

Altair stand auf einem Dach über Damaskus und blickte hinab auf sein nächstes Opfer.

Der Brandgeruch weckte Übelkeit in ihm, genau wie der Anblick der brennenden Bücher. Altair sah, wie die Seiten sich zusammenrollten, schwarz wurden und in Flammen aufgingen. Er dachte an seinen Vater, den dieses Treiben angewidert hätte. Al Mualim würde sich ebenso davon abgestoßen fühlen, wenn Altair ihm davon erzählte. Bücher zu verbrennen, war ein Affront gegen die Einstellung der Assassinen. Lernen bedeutete Wissen, und Wissen bedeutete Freiheit und Macht. Das wusste er. Irgendwie hatte er es

zwischen durch zwar mal vergessen. Aber jetzt wusste er es wieder.

Von unten nicht zu sehen, stand er an der Dachkante und blickte hinunter in den Hof von Jubairs *Madrasah* in Damaskus. Rauch stieg zu ihm herauf, aber unten richtete sich alle Aufmerksamkeit auf das Feuer, in dem sich Berge von Büchern, Dokumenten und Schriftrollen in der Mitte des Hofes türmten. Auf das Feuer und auf Jubair al Hakim, der ganz in der Nähe stand und Befehle bellte. Alle taten, was er verlangte – nur einer nicht, wie Altaïr auffiel. Dieser Gelehrte stand etwas abseits, blickte in das Feuer, und sein Gesichtsausdruck spiegelte Altaïrs Gedanken wider.

Jubair trug Lederstiefel, ein schwarzes Kopftuch und eine permanent finstere Miene. Altaïr beobachtete ihn aufmerksam. Er hatte viel über den Mann

herausgefunden. Jubair war der oberste Schriftgelehrte von Damaskus, allerdings nur dem Namen nach, denn es war schon ein höchst seltsamer Schriftgelehrter, der seine Aufgabe nicht darin sah, Lehren und Wissen zu verbreiten, sondern beides zu vernichten. Dazu hatte er sich die Akademiker der Stadt zur Unterstützung geholt, auf die wiederum Salah Al'din entsprechend Druck ausgeübt hatte.

Und warum taten sie das? Warum trugen sie all diese Aufzeichnungen erst zusammen, um sie dann zu zerstören? Sie taten es im Namen einer „neuen Lebensart“, der „Neuen Welt“, von der Altaïr gehört hatte. Was es damit genau auf sich hatte, darüber war Altaïr sich nicht im Klaren. Er wusste jedoch, wer dahintersteckte. Die Templer, und seine Zielperson gehörte dazu.

„Sämtliche Schriftstücke, die es in dieser Stadt gibt, müssen vernichtet werden.“ Unten im Hof trieb Jubair seine Leute mit fanatischem Eifer an. Seine Helfer eilten umher, die Arme mit Papieren beladen, die sie von einem Ort herbeitrugen, den Altaïr nicht sehen konnte. Sie warfen die Schriften in die Flammen, die mit jeder neuen Ladung heller und höher loderten. Aus dem Augenwinkel bekam er mit, wie etwas entfernt der Unmut jenes einen Gelehrten immer mehr zunahm, bis er es auf einmal nicht mehr aushielt und vorsprang, um Jubair zur Vernunft zu bringen.

„Ihr dürft das nicht tun, mein Freund“, sagte er. Seine offenkundige Pein über das Geschehen strafte seinen Plauderton Lüge. „In diesen Schriften steckt so viel Wissen, das unsere Vorfahren aus gutem Grund bewahren wollten.“

Jubair hielt inne und starrte den Mann mit blanker Verachtung an. „Und was für ein Grund soll das sein?“, schnauzte er.

„Diese Aufzeichnungen sind Leuchtfeuer, die uns leiten und uns retten sollen vor dem Dunkel der Unwissenheit“, erwiderte der Gelehrte in beschwörendem Ton. Hinter seinem Rücken schlugen die Flammen in die Höhe. Andere Männer schleppten Stapel von Büchern herbei, die sie ins Feuer warfen. Ein paar schauten nervös in die Richtung, wo Jubair und der Protestler standen.

„Nein.“ Jubair trat einen Schritt vor und zwang den Neinsager, einen Schritt zurückzuweichen. „Diese Papierfetzen sind mit Lügen beschmiert. Sie vergiften den Geist und die Gedanken. Und solange sie existieren, gibt es für die Menschen keine Hoffnung, die Welt so zu sehen, wie sie wirklich ist.“

Der Gelehrte rang verzweifelt um Fassung und konnte seine Enttäuschung nicht verbergen. „Wie könnt Ihr diese Schriften beschuldigen, Waffen zu sein? Sie sind Werkzeuge des Lernens.“

„Ihr wendet Euch ihnen zu, um Antworten und Erlösung darin zu finden.“ Jubair trat noch einen Schritt vor. Der Protestler wich einen weiteren zurück. „Ihr verlasst Euch mehr auf diese Schriften als auf Euch selbst. Das macht Euch dumm und schwach. Ihr vertraut auf Worte, auf Tintenflecke. Haltet Ihr je inne, um darüber nachzudenken, wer sie hinterlassen hat? Oder warum? Nein. Ihr nehmt diese Worte einfach hin, ohne sie zu hinterfragen. Aber was ist, wenn diese Worte falsch sind, was oft genug der Fall ist? Das ist gefährlich.“

Der Gelehrte blickte verwirrt drein. Als wolle ihm jemand einreden, dass Schwarz

auf einmal Weiß und die Nacht fortan der Tag sei. „Ihr irrt Euch“, beharrte er. „Diese Aufzeichnungen schenken Wissen. Wir brauchen sie.“

Jubairs Miene wurde noch finsterer. „Ihr liebt also kostbare Schriften? Ihr würdet alles für sie tun?“

„Ja, ja. Natürlich.“

Jubair lächelte. Ein grausames Lächeln. „Dann folgt ihnen nach.“

Jubair stemmte dem Gelehrten beide Hände gegen die Brust und stieß ihn kraftvoll nach hinten. Eine Sekunde lang schien der Mann in der Luft zu hängen. Seine Augen waren vor Schreck geweitet, und er ruderte wild mit den Armen, als hoffe er, vor dem gierigen Feuer davonfliegen zu können. Dann erfasste ihn die Wucht des Stoßes vollends. Er stürzte in die Flammen und wand sich auf einem Bett aus sengender Hitze. Er

schrie und strampelte. Seine Kleidung fing Feuer. Für einen Moment schien er die Flammen mit den Händen ersticken zu wollen. Die Ärmel seiner Tunika brannten jedoch schon lichterloh. Dann verstummten seine Schreie. Und der Rauch trug den übelkeiterregenden Gestank von verbranntem Menschenfleisch zu Altaïr herauf. Er bedeckte seine Nase. Die Gelehrten unten auf dem Hof taten dasselbe.

Jubair richtete das Wort an sie. „Jeder, der so spricht wie dieser Mann, stellt eine nicht minder große Gefahr dar. Ist noch jemand unter euch, der mir trotzen will?“

Keine Antwort, nur Kopfschütteln und angsterfüllte Augen über Händen, die vor Nasen gehalten wurden. „Gut“, sagte Jubair. „Eure Befehle sind denkbar einfach. Geht hinaus in die Stadt, findet alle übrigen Schriften und werft sie auf die Haufen in den Straßen.“

Wenn ihr fertig seid, schicken wir einen Karren, um sie einzusammeln, damit sie vernichtet werden können.“

Die Gelehrten gingen. Bald war der Hof leer. Eine mit herrlichem Marmor ausgelegte Fläche, auf ewig befleckt von den Flammen, die einen geradezu obszönen Tanz aufzuführen schienen. Jubair ging um das Feuer herum und starrte hinein. Hin und wieder warf er einen nervösen Blick in die Runde und schien aufmerksam zu lauschen. Aber wenn er etwas hörte, dann nur das Knistern der Flammen und seinen eigenen Atem. Er entspannte sich ein wenig, und das ließ Altaïr lächeln. Jubair wusste, dass die Assassinen es auf ihn abgesehen hatten. Doch er hielt sich für schlauer als seine Henker, er hatte Doppelgänger in die Stadt hinausgeschickt, begleitet von seinen treuesten Leibwächtern, um der Täuschung die Krone

aufzusetzen. Altaïr ging lautlos um das Dach herum, bis er direkt über dem Bücherverbrenner stand, der sich hier, eingeschlossen in seine *Madrasah*, sicher wähnte.

Aber das war er nicht. Und er hatte seinen letzten Untertanen ermordet, sein letztes Buch verbrannt.

Klick.

Jubair schaute nach oben und sah den Assassinen mit ausgestreckter Klinge von dort auf sich zustürzen. Zu spät versuchte er auszuweichen, denn da stieß die Klinge schon tief in seinen Hals. Mit einem Seufzen sackte er zu Boden.

Seine Lider flatterten. „Warum ... warum hast du das getan?“

Altaïr blickte zu dem schwarz verkohlten Leichnam des Gelehrten. Nachdem das Feuer ihm das Fleisch vom Schädel gebrannt hatte, sah er aus, als grinse er. „Die

Menschen müssen frei sein, um ihrem Glauben entsprechend handeln zu können“, sagte Altaïr zu Jubair. Er zog die Klinge aus dem Hals des Schriftgelehrten. Blut tropfte auf den Marmor. „Wir haben nicht das Recht, einen anderen für das zu bestrafen, woran er glaubt, mögen wir auch noch so wenig seiner Ansicht sein.“

„Was sollen wir denn sonst tun?“, keuchte der Sterbende.

„Gerade du solltest die Antwort kennen. Wir müssen sie lehren. Ihnen *beibringen*, richtig von falsch zu unterscheiden, Recht von Unrecht. Sie müssen mit Wissen befreit werden, nicht mit Gewalt.“

Jubair brachte ein glucksendes Lachen zustande. „Sie sind unbelehrbar, festgefahren in ihren Anschauungen. Du bist naiv, wenn du etwas anderes glaubst. Es ist eine Krankheit,

Assassine, gegen die es nur ein einziges Mittel gibt.“

„Du irrst dich. Und deshalb musst du zur Ruhe gebettet werden.“

„Bin ich nicht wie diese kostbaren Bücher, die du zu retten trachtest? Ein Quell von Wissen, dem du nicht zustimmst? Und doch bist du schnell bei der Hand, um mir das Leben zu stehlen.“

„Ein kleines Opfer, um viele zu retten. Es ist notwendig.“

„Sind es nicht alte Schriftrollen, aus denen die Kreuzfahrer ihre Inspiration beziehen? Die Salah Al'din und seine Männer mit einem Gefühl gerechten Zorns erfüllen? Diese Schriften bringen andere in Gefahr. Und sie ziehen den Tod nach sich. Auch ich habe ein kleines Opfer gebracht.“ Jubair lächelte. „Aber es zählt jetzt nichts mehr.“

Deine Tat ist getan. Und mit mir ist es vorbei.“

Er starb. Seine Augen schlossen sich. Altaïr erhob sich. Er schaute sich auf dem Hof um und sah sowohl das Schöne als auch das Hässliche daran. Dann vernahm er sich nähernde Schritte und verschwand, erst über die Dächer, dann in den Straßen. Verschmolz mit der Stadt. Bis er nichts weiter war als eine Klinge in der Menge ...

„Ich habe eine Frage an *dich*“, sagte Al Mu-alim, als sie sich das nächste Mal trafen. Er hatte Altaïr seinen früheren Rang zurückgegeben, er war nun wieder ein Meister-Assassine. Dennoch schien es, als wolle sich sein Mentor vergewissern, ob Altaïr seine Lektion gelernt hatte.

„Was ist die Wahrheit?“, fragte er.

„Wir setzen Vertrauen in uns“, antwortete Altaïr. Er begrüßte die Gelegenheit, seinem

Mentor beweisen zu dürfen, dass er sich geändert hatte. Dass Al Mualims Entscheidung, Gnade walten zu lassen, richtig gewesen war. „Wir sehen die Welt, wie sie wirklich ist. Und hoffen, dass eines Tages die ganze Menschheit dasselbe erkennen wird.“

„Was ist die Welt dann also?“

„Eine Illusion“, erwiderte Altaïr. „Ein Trugbild, dem wir uns entweder ergeben können, wie es die meisten tun, oder wir transzendieren.“

„Und was bedeutet das ... *transzendieren*?“

„Zu erkennen, dass Gesetze sich nicht aus Göttlichkeit, sondern aus Vernunft ergeben. Ich habe nun begriffen, dass unser Credo uns nicht befiehlt, frei zu sein.“ Und plötzlich begriff er es wirklich. „Es befiehlt uns, weise zu sein.“

Zwar hatte Altaïr auch bisher schon an das Credo geglaubt, jedoch ohne dessen wahre Bedeutung zu erkennen. Es war ein Aufruf, die Dinge zu hinterfragen und alles Streben und Bemühen mit Überlegung, Wissen und Vernunft anzugehen.

Al Mualim nickte. „Verstehst du nun, warum die Templer eine Bedrohung darstellen?“

„Während wir die Illusion zerstreuen wollen, nutzen die Templer sie, um zu herrschen.“

„Ja. Um das Bild der Welt auf eine ihnen gefälligere Weise umzugestalten. Darum sandte ich dich aus, um ihren Schatz zu stehlen. Darum halte ich ihn unter Verschluss. Und darum tötest du sie. Solange auch nur einer von ihnen überlebt, so lange besteht auch ihr Verlangen nach der Schaffung einer neuen Weltordnung. Jetzt musst du dich auf die Suche nach Sibrand begeben.

Sein Tod wird Robert de Sable endlich ver-
letzlich machen.“

„So soll es geschehen.“

„Mögen Schutz und Friede mit dir sein,
Altäir.“

Altair unternahm eine, wie er hoffte, letzte Reise nach Akkon, die von Schlachten gezeichnete Stadt, über der eine nie weichende Wolke des Todes hing. Dort angekommen, stellte Altair seine Nachforschungen an, dann suchte er Jabal im Büro auf, um sich die Feder abzuholen. Als er Sibrands Namen erwähnte, nickte der Rafiq verständig.

„Der Mann ist mir bekannt. Er ist der neu ernannte Führer der Deutschritter, residiert im venezianischen Viertel und leitet den Hafen von Akkon.“

„Ja. Das habe ich bereits herausgefunden – und mehr.“

Jabal hob beeindruckt die Augenbrauen.
„Dann fährt fort.“

Altaïr berichtete ihm, wie Sibrand in den Docks die Schiffe befehligt hatte, mittels derer er eine Blockade errichten wollte, allerdings nicht, um einen Angriff Salah Al'dins abzuwehren. Das war das Aufschlussreiche daran. Altaïrs Informationen zufolge wollte Sibrand verhindern, dass Richards Männer mit Nachschub versorgt wurden. Das ergab Sinn. Die Templer hintergingen ihre eigenen Leute. Altaïr glaubte, endlich klarzusehen, alles schien zusammenzupassen – das Geheimnis des gestohlenen Artefakts, die Identität der Bruderschaft, die seine Zielpersonen miteinander verband, und selbst ihr ultimatIVES Ziel.

Dennoch hatte er ein seltsames Gefühl, das er einfach nicht abschütteln konnte. Eine ungewisse Ahnung, die ihn selbst jetzt umgab wie der Nebeldunst des frühen Tages.

„Es heißt, Sibrand würde von Angst zerfressen und von dem Wissen in den Wahnsinn getrieben, dass sein Tod im Anmarsch sei. Er hat den Hafenbezirk abgeriegelt, und dort versteckt er sich nun und wartet auf das Eintreffen seines Schiffs.“

Jabal überlegte. „Das macht die Sache gefährlich. Ich frage mich, wie er von Eurer Mission erfahren hat.“

„Die Männer, die ich getötet habe, stehen alle miteinander in Verbindung. Al Mualim hat mich davor gewarnt, dass die Kunde von meinen Taten sich unter ihnen verbreitet hat.“

„Seid auf der Hut, Altaïr“, sagte Jabal, als er ihm die Feder reichte.

„Natürlich, Rafiq. Aber ich glaube, die Situation wird sich zu meinen Gunsten auswirken. Die Angst wird Sibrand schwächen.“

Er wandte sich zum Gehen, doch Jabals Stimme holte ihn noch einmal ein. „Altaïr ...“

„Ja, Rafiq?“

„Ich muss mich bei Euch entschuldigen.“

„Wofür?“

„Weil ich Eure Hingabe an unser Ziel bezweifelt habe.“

Altaïr schwieg einen Moment lang. „Nein. Ich war es, der fehlging. Ich glaubte, über dem Credo zu stehen. Ihr schuldet mir nichts.“

„Wie Ihr wünscht, mein Freund. Schutz und Friede sei mit Euch.“

Altaïr war zu den Docks gegangen. Durch Sibrands Absperrung zu schlüpfen war ihm so leicht gefallen wie das Atmen. Hinter ihm erhoben sich die baufälligen Mauern von

Akkon, vor ihm lag der Hafen, voller Schiffe und Plattformen, Hulken und hölzerner Gerippe. Einige davon waren noch einsatztüchtig, andere nach der Belagerung zurückgelassen worden. Sie hatten die strahlend blaue See in ein Meer aus braunem Treibgut verwandelt.

Die sonnengebleichten Kais bildeten fast eine eigene Stadt. Diejenigen, die hier arbeiteten und lebten, waren Hafenleute, deren Aussehen verriet, dass sie tagein, tagaus in der Sonne zubrachten. Sie waren von ungezwungenem Wesen, ihre vom Wetter gegerbten Gesichter ans Lächeln gewöhnt.

Heute allerdings nicht. Nicht unter dem Kommando von Sibrand, dem Großmeister der Deutschritter. Er hatte nicht nur befohlen, die Gegend abzuriegeln, sondern sie obendrein noch mit seiner Garde regelrecht

aufgefüllt. Die Angst vor einem Attentat war wie ein Virus, das auch seine Armee infiziert hatte. In Gruppen patrouillierten die Soldaten durch die Docks und ließen ihre Blicke aufmerksam in jeden Winkel schweifen. Sie waren nervös, ihre Hände zuckten fortwährend zu den Griffen ihrer Breitschwerter, und unter den schweren Kettenhemden rann ihnen der Schweiß in Strömen über die Haut.

Altair wurde auf einen Tumult aufmerksam und näherte sich der Stelle, genau wie andere Passanten und auch Soldaten. Ein Ritter schrie einen Priester an. Seine Begleiter standen nicht weit entfernt und verfolgten die Szene beunruhigt, ringsum hatten sich Dockarbeiter und Händler versammelt, um das Spektakel mit anzusehen.

„I...ihr irrt Euch, Meister Sibrand. Niemals würde ich einem anderen Menschen Gewalt androhen ... und Euch schon gar nicht.“

Das also war Sibrand. Altaïr fielen das schwarze Haar und die hohe Stirn auf sowie die harten Augen, die wie wild zu rollen schienen, denen eines wütenden Hundes gleich. Ausgerüstet hatte sich Sibrand mit jeder nur denkbaren Waffe, in seinen Gürteln steckten Schwerter, Dolche und Messer, über seinem Rücken hing ein Langbogen, aus einem Köcher hinter seiner rechten Schulter ragten die gefiederten Enden eines ganzen Bündels von Pfeilen. Er wirkte erschöpft, ein Mann, der Mühe hatte, sich wenigstens einen allerletzten Rest von Fassung zu bewahren.

„Das behauptet Ihr“, sagte er, und sein Speichel sprühte dem Priester ins Gesicht.

„Und doch will niemand hier für Euch bürgen. Was soll ich davon halten?“

„I...ich führe ein schlichtes Leben, mein Herr, wie alle Geistlichen. Es ist nicht unsere Art, Aufmerksamkeit auf uns zu lenken.“

„Mag sein.“ Sibrand schloss die Augen, doch er riss sie sogleich wieder auf. „Aber vielleicht kennt man Euch auch deshalb nicht, weil Ihr gar kein Mann Gottes seid, sondern ein Assassine.“

Und damit stieß er den Priester so heftig nach hinten, dass der alte Mann das Gleichgewicht verlor und hinfiel.

„Niemals“, beharrte dieser.

„Ihr tragt die gleiche Kleidung.“

Der Priester war nun völlig verzweifelt. „Wenn sie sich so kleiden wie wir, dann nur, um Ungewissheit und Furcht zu säen. Dem dürft Ihr nicht nachgeben.“

„Nennt Ihr mich einen Feigling?“, ereiferte sich Sibrand mit überschnapper Stimme. „Stellt Ihr meine Autorität infrage? Hofft Ihr womöglich, meine eigenen Ritter gegen mich aufhetzen zu können?“

„Nein. *Nein*. Ich ... ich verstehe nicht, warum Ihr mir das antut. Ich habe nichts Unrechtes getan.“

„Ich kann mich nicht daran erinnern, Euch vorgeworfen zu haben, dass Ihr etwas Unrechtes getan hättet. Das lässt Eure Worte ziemlich merkwürdig erscheinen. Ist es am Ende Schuld, die Euch ein Geständnis abringt?“

„Aber ich gestehe doch gar nichts“, erwiderte der Priester.

„Ah, trotzig bis zum Schluss.“

Der Priester sah entsetzt drein. Je mehr er sagte, desto schlimmer wurde es.

„Was meint Ihr damit?“ Altaïr sah, wie eine Abfolge von Emotionen über das Gesicht des alten Mannes glitten – von Furcht über Verwirrung und Verzweiflung bis hin zur Hoffnungslosigkeit.

„Wilhelm und Garnier waren zu selbstsicher, und dafür haben sie mit dem Leben bezahlt. Ich werde nicht denselben Fehler begehen. Wenn Ihr wirklich ein Mann Gottes seid, dann wird der Schöpfer schon für Euch sorgen. Soll er meine Hand führen.“

„Ihr seid ja verrückt!“, schrie der Priester und wandte sich beschwörend an die Umstehenden. „Will denn keiner von euch vortreten, um diesem Irrsinn Einhalt zu gebieten? Die eigene Angst hat ihn offensichtlich vergiftet und zwingt ihn, Feinde zu sehen, wo es keine gibt.“

Seine Begleiter scharrten unbehaglich mit den Füßen, sagten jedoch nichts. Ebenso

wenig wie die Stadtbewohner, die ihn mitleidslos musterten. Der Priester war kein Assassine, das sahen sie wohl, aber was sie dachten, zählte nicht. Sie waren nur froh, dass nicht sie dem Zorn Sibrands ausgesetzt waren.

„Die Leute scheinen meine Bedenken zu teilen“, meinte Sibrand. Er zog sein Schwert. „Was ich tue, das tue ich für Akkon.“

Der Priester schrie schrill auf, als Sibrand ihm die Klinge in den Bauch stieß, sie drehte und dann herauszog und sauber wischte. Das Opfer wand sich am Boden und starb. Die Leiche wurde von Sibrands Gardisten aufgehoben und ins Wasser geschleudert.

Sibrand sah zu, wie der Tote unterging. „Bleibt wachsam, Männer. Meldet alles, was euch verdächtig erscheint. Ich bezweifle, dass wir jetzt schon vor diesen Assassinen Ruhe haben werden. Diese hartnäckigen

Hundesöhne ... Und jetzt macht euch wieder an die Arbeit.“

Altaïr sah ihm nach, wie er mit zwei Leibwächtern zu einem Ruderboot ging. Der Leichnam des Priesters prallte gegen den Rumpf, als das Boot ablegte, dann wurde es zwischen den Trümmerstücken, die im Hafen trieben, hindurchmanövriert. Altaïr blickte aufs Meer hinaus und sah ein Stück weiter draußen ein größeres Schiff. Er nahm an, dass es sich dabei um Sibrands Zuflucht handelte. Sein Blick kehrte zu dem Ruderboot zurück. Er sah, wie sich der Ritter aufrichtete, um den Blick über das Wasser ringsum schweifen zu lassen. Er hielt nach Assassinen Ausschau. Unentwegt. Als könnten sie in seiner Nähe einfach aus dem Wasser auftauchen.

Altaïr beschloss, genau das zu tun. Er lief zur nächsten Hulk, erreichte sie mit einem

Satz und sprang dann über im Wasser dümpelnde Boote und Plattformen weiter, bis er sich in der Nähe von Sibrands Schiff befand. Dort sah er, wie Sibrand zum Hauptdeck hinaufstieg, ohne das Wasser ringsum aus den Augen zu lassen. Altaïr hörte, wie er den Wachen befahl, die unteren Decks zu sichern, dann sprang der Assassine auf eine Plattform unmittelbar neben dem Schiff hinüber.

Ein Wachtposten sah ihn kommen und wollte seinen Bogen heben, doch da hatte Altaïr bereits ein Wurfmesser auf die Reise geschickt. Noch im selben Moment verfluchte er sich im Geiste dafür, so überhastet gehandelt zu haben. Und in der Tat stürzte der Wächter nicht lautlos auf den Holzboden, sondern klatschte ins Wasser.

Altaïrs Blick glitt sofort zum Hauptdeck, wo auch Sibrand das Platschen vernommen hatte und schon in Panik geriet.

„Ich weiß, dass du da draußen bist, Assassine!“, kreischte er und streifte sich den Bogen vom Rücken. „Was glaubst du, wie lange du dich verstecken kannst? Ich lasse die Docks von hundert Männern durchkämmen. Sie werden dich finden. Und dann wirst du für deine Sünden büßen.“

Altaïr drückte sich an den Aufbau einer Plattform, wo er nicht zu sehen war. Wasser leckte an den Streben. Ansonsten herrschte Stille. Eine fast gespenstische Ruhe, die Sibrand im gleichen Maße beunruhigen musste, wie sie Altaïr zupasskam.

„Zeig dich, du Feigling“, verlangte Sibrand. Er konnte die Angst in seiner Stimme nicht verbergen. „Tritt mir gegenüber, damit wir die Sache hinter uns bringen können.“

Alles zu seiner Zeit, dachte Altaïr. Sibrand schoss einen Pfeil ins Nichts, fluchte und jagte einen weiteren hinterher.

„Aufgepasst, Männer“, rief Sibrand zu den unteren Decks hinab. „Er ist irgendwo da draußen. Sucht ihn. Beendet sein Leben. Wer mir den Kopf des Assassinen bringt, den werde ich befördern.“

Altaïr sprang von der Plattform aufs Schiff und landete mit einem leisen *Wump*, das im stillen Wasser widerzuhallen schien. Er verharrte an den Rumpf gepresst. Von oben hörte er Sibrands panisches Geschrei. Dann kletterte er hinauf, wartete, bis Sibrand ihm den Rücken zuwandte, und zog sich schließlich aufs Deck. Jetzt befand er sich nur noch ein paar Fuß entfernt vom Großmeister der Deutschritter, der übers Deck tigerte und Drohungen übers Meer rief, mit

Beleidigungen um sich warf und seine Wachen befehligte, die unter ihm umhereilten.

Sibrand war so gut wie tot, dachte Altaïr, als er sich von hinten an ihn heranpirschte. Er war schon an seiner eigenen Angst gestorben, nur war er zu dumm, um es zu merken.

„Bitte ... tut das nicht“, flehte er, als Altaïr ihm die Klinge an den Hals setzte und zustieß.

„Ihr fürchtet Euch?“, fragte der Assassine. Er zog die Klinge zurück.

„Natürlich fürchte ich mich“, erwiderte Sibrand, als spräche er mit einem Tölpel.

Altaïr rief sich in Erinnerung, wie gnadenlos Sibrand vorhin mit dem Priester umgesprungen war. „Aber jetzt werdet Ihr in Sicherheit sein“, sagte er, „in den Armen Eures Gottes.“

Sibrand lachte leise und feucht. „Habt Ihr von meinen Brüdern nichts gelernt? Ich weiß, was mich erwartet. Was uns alle erwartet.“

„Wenn es nicht Euer Gott ist, was dann?“

„Nichts. Nichts erwartet uns. Und das ist es, wovor ich mich fürchte.“

„Ihr glaubt nicht ...“, sagte Altaïr. War das wahr? Sibrand hatte keinen Glauben? Keinen Gott?

„Wie könnte ich angesichts dessen, was ich weiß? Was ich gesehen habe? Unser Schatz war der Beweis.“

„Beweis wofür?“

„Dass dieses Leben alles ist, was wir haben.“

„Dann haltet noch ein wenig aus“, drängte Altaïr, „und sagt mir, welche Rolle Ihr spielen solltet.“

„Ich sollte eine Seeblockade errichten“, verriet Sibrand. „Um die dummen Könige und Königinnen daran zu hindern, Verstärkung zu schicken. Sobald wir ... sobald wir ...“ Das Leben floh jetzt schnell aus ihm.

„Sobald Ihr das Heilige Land erobert hättet?“, half Altaïr ihm aus.

Sibrand hustete. Als er weitersprach, lag ein blutiger Film auf seinen zusammengepressten Zähnen. „Narr! Sobald wir es *be-*
freit hätten. Von der Tyrannei des Glaubens.“

„Freiheit? Ihr habt darauf hingearbeitet, Städte zu stürzen. Ihr wolltet Menschen unter Eure geistige Knute bringen. Ihr habt jeden ermordet, der Euch Widerworte gab ...“

„Ich habe meine Befehle befolgt, an meine Ziele geglaubt. Genau wie Ihr.“

„Fürchtet Euch nicht“, sagte Altaïr und schloss Sibrand die Augen.

„Wir haben es fast geschafft, Altaïr.“ Al Mu-alim kam hinter seinem Schreibtisch hervor und durchquerte einen breiten Lichtbalken, der durch das Fenster hereinfiel. Seine Tauben gurrten zufrieden in der Nachmittagswärme, und die Luft war wieder von jenem süßen Duft erfüllt. Trotzdem – und obgleich Altaïr seinen Rang und, wichtiger noch, das Vertrauen seines Meisters zurückerlangt hatte – konnte er sich nicht recht entspannen.

„Jetzt steht nur noch Robert de Sable zwischen uns und dem Sieg“, fuhr Al Mualim fort. „Sein Mund erteilt die Befehle, seine Hände zahlen das Gold aus. Mit ihm stirbt das Wissen um den Tempelerschatz und jede Gefahr, die er bedeuten mag.“

„Ich verstehe immer noch nicht, wie ein einzelner Schatz so viel Chaos verursachen kann“, sagte Altaïr. Er hatte über Sibrands letzte rätselhafte Worte nachgegrübelt. Und er hatte über die Kugel nachgedacht, den Edensplitter. Er hatte dessen seltsame Anziehungskraft zwar am eigenen Leib verspürt, aber es konnte doch nicht mehr dahinterstecken, als die simple Macht, einen Betrachter zu verführen und von allem anderen abzulenken. Oder? Einen regelrechten Zwang auf einen Menschen auszuüben und vielleicht noch mehr... Altaïr musste zugeben, dass ihm diese Vorstellung arg fantastisch vorkam.

Al Mualim musterte ihn bedächtig nickend, als läse er seine Gedanken. „Der Edensplitter ist Gestalt gewordene Versuchung. Denk nur daran, was er mit Robert getan hat. Kaum hatte er von der Macht des Splitters gekostet,

da vereinnahmte ihn das Ding auch schon. Er sieht darin keine gefährliche Waffe, die vernichtet werden muss, sondern ein Werkzeug, das ihm helfen soll, sein Lebensziel zu verwirklichen.“

„Dann träumte er also von *Macht*?“

„Ja und nein. Er träumte – und träumt immer noch – von Frieden, so wie wir.“

„Aber dieser Mann wollte das Heilige Land vom Krieg aufgefressen sehen ...“

„Nein, Altaïr“, fiel ihm Al Mualim ins Wort. „Wie kann es sein, dass *du* es nicht siehst, obwohl du es warst, der *mir* die Augen dafür geöffnet hat?“

„Was meint Ihr?“, fragte Altaïr verdutzt.

„Was wollen er und seine Anhänger? Eine Welt, in der alle Menschen vereint sind. Dieses Ziel lehne ich nicht ab. Im Gegenteil, es ist auch das meine. Es sind die *Mittel*, um es zu erreichen, die mir widerstreben.“

Frieden ist etwas, das man lernen muss. Das man verstehen und empfangen muss, aber ...“

„Er würde ihn erzwingen.“ Altaïr nickte. Er verstand.

„Und dabei würde er die Menschen ihres freien Willens berauben“, ergänzte Al Mualim.

„Es ist schon merkwürdig, ihn so sehen zu müssen“, sagte Altaïr.

„Hege nie Hass auf deine Opfer, Altaïr. Solche Gedanken sind Gift, und sie trüben dein Urteilsvermögen.“

„Könnte man ihn denn nicht überzeugen, seinen wahnsinnigen Feldzug zu beenden?“

Al Mualim schüttelte langsam und traurig den Kopf. „Ich habe mit ihm gesprochen, auf meine Weise. Durch dich. Jeder Tod, den du gebracht hast, war nichts anderes als eine

Nachricht. Aber er hat sich entschieden, uns nicht anzuhören, uns zu ignorieren.“

„Dann bleibt nur eines zu tun.“

Endlich würde er auf die Jagd nach de Sable gehen. Der Gedanke erregte Altaïr, aber er achtete darauf, seine Erregung mit Vorsicht auszugleichen. Er würde nicht noch einmal den Fehler begehen, ihn zu unterschätzen. Weder de Sable noch sonst jemanden.

„In Jerusalem bist du ihm das erste Mal gegenübergetreten. Dort wirst du ihn auch jetzt finden“, sagte Al Mualim und ließ seinen Vogel frei. „Geh, Altaïr. Es ist an der Zeit, diese Sache zu Ende zu bringen.“

Altaïr ging, stieg die Stufen zum Eingang des Turms hinunter und trat auf den Hof hinaus. Dort saß Abbas auf dem Zaun, und Altaïr spürte den Blick seines Bruders auf sich, während er den Hof durchquerte. Er

blieb stehen und drehte sich um. Ihre Augen trafen sich, und Altaïr wollte etwas sagen, ohne genau zu wissen, was. Aber er überlegte es sich anders. Vor ihm lag eine Aufgabe. Und alte Wunden waren nichts weiter als eben das – alte Wunden. Trotzdem glitt seine Hand unbewusst an seine Hüfte.

Am Tag nachdem Altaïr seinem Bruder Abbas die Wahrheit über dessen Vater erzählt hatte, zog Abbas sich noch mehr zurück. Und nichts, was Altaïr sagte, vermochte ihn aus dieser Zurückgezogenheit hervorzulocken. Schweigend aßen sie ihr Frühstück, folgten mürrisch den Anweisungen ihrer Erzieherinnen, dann gingen sie zu Al Mualim und nahmen dort auf dem Boden ihre Plätze ein.

Wenn Al Mualim eine Veränderung an seinen Schützlingen aufgefallen war, sprach er nicht darüber. Vielleicht freute es ihn insgeheim, dass die Jungen an diesem Tag weniger abgelenkt schienen. Vielleicht nahm

er an, dass sie sich einfach nur gezankt hatten, wie es junge Freunde eben manchmal taten.

Altaïr saß jedoch mit verkrampftem Magen und von peinvollen Gedanken geplagt da. Warum hatte Abbas nichts gesagt? Warum hatte er auf Altaïrs Eröffnung nicht reagiert?

Er sollte die Antwort darauf später am Tag erhalten, als sie nach dem Mittagessen wie üblich zum Training auf den Hof hinausgingen. Sie sollten gemeinsam mit dem Schwert üben, Sparringskämpfe, wie immer. Heute wollte Abbas jedoch nicht die kleineren Holzschwerter benutzen, mit denen sie für gewöhnlich trainierten, sondern die glänzenden, scharfen Klingen, zu denen sie eigentlich noch nicht übergegangen waren.

Labib, ihr Lehrer, zeigte sich jedoch erfreut. „Ausgezeichnet, ausgezeichnet“, begrüßte er den Vorschlag und klatschte in die Hände,

„aber denkt daran ... wir wollen kein Blut sehen und nicht den Arzt bemühen. Es geht nur darum, eure Beherrschtheit, eure Listigkeit und euer Geschick auf die Probe zu stellen.“

„*Listigkeit*“, sagte Abbas. „Das sollte dir ja zupasskommen, Altaïr. Dir, der du so listig wie hinterhältig bist.“

Das waren die ersten Worte, die er heute überhaupt zu Altaïr gesagt hatte. Und als er sie aussprach, fixierte er Altaïr mit einem Blick, der so voller Verachtung und Hass war, dass Altaïr auf der Stelle wusste – es würde zwischen ihnen nie mehr so sein wie früher. Er sah zu Labib hin, wollte ihn bitten, ihn beschwören, diesen Wettkampf nicht zu erlauben, aber der Lehrmeister sprang bereits über die kleine Umzäunung, die den Übungsplatz umgrenzte, und freute sich

darauf, endlich einmal einen richtigen Kampf zu sehen.

Sie nahmen die Ausgangshaltung ein. Altaïr schluckte, Abbas starrte ihn mit eisigem Blick an.

„Bruder“, begann Altaïr, „was ich gestern Nacht gesagt habe ...“

„*Nenn mich nicht Bruder*“, schrie Abbas so laut, dass es von den Hofmauern widerhallte. Er sprang mit einer Wildheit auf Altaïr zu, wie der sie noch nicht erlebt hatte. Aber obgleich Abbas die Zähne gefletscht und die Augen vor Wut zusammengekniffen hatte, konnte Altaïr Tränen erkennen, die sich in den Augenwinkeln seines Gegenübers gebildet hatten. Hinter dieser Attacke steckte mehr als simple Wut, das wusste er.

„Abbas, nein“, rief er und setzte sich verzweifelt zur Wehr. Er warf einen hastigen Blick nach links und sah die verwirrte Miene

ihres Lehrers, der weder wusste, was er von Abbas' Ausbruch noch von der plötzlichen Feindseligkeit zwischen den beiden Jungen halten sollte. Altaïr sah zwei weitere Assassinen auf den Übungsplatz zukommen, offenbar angelockt von Abbas' Geschrei. Im Fenster des Verteidigungsturms am Zitadelleneingang tauchten Gesichter auf. Er fragte sich, ob auch Al Mualim ihnen zuschaute ...

Abbas stieß mit der Schwertspitze nach ihm und zwang ihn, zur Seite auszuweichen.

„Abbas, was soll das ...?“, schalt ihn Labib.

„Er will mich umbringen, Meister“, rief Altaïr.

„Nun übertreib mal nicht, Kleiner“, sagte der Lehrer, auch wenn er nicht vollends überzeugt klang. „Vom Engagement deines Bruders könntest du dir ruhig eine Scheibe abschneiden.“

„*Ich bin nicht ...*“, Abbas griff an, „... *sein ...*“, er unterstrich jedes Wort mit einem wilden Schwerthieb, „... *Bruder!*“

„Ich wollte dir nur helfen“, rief Altaïr.

„Nein“, schrie Abbas. „Du hast mich belogen.“ Wieder schlug er zu, und es erklang das laute Klirren von Stahl. Altaïr wurde von der Wucht des Angriffs zurückgeworfen, er prallte gegen den Zaun und wäre fast rücklings darübergestürzt. Weitere Assassinen hatten sich versammelt. Einige wirkten besorgt, andere genossen das Schauspiel als unterhaltssame Ablenkung.

„Verteidige dich, Altaïr, verteidige dich!“, brüllte Labib und klatschte in die Hände. Altaïr riss das Schwert hoch, erwiderte Abbas' Hiebe und zwang ihn zurück in die Mitte des Übungsplatzes.

„Ich habe die Wahrheit gesagt“, zischte er, als sich ihre Gesichter ganz nahe kamen und

ihre Klingen vernehmlich aneinander entlangglitten. „Ich habe dir die Wahrheit gesagt, um deinem Leiden ein Ende zu machen, so wie ich meines gern beendet hätte.“

„Du hast gelogen, um Schande über mich zu bringen“, erwiderte Abbas. Er sprang zurück, ging in Stellung, duckte sich leicht und streckte einen Arm nach hinten, wie er es gelernt hatte. Die Klinge seines Schwerts bebte.

„Nein“, schrie Altaïr. Er tänzelte nach hinten, als Abbas heranstürmte. Er drehte das Handgelenk und erwischte Altaïr mit seiner Klinge. Warmes Blut quoll aus einer Schnittwunde an Altaïrs Hüfte. Er warf Labib einen flehenden Blick zu, aber der winkte ab. Altaïr presste eine Hand gegen seine Hüfte, und als er sie wegnahm, waren seine Fingerspitzen blutig. Er streckte sie Abbas entgegen.

„Hör auf damit, Abbas“, flehte Altaïr. „Ich habe die Wahrheit gesagt, weil ich hoffte, du würdest Trost darin finden.“

„Trost“, spie Abbas hervor. Der Junge sprach jetzt zu den versammelten Zuschauern. „Um mir *Trost* zu spenden, hat er mir erzählt, mein Vater hätte sich umgebracht.“

Einen Moment lang herrschte erschrockenes Schweigen. Altaïr sah von Abbas zu den Umstehenden. Er konnte kaum begreifen, wie sich das Blatt auf einmal gewendet hatte. Das Geheimnis, das er zu bewahren geschworen hatte, war auf einen Schlag allen bekannt.

Er schaute hinauf zu Al Mualims Turm. Dort sah er den Meister stehen, der herablickte, die Hände auf dem Rücken, in seinem Gesicht ein undeutbarer Ausdruck.

„Abbas!“, rief Labib, der endlich begriff, dass etwas nicht stimmte. „Altaïr!“

Aber die beiden Jungen hörten nicht auf ihn. Ihre Schwerter trafen abermals aufeinander. Altaïr hatte Schmerzen und musste in die Defensive gehen.

„Ich dachte ...“, setzte er an.

„Du wolltest Schande über mich bringen“, behauptete Abbas von Neuem. Jetzt flogen ihm die Tränen vom Gesicht. Er umkreiste Altaïr, dann drang er wieder auf ihn ein. Wild schwang er sein Schwert. Altaïr wich aus und entdeckte eine Lücke zwischen Abbas' Arm und Oberkörper. Er stieß zu und fügte Abbas eine Wunde am linken Arm zu, von der er hoffte, dass sie ihn wenigstens so lange aufhalten würde, dass er ihm erklären konnte ...

Doch Abbas schrie nur laut auf. Ein letzter Kampfschrei, mit dem er auf Altaïr zusprang,

der sich unter Abbas' Klinge wegduckte und dessen Vorwärtsbewegung mit der Schulter stoppte, sodass sie sich nun im Dreck und in blutiger Kleidung am Boden wälzten. Einen Moment lang rangen sie miteinander, dann verspürte Altaïr einen sengenden Schmerz an der Hüfte – Abbas grub ihm den Daumen in die Wunde und nutzte die Gelegenheit, sich zu drehen. Er setzte sich schwer auf Altaïr und nagelte ihn am Boden fest. Unter seinem Gürtel zog er einen Dolch hervor, den er Altaïr an die Kehle hielt, während er ihn mit wildem Blick fixierte. Immer noch rannen ihm Tränen übers Gesicht. Er atmete schwer und mit zusammengebißenem Zähnen.

„Abbas!“, erklang da ein scharfer Ruf, jedoch nicht von Labib oder einem der anderen, die sich um den Schauplatz des Kampfes geschart hatten. Der Ruf erscholl aus dem

Fenster von Al Mualims Turm. „Leg sofort den Dolch weg“, brüllte der Meister. Seine Stimme rollte wie Donner durch den Hof.

Abbas klang dagegen winzig und verzweifelt. „Nicht, bevor er es zugibt.“

„Was soll ich denn zugeben?“, schnaufte Altaïr. Er wand sich, aber Abbas hielt ihn eisern fest.

Labib war über den Zaun gestiegen. „Gib mir den Dolch, Abbas“, sagte er im Nähertreten, die flache Hand ausgestreckt. „Tu, was der Meister befohlen hat.“

„Kommt noch einen Schritt näher, und ich schneide ihm den Hals durch“, knurrte Abbas.

Der Lehrer blieb stehen. „Dafür steckt er dich in eine Zelle, Abbas. So benimmt sich kein Ordensbruder. Es sind Bewohner aus dem Dorf hier. Sie werden diesen Zwischenfall verbreiten.“

„Das ist mir egal“, schluchzte Abbas. „Er soll es sagen. Er soll sagen, dass es eine Lüge ist ...“

„Von welcher Lüge sprichst du?“

„Er hat gesagt, mein Vater hätte Selbstmord begangen. Er sei in Altaïrs Kammer gekommen, um sich bei ihm zu entschuldigen, und dann hätte er sich die Kehle durchgeschnitten. Aber er hat *gelogen*. Mein Vater hat sich nicht umgebracht. Er hat die Bruderschaft verlassen. Das war seine Entschuldigung. Und jetzt sag mir, dass du gelogen hast.“ Er drückte die Dolchspitze noch fester gegen Altaïrs Kehle. Blut trat hervor.

„Abbas, Schluss damit!“, brüllte Al Mualim vom Turm herunter.

„Altaïr, hast du gelogen?“, fragte Labib.

Stille senkte sich über den Hof. Alle warteten auf Altaïrs Antwort. Er sah zu Abbas auf.

„Ja“, sagte er schließlich. „Ich habe gelogen.“

Abbas ließ sich auf die Fersen zurücksinken und drückte die Augenlider fest aufeinander. Der Schmerz, der ihn durchlief, schien seinen ganzen Körper zu martern. Er ließ den Dolch fallen, der klirrend auf dem Boden landete, und fing an zu schluchzen. Er schluchzte immer noch, als Labib ihn grob am Arm packte, auf die Füße zog und ihn zwei Wachen übergab, die herbeigeeilt kamen. Im nächsten Augenblick wurde auch Altaïr ergriffen und ebenfalls zu den Zellen geschleppt.

Nachdem sie einen Monat im Kerker verbracht hatten, beschloss Al Mualim, dass sie ihre Ausbildung fortsetzen sollten. Abbas'

Vergehen wurde als das schlimmere von beiden bewertet – er war es gewesen, der seinen Gefühlen freien Lauf gelassen und den Orden damit in Verruf gebracht hatte. Seine Strafe bestand darin, dass sein Training um ein zusätzliches Jahr verlängert wurde. Er würde noch mit Labib auf dem Übungsplatz sein, wenn Altaïr schon zum Assassinen ernannt sein würde. Diese Ungerechtigkeit verstärkte seinen Hass auf Altaïr noch, für den Abbas immer mehr zu einem mitleiderregenden, verbitterten Tropf verkam. Als die Zitadelle angegriffen wurde, war es Altaïr, der Al Mualim das Leben rettete und dafür zum Meister-Assassinen befördert wurde. An jenem Tag spuckte Abbas vor Altaïr aus, aber er grinste ihn nur spöttisch an. Abbas, befand er, war so schwach und unnütz, wie es schon sein Vater gewesen war.

Zurückblickend mochte das der Augenblick gewesen sein, indem der Hochmut ihn erstmals infiziert hatte.

29

Als Altaïr diesmal das Büro in Jerusalem betrat, war er ein anderer Mensch. Zwar beging er nicht den Fehler anzunehmen, dass sein Weg zu Ende sei – nein, diesem Irrtum wäre nur der alte Altaïr aufgesessen. Er hingegen wusste nun, dass dies erst der Anfang war. Und das schien auch Malik zu spüren. Der Rafiq machte ebenfalls einen veränderten Eindruck, als Altaïr eintrat. Es herrschte endlich frischer Respekt und ein neuer Ton zwischen ihnen.

„Schutz und Friede seien mit dir, Altaïr“, sagte Malik.

„Und auch mit dir, Bruder“, erwiderte Altaïr.

„Das Schicksal scheint seltsame Wege zu gehen ...“

Altaïr nickte. „Dann ist es also wahr? Robert de Sable hält sich in Jerusalem auf?“

„Ich habe die Ritter selbst gesehen.“ Malik griff sich mit der Hand an den Armstumpf, an den die Erwähnung der Templer ihn erinnerte.

„Dieser Mann richtet nichts als Leid an. Wenn er hier ist, dann nur, weil er Übles im Schilde führt. Aber ich werde ihm keine Gelegenheit geben, sein Vorhaben in die Tat umzusetzen“, sagte Altaïr.

„Lass dir nicht von Rachegeleüsten die Gedanken umnebeln, Bruder. Wir wissen beide, dass dabei nichts Gutes herauskommt.“

Altaïr lächelte. „Das habe ich nicht vergessen. Keine Sorge, ich bin nicht auf Rache aus, nur auf Wissen.“

Früher hatte er solche Worte einfach nur nachgeplappert, weil er wusste, was man von ihm erwartete. Heute glaubte er tatsächlich daran.

Und wieder verstand Malik ihn. „Du bist wirklich nicht mehr der Mann, den ich früher gekannt habe“, sagte er.

Altaïr neigte den Kopf. „Meine Arbeit hat mich vieles gelehrt. Sie hat mir Geheimnisse offenbart. Aber es gibt immer noch ein paar Teile dieses Rätselspiels, die sich nicht in meinen Händen befinden.“

„Wovon sprichst du?“

„All die Männer, die ich zur letzten Ruhe legte, haben zusammengearbeitet, und das Verbindungsglied zwischen ihnen war dieser Mann. Robert hat Pläne mit dem Land. Das

weiß ich mit Bestimmtheit. Aber was für Pläne und warum? Wann und wo will er sie verwirklichen? Auf diese Fragen habe ich noch keine Antworten.“

„Kreuzfahrer und Sarazenen, die zusammenarbeiten?“, wunderte sich Malik.

„Sie sind weder das eine noch das andere, sondern Templer.“

„Die Templer gehören zur Armee der Kreuzfahrer“, sagte Malik, obwohl ihm die Frage ins Gesicht geschrieben stand: Wie konnten sie König Richards Männer sein, wenn sie in Jerusalem waren und durch die Straßen dieser Stadt spazierten?

„Das möchten sie König Richard nur glauben machen“, meinte Altaïr. „Nein. Ihre Treue gilt einzig Robert de Sable und der verrückten Idee, dass sie den Krieg aufhalten werden.“

„Eine merkwürdige Geschichte, die du da erzählst.“

„Du machst dir gar keine Vorstellung, Malik ...“

„Dann klär mich auf.“

Altaïr erzählte Malik, was er bislang herausgefunden hatte. „Robert und seine Templer halten sich in der Stadt auf. Sie sind gekommen, um Majd Addin die letzte Ehre zu erweisen. Sie werden zu seiner Beisetzung gehen. Und das heißt, dass auch ich der Feier beiwohnen werde.“

„Warum gehen die Templer zu seiner Beisetzung?“

„Hinter ihre wahren Absichten muss ich erst noch kommen, aber ich werde die Wahrheit schon rechtzeitig in Erfahrung bringen. Die Einwohnerschaft ist entzweit über sie. Viele wollen ihre Köpfe rollen sehen, während andere darauf beharren, dass

sie hier seien, um Verhandlungen zu führen. Um Frieden zu schließen.“

Er dachte an den Redner, den er verhört hatte und der behauptet hatte, sein Herr wolle den Krieg beenden. De Sable, ein Christ, ging zur Beisetzung von Majd Addin, der ein Muslim war. War das kein Beweis dafür, dass die Templer nach einem geeinten Heiligen Land trachteten? Den Bürgern gefiel die Präsenz der Templer in Jerusalem nicht. Die Besetzung ihrer Stadt durch die Kreuzfahrer war in ihrer Erinnerung noch frisch. Da überraschte es nicht, dass es zu Kämpfen zwischen Kreuzfahrern und Sarazenen kam, weil der Anblick der fremden Ritter in den Straßen die hiesigen Krieger aufbrachte. Die Einwohner hatten sich noch keineswegs von den Rednern, die behaupteten, dass die Templer in Frieden kämen, überzeugen lassen.

„In Frieden?“, wiederholte Malik.

„Ja. Die anderen, denen ich den Tod bescherte, haben mir dasselbe gesagt.“

„Dann wären sie ja unsere Verbündeten. Und trotzdem töten wir sie.“

„Nicht so vorschnell. Wir sind nicht wie diese Männer. Ihr Ziel mag hehr erscheinen, aber das gilt nicht für die Wege, auf denen sie es zu erreichen versuchen. Das ... sagt jedenfalls Al Mualim.“

Er schenkte ihm keine Beachtung, jenem kleinen Wurm des Zweifels, der sich durch seine Magengrube schlängelte.

„Was hast du also vor?“, fragte Malik.

„Ich werde zu der Beisetzung gehen und Robert gegenübertreten.“

„Je früher, desto besser“, pflichtete Malik ihm bei und reichte ihm die Feder. „Möge deiner Klinge Glück beschieden sein, Bruder.“

Altair nahm die Feder entgegen. Dann schluckte er. „Malik ... Bevor ich gehe, möchte ich dir noch etwas sagen.“

„Nur heraus damit.“

„Ich war ein Narr.“

Malik stieß ein trockenes Lachen aus. „Normalerweise würde ich dir da nicht widersprechen, aber was soll das? Wovon redest du?“

„Ich ... ich habe dir nie gesagt, dass es mir leid tut. Mein verdammter Stolz ließ es nicht zu. Du hast meinetwegen deinen Arm verloren. Und Kadar. Du hast jedes Recht, wütend auf mich zu sein.“

„Ich nehme deine Entschuldigung nicht an.“

„Das verstehe ich.“

„Nein, das verstehst du nicht. Ich nehme deine Entschuldigung nicht an, weil du nicht mehr derselbe Mann bist, der mit mir den

Tempel des Salomon betrat. Und darum brauchst *du* dich für nichts zu entschuldigen.“

„Malik ...“

„Wenn ich nicht so neidisch auf dich gewesen wäre, hätte ich vielleicht selbst weniger leichtsinnig gehandelt. Die Schuld liegt zum gleichen Teil bei mir.“

„Das stimmt nicht.“

„Wir sind eins. So wie wir den Ruhm unserer Siege teilen, sollten wir auch den Schmerz unserer Niederlagen teilen. Auf diese Weise wachsen wir enger zusammen. Und gewinnen an Kraft.“

„Danke, Bruder.“

Und so fand Altaïr sich auf einem kleinen, schmucklosen Friedhof wieder, wo er sich einer kleinen Schar von Templern und Bürgern anschloss, die sich um den Grabhügel

von Majd Addin, des einstigen Stadtregenten, versammelt hatte.

Der Leichnam war gebadet, in Tücher gehüllt und in einer Prozession hergetragen worden, dann hatte man ihn auf seiner rechten Seite ins Grab gelegt, und die Teilnehmer der Prozession hatten die Grube mit Erde gefüllt. Als Altaïr hinzukam, trat gerade ein Imam vor, um das Trauergebet zu sprechen. Stille senkte sich über den heiligen Boden. Die meisten der Anwesenden standen mit gefalteten Händen und respektvoll gesenktem Haupt da, und so war es für Altaïr ein Leichtes, durch die Menge zu schlüpfen, um sich eine Stelle zu suchen, die ihm einen guten Ausblick bot, um sein letztes Opfer zu erspähen. Den Mann, der Altaïr auf diesen Weg geschickt hatte und dessen Tod eine gerechte Vergeltung sein würde für das Leid, das er gebracht hatte, sowie für

alles, was in seinem Namen geschehen war: Robert de Sable.

Als Altaïr an den Reihen der Trauergäste vorbeiging, wurde ihm bewusst, dass er zum ersten Mal der Beisetzung eines seiner Opfer beiwohnte. Mit einem Blick in die Runde hielt er Ausschau nach trauernden Familienangehörigen des Toten und fragte sich, wie er sich fühlen würde, sähe er sich mit deren Schmerz konfrontiert. Aber wenn Majd Ad-din überhaupt enge Verwandte besaß, waren sie entweder nicht zugegen oder sie hielten ihren Kummer verborgen und hatten sich anonym unter die Menge gemischt. Am Grab standen jedenfalls nur der Imam und ...

Eine Gruppe von Tempelrittern.

Zu dritt standen sie vor einem reich verzierten Brunnen, der in eine hohe Sandsteinmauer eingelassen war. Sie trugen Rüstung und Helme, die ihre Gesichter

verbargen, auch derjenige, der vor den beiden anderen stand und zusätzlich einen Umhang anhatte. Den charakteristischen Umhang des Großmeisters der Templer.

Und doch ... Altaïr blickte aus schmalen Augen zu de Sable hin. Der Ritter entsprach nicht ganz dem Bild, an das Altaïr sich erinnerte. Täuschte ihn sein Gedächtnis? Hatte Robert de Sable in seinem Kopf nur deshalb größere Ausmaße angenommen, weil er, Altaïr, ihm unterlegen war? Jedenfalls war er hier, in persona, keineswegs von der Statur, an die Altaïr sich entsann. Und wo steckten seine übrigen Männer?

Der Imam hatte mit seiner Ansprache an die Trauergemeinde begonnen. „Wir haben uns hier versammelt, um den Verlust unseres geliebten Majd Addin zu betrauern, der allzu früh von dieser Welt genommen wurde. Ich weiß, ihr verspürt Kummer und Schmerz

über sein Dahinscheiden. Aber grämt euch nicht. Denn so, wie wir alle dem Schoß entstammen, müssen wir diese Welt auch alle eines Tages wieder verlassen. Das ist der natürliche Lauf, wie der Aufgang und Untergang der Sonne. Lasst uns diesen Augenblick nutzen und an sein Leben zurückdenken und Dank sagen für all das Gute, das er getan hat. Und wisset, dass ihr eines Tages im Paradies wieder an seiner Seite sein werdet.“

Altair hätte sich vor Ekel fast übergeben. „Unseres *geliebten* Majd Addins ...“ Dessen geliebten Majd Addin, der ein Verräter an den Sarazenen war und das Vertrauen in sie zu untergraben versuchte, in dem er wahllos Einwohner von Jerusalem hinrichten ließ? *Der* geliebte Majd Addin? Es war kein Wunder, dass die Schar der Anwesenden so klein und unter ihnen kaum eine Spur von Trauer auszumachen war.

Majd Addin wurde ungefähr genauso sehr geliebt wie die Lepra.

Der Imam stimmte ein Gebet an. „Oh Gott, segne Mohammed, seine Familie, seine Gefährten, oh Gnadenreicher und Erhabener. Oh Gott, majestätischer als Worte es beschreiben können, Friede sei mit den Propheten und der Segen des Gottes unseres Universums.“

Altaïrs Blick wanderte von dem Vorbeter zu de Sable und seiner Leibwache. Aus dem Augenwinkel nahm er eine Spiegelung des Sonnenlichts wahr, und er blickte an der Wand hinter den drei Rittern empor bis hinauf zu den Wehrgängen, die an der Außenseite des Hofes entlang verliefen. War es eine Bewegung gewesen, die er da gesehen hatte? Vielleicht. Hinter den Zinnen dort oben konnten leicht weitere Templer Deckung gefunden haben.

Er sah wieder zu dem Rittertrio hin. Robert de Sable stand wie zur Inspektion bereit da und schien sich als Ziel förmlich anzubieten. Seine Statur ... war sie wirklich zu schmal? Der Umhang ... er schien zu lang zu sein.

Nein. Altaïr beschloss, das Attentat abzublasen. Er durfte seinen Instinkt nicht einfach ignorieren. Der sagte ihm nicht nur, dass *etwas* nicht stimmte – er sagte ihm, dass *nichts* stimmte. Er setzte gerade zum Rückzug an, als sich der Ton des Imams veränderte.

„Wie Ihr wisst, wurde dieser Mann von den Assassinen ermordet. Wir haben versucht, seinen Mörder aufzuspüren, aber es hat sich als schwierig erwiesen. Diese Kreaturen verkriechen sich im Dunkeln und laufen vor jedem davon, der den fairen Kampf mit ihnen sucht.“

Altaïr erstarrte. Er wusste, dass die Falle jetzt zuschnappen sollte. Er versuchte, sich schneller durch die Menge zu schieben.

„Heute jedoch nicht“, hörte er den Imam rufen, „denn einer von ihnen scheint sich unter uns zu befinden. Er verspottet uns mit seiner Anwesenheit, und dafür soll er büßen.“

Plötzlich riss die Menge rings um Altaïr auf und bildete einen Kreis um ihn. Er fuhr herum, sein Blick fiel auf das Grab, wo der Imam mit ausgestrecktem Finger stand – und auf ihn zeigte. Im gleichen Moment sah er, wie de Sable und seine beiden Männer vortraten.

Die Umstehenden blickten wild entschlossen drein und zogen den Kreis enger, um ihm keinen Fluchtweg offenzulassen.

„Ergreift ihn. Führt ihn vor, auf dass Gottes Gerechtigkeit Erfüllung finde“, rief der Imam.

In ein und derselben Bewegung zog Altaïr sein Schwert und ließ seine Klinge hervorschnellen. Er entsann sich der Worte seines Meisters. „*Wähle einen deiner Widersacher aus.*“

Aber das war nicht nötig. Die Trauergäste mochten tapfer gewesen und Majd Addin geliebt haben, doch war niemand darauf vorbereitet, Blut zu vergießen, um ihn zu rächen. In Panik stob die Schar auseinander, die Trauernden stolperten auf der Flucht über ihre Gewänder, und Altaïr nutzte das plötzliche Durcheinander, um zur Seite zu huschen und den Blicken der sich nähernden Templer zu entweichen. Einem von ihnen blieb gerade noch genug Zeit, um festzustellen, dass einer der Anwesenden nicht zu

fliehen versuchte, sondern sich stattdessen auf ihn zubewegte, als ihn Altaïrs Schwert auch schon durchbohrte und er zu Boden sank. Altaïr sah, wie sich eine Tür in der Mauer öffnete, durch die weitere Ritter hereindrängten, mindestens fünf an der Zahl. Im selben Moment regnete ein Pfeilhagel von oben herab, und einer der Ritter drehte sich wie vom Blitz getroffen um die eigene Achse und fiel nieder. Aus seinem Hals ragte der Schaft eines Pfeils. Altaïrs Blick glitt hinauf zum Wehrgang, wo er Templer-Bogenschützen sah. Diesmal hatten sie ihm einen Gefallen getan. Aber dieses Glück würde ihm kaum noch einmal beschieden sein. Der zweite der beiden Leibwächter kam heran, und Altaïr führte einen Querstreich mit seiner Klinge, die dem Mann den Hals aufschlitzte und ihn in aufspritzendem Blut zu Boden gehen ließ. Dann wandte

er sich Robert zu, der ihn angriff und sein Breitschwert mit einer Wucht schwang, die Altaïr rückwärtsstolpern ließ. Mit knapper Not wehrte er den Schlag ab. Verstärkung traf ein, und er wurde zurückgedrängt, fand sich in einem Schlagabtausch mit drei Ritzern wieder und stellte fest, dass er genau auf Majd Addins letzter Ruhestätte stand. Doch es blieb ihm keine Zeit, diesen Augenblick auszukosten, denn schon ging ein weiterer Pfeilregen nieder, und zu Altaïrs Freude wurde ein weiterer Ritter getroffen, der schreiend zu Boden fiel. Der Zwischenfall trieb die übrigen Templer auseinander, brachte sie aus dem Tritt. Einen Moment lang fürchteten sie sich weniger vor Altaïr als vielmehr vor ihren eigenen Bogenschützen, und de Sable schrie zu ihnen hinauf, sie sollten aufhören, auf ihre eigenen Leute zu schießen.

Und was Altaïr da zu hören bekam, überraschte ihn so sehr, dass es ihn beinahe seine Aufmerksamkeit kostete. Denn er hörte nicht etwa das unverkennbar französische Organ von Robert de Sable, sondern eine Stimme, die ganz gewiss die einer Frau war. Einer *Engländerin*.

Einen Herzschlag lang war er verblüfft vor Belustigung und Bewunderung gleichermaßen. Diese ... *Frau* versetzte ihn in Erstaunen. Und es gab keinen Zweifel, dass es eine Frau war. Diese Vertreterin, die de Sable an seiner statt geschickt hatte, kämpfte so wacker wie ein Mann und führte das Breitschwert genauso geschickt wie jeder Ritter, auf den er je getroffen war. Wer war sie? Gehörte sie zu de Sables Adjutanten? War sie seine Geliebte? Im Schutz der Mauer streckte Altaïr noch einen Ritter nieder. Jetzt war nur noch einer übrig. Ein Ritter und de

Sables Double. Der letzte Templer hatte offenbar weniger Lust auf den Kampf als die Frau, im Nu starb er, auf Altaïrs Schwertspitze zappelnd. Nun hatte er es nur noch mit ihr zu tun. Ihre Klingen prallten aufeinander, bis Altaïr sie überlistete und ihr seine Klinge in die Schulter stieß, während er ihr zugleich die Beine wegtrat, sodass sie schwer zu Boden stürzte. Altaïr brachte sich rasch in Deckung, wobei er sie mit sich schleifte, damit die Bogenschützen sie nicht mehr sehen konnten. Dann beugte er sich über sie. Ihre Brust hob und senkte sich, und sie trug nach wie vor den Helm, der ihr Gesicht verhüllte. Blut lief ihr über Hals und Schulter, aber sie würde es überleben – das hieß, schränkte Altaïr in Gedanken ein, wenn er es ihr gestattete.

„Ich möchte Euch in die Augen sehen, bevor Ihr sterbt“, sagte er.

Er nahm ihr den Helm ab, und obgleich er gewusst hatte, dass sie eine Frau war, verschlug ihm ihr tatsächlicher Anblick doch den Atem.

„Ich sehe Euch an, dass Ihr mit jemand anderem gerechnet habt“, sagte sie mit einem leichten Lächeln. Ihr Haar war unter ihrer Kettenhaube verborgen, doch fand Altaïr sich von ihren Augen in ihren Bann geschlagen. Darin lag nicht nur eine unübersehbare Entschlossenheit, sondern noch etwas anderes, etwas Weiches und Lichtes. Und er erappte sich bei der Frage, ob ihre offenkundigen Fähigkeiten als Kriegerin über ihr wahres Wesen hinwegtäuschten.

Aber ganz gleich, welche Macht diese Frau auch besaß, warum schickte de Sable sie an seiner Stelle? Über welche besonderen Talente mochte sie verfügen? Er legte ihr

seine Klinge an den Hals. „Was ist das für ein Zauber?“, fragte er zögernd.

„Wir wussten, dass Ihr kommen würdet“, sagte sie immer noch lächelnd. „Robert musste sich genug Zeit verschaffen, um verschwinden zu können.“

„Er flieht also?“

„Wir können Euren Erfolg nicht leugnen. Ihr habt unsere Pläne vereitelt. Erst hinsichtlich des Schatzes, dann in puncto unserer Männer. Die Kontrolle über das Heilige Land ist uns entglitten. Aber dann sah Robert eine Möglichkeit, um zurückzugewinnen, was uns gestohlen wurde. Um Eure Siege umzumünzen in unseren Vorteil.“

„Al Mualim ist nach wie vor im Besitz Eures Schatzes, und Eure Armee haben wir schon einmal in die Flucht geschlagen“, erwiderte Altaïr. „Was immer Robert vorhat, seine Pläne werden abermals fehlschlagen.“

„Frohlockt nicht zu früh“, erwiderte sie. „Denn fortan werdet Ihr es nicht nur mit den Templern zu tun haben.“

„Redet Klartext“, fuhr er sie an.

„Robert reitet nach Arsuf, um seine Bitte vorzutragen. Sarazenen und Kreuzritter sollen sich verbünden ... gegen die Assassinen.“

„Das wird nie geschehen. Dazu haben sie keinen Grund.“

Ihr Lächeln wurde breiter. „Dazu *hatten* sie keinen Grund. Aber nun habt Ihr ihnen einen gegeben, derer neun sogar. Die Toten, die Ihr zurückgelassen habt ... Opfer auf beiden Seiten. Ihr habt die Assassinen zu einem gemeinsamen Feind gemacht und damit die Auslöschung Eures Ordens besiegelt. Gute Arbeit.“

„Keine neun. Nur acht.“

„Was soll das heißen?“

Er nahm die Klinge von ihrem Hals. „Ihr wart nicht mein Ziel. Euch werde ich das Leben nicht nehmen.“ Er stand auf. „Ihr könnt gehen. Aber wagt es nicht, mir zu folgen.“

„Das brauche ich gar nicht“, sagte sie, rapelte sich auf und presste eine Hand auf ihre Schulterwunde. „Ihr kommt bereits zu spät ...“

„Das werden wir ja sehen.“

Mit einem letzten Blick zum Wehrgang hinauf, wo die Bogenschützen hastig neu in Stellung gingen, eilte Altaïr davon. Der Friedhof blieb hinter ihm zurück, leer bis auf die Toten, die alten und die neuen, – und diese seltsame, tapfere und berückende Frau.

„Es war eine Falle“, eröffnete er Malik, nachdem er es vom Friedhof bis zum Büro geschafft hatte. Seine Gedanken waren in Aufruhr.

„Ich habe gehört, dass die Beisetzung im Chaos endete. Was ist passiert?“

„Robert de Sable war gar nicht dort. Er hat jemand anders an seiner statt hingeschickt. Er hat mich erwartet ...“

„Du musst zu Al Mualim gehen“, sagte Malik.

Ja, dachte Altaïr, das sollte er tun. Aber in ihm brannte wieder jenes hartnäckige Gefühl, dass es noch mehr Geheimnisse zu lüften gab. Und warum glaubte er nur, dass der Meister irgendetwas damit zu tun hatte?

„Dazu ist keine Zeit. Sie hat mir verraten, wo Robert hin will, was er vorhat. Wenn ich nach Masyaf zurückkehre, könnte er Erfolg haben. Und dann ... ich fürchte, dann könnte uns der Untergang drohen.“

„Wir haben die meisten seiner Männer getötet. Er kann nicht ernsthaft annehmen, einen ausreichenden Angriff ausrüsten zu

können ... Moment“, unterbrach sich Malik.
„Hast du *sie* gesagt?“

„Ja. Es war eine Frau. Das ist seltsam, ich weiß. Aber darüber können wir uns ein anderes Mal unterhalten. Jetzt müssen wir uns auf Robert konzentrieren. Wir mögen seine Reihen ausgedünnt haben, aber dieser Mann ist schlau. Er ist auf dem Weg, um Richard und Salah Al'din einen Vorschlag zu unterbreiten. Er will sie gegen einen *gemeinsamen* Feind vereinen ... gegen uns.“

„Du musst einem Irrtum aufgesessen sein. Das ergibt keinen Sinn. Diese beiden Männer würden nie und nimmer ...“

„Oh doch, sie würden. Und es ist unsere eigene Schuld. Die Männer, die ich getötet habe, das waren Männer aus beiden Lagern. Männer, die beiden Führern wichtig waren. Roberts Plan mag gewagt sein, aber er ergibt Sinn. Und er könnte aufgehen.“

„Bruder, die Dinge haben sich geändert. Du *musst* nach Masyaf zurückkehren. Wir können nicht ohne die Erlaubnis unseres Meisters handeln. Das könnte die ganze Bruderschaft gefährden. Ich dachte ... ich glaubte, das hättest du begriffen.“

„Hör auf, dich hinter Worten zu verstecken, Malik. Du führst das Credo und seine Grundsätze wie einen Schild. Der Meister enthält uns Dinge vor. Wichtige Dinge. Du warst es, der mir gesagt hat, dass wir nie etwas mit Sicherheit *wissen*, sondern nur *vermuten* könnten. Nun, ich vermute, dass diese Angelegenheit mit den Templern tiefere Wurzeln treibt. Wenn ich mit Robert fertig bin, werde ich nach Masyaf reiten, um Antworten zu finden. Aber vielleicht könntest ja *du* jetzt schon aufbrechen?“

„Ich darf die Stadt nicht verlassen.“

„Dann misch dich unter ihr Volk. Suche jene, die denen dienten, die ich getötet habe. Finde alles heraus, was dir nur möglich ist. Du hältst dich doch für scharfsichtig. Vielleicht entdeckst du etwas, das mir entgangen ist.“

„Ich weiß nicht ... Darüber muss ich erst nachdenken.“

„Tu, was du tun musst, mein Freund. Aber für mich wird es Zeit, nach Arsuf zu reiten. Mit jedem Augenblick, den ich zögere, ist uns der Feind einen weiteren Schritt voraus.“

Einmal mehr hatte er das Credo gebrochen. Ob nun mit Absicht oder nicht, er hatte den Orden in Gefahr gebracht.

„Sei vorsichtig, Bruder“, gab Malik ihm mit auf den Weg.

„Das verspreche ich.“

30

Die Armeen von Salah Al'din und Richard Löwenherz waren bei Arsuf aufeinandergetroffen. Soweit Altaïr es unterwegs mitbekam – Gerüchte, die er in Schmieden und an Oasen aufschnappte –, hatte die Schlacht nach einer Reihe kleinerer Geplänkel heute Morgen begonnen, als Salah Al'dins Türken einen Angriff auf die Reihen der Kreuzritter unternommen hatten.

Als er in diese Richtung ritt – und gegen den Strom von Menschen, die dem Gemetzel zu entgehen trachteten –, sah Altaïr Rauchwolken am Horizont. Im Näherkommen konnte er auf der fernen Ebene die

kämpfenden Soldaten ausmachen, ganze Pulks, riesige, dunkle Trauben in der Ferne. Er sah eine lange Reihe von Männern, es mussten Tausende sein, die auf Pferden dem Feind entgegenstürmten, war jedoch noch zu weit entfernt, um zu erkennen, ob es sich bei den Angreifern um Sarazenen oder Kreuzfahrer handelte. Als er noch näher heran war, sah er die hölzernen Kriegsmaschinen, von denen mindestens eine in Flammen stand, sowie die hohen Holzkreuze der Christen, gewaltige Kruzifixe auf Plattformen mit Rädern, die von der Infanterie vorwärts-geschoben wurden. Dann konnte er die Fahnen der Sarazenen und Kreuzritter voneinander unterscheiden. Die Pfeile der Bogenschützen auf beiden Seiten verdunkelten den Himmel. Er sah Ritter auf Pferden, bewaffnet mit Piken, und Horden von berittenen Sarazenen, die verzweifelte

Auffälle gegen die Reihen der Kreuzritter unternahmen. Er hörte das Dröhnen der Hufe auf der Ebene, das konstante Schlagen, Scheppern und Schmettern der sarazenischen Becken, Trommeln, Gongs und Trompeten. Er hörte den Lärm der Schlacht, das nicht endende Getöse aus den Rufen der Lebenden, den Schreien der Sterbenden, dem hellen Klirren von Stahl auf Stahl und dem jämmerlichen Wiehern verwundeter Pferde. Er traf auf erste reiterlose Tiere und Leichen, Sarazenen wie Kreuzfahrer, auf dem Erdboden hingestreckt oder tot an Bäume gespießt.

Jetzt nahm er sich mehr in Acht, zügelte sein Ross – genau zur rechten Zeit, denn plötzlich traten ein Stück voraus sarazenische Bogenschützen zwischen den Bäumen hervor. Er glitt aus dem Sattel, rollte sich zur Seite, ging hinter einem umgestürzten

Karren in Deckung und beobachtete, was geschah. Es mochten hundert Mann sein. Sie rannten über die Reitschneise und zwischen die Bäume auf der anderen Seite. Sie bewegten sich schnell und geduckt, wie Soldaten, die heimlich auf feindliches Gebiet vordrangen. Altaïr stand auf, huschte ebenfalls zwischen die Bäume und folgte den Bogenschützen einige Meilen weit in sicherem Abstand. Der Schlachtenlärm und sein vibrierender Widerhall nahmen immer mehr zu, bis sie einen Hügelkamm erreichten. Jetzt befanden sie sich über dem Hauptkampfgeschehen, das unter ihnen wütete, und die schiere Größe der Schlacht verschlug Altaïr für einen Moment den Atem. Überall, so weit das Auge reichte, waren Menschen, Tote, Kriegsgerät und Pferde.

Wie bei der Belagerung von Akkon fand er sich inmitten einer wüsten, barbarischen

Auseinandersetzung wieder, in der weder die eine noch die andere Seite die seine war. Er hatte nur den Orden. Und es war seine Mission, ihn zu schützen und das Ungeheuer, das er unwissentlich befreit hatte, daran zu hindern, die Bruderschaft zu zerreißen.

Auch die Anhöhe war rings um ihn herum mit Leichen übersät, als hätte vor Kurzem auch hier ein Kampf getobt. Und natürlich war dem so – wer den Hügelkamm besetzt hielt, der hatte den Vorteil der Höhe auf seiner Seite, und darum war der Kamm gewiss heiß umkämpft. Und kaum hatten sie ihn erreicht, trafen die Sarazenen auf Infanterietruppen und Bogenschützen der Kreuzfahrer, und auf beiden Seiten brandete lautes Geschrei auf. Das Überraschungsmoment verschaffte Salah Al'dins Männern die Oberhand, und ihre erste Angriffswelle ließ tote Ritter zurück, ein paar stürzten auch von

dem Kamm in das Kriegsgetümmel hinab. Doch während Altaïr das Geschehen geduckt beobachtete, gelang es den Kreuzrittern sich neu zu formieren, und dann erst fing der Kampf richtig an. Der sicherste Weg zu den hinteren Reihen der Kreuzritter führte entlang dieser Anhöhe, und dort würde sich Richard Löwenherz aufhalten. Ihn zu finden, war Altaïrs einzige Hoffnung, Robert de Sable aufzuhalten. Er näherte sich der Schlacht, schlug sich nach links und in weitem Bogen um die Kämpfenden. Dabei stieß er auf einen Kreuzritter, der im Unterholz kauerte und den Kampf wimmernd verfolgte. Er ließ ihn in Ruhe und rannte weiter.

Plötzlich erklang ein Schrei, und zwei Kreuzfahrer vertraten ihm mit erhobenen Breitschwertern den Weg. Altaïr blieb stehen, überkreuzte die Arme vor der Brust, griff zu seinen Schultern hinauf und zog mit

einer Hand sein Schwert, während er mit der anderen ein Messer schleuderte. Einer der Kundschafter ging zu Boden, und den anderen streckte er nieder, bevor Altaïr merkte, dass es sich gar nicht um Kundschafter handelte, sondern um Wachen.

Immer noch blickte er auf die Schlacht hinab. Er befand sich auf einer Hügelkuppe. In einiger Entfernung konnte er das Banner von Richard Löwenherz ausmachen, und er glaubte auch, einen Blick auf den König selbst zu erhaschen, der auf dem Rücken seines stattlichen Streitrosses saß, mit flammend rotem Bart und das Haupthaar von der Nachmittagssonne wie in Brand gesteckt. Doch jetzt traf Infanterieverstärkung ein, und Altaïr wurde von Rittern förmlich umspült. Ihre Kettenhemden klirrten, die Schwerter hatten sie hochgerissen, und die

Augen unter den Rändern ihrer Helme waren voller Kampfeslust.

Ihr Auftrag bestand darin, ihren Herrn zu schützen – Altaïrs Aufgabe war es, ihn zu erreichen. Scheinbar endlose Augenblicke lang tobte und wogte die Schlacht. Altaïr tanzte hin und her, rannte, schlug sich bisweilen den Weg frei, sein blutiges Schwert blitzte auf, manchmal gelang es ihm auch, ein ganzes Stück im Sprint zurückzulegen, und so kam er Richard immer näher. Der König befand sich auf einer Lichtung. Er war vom Pferd gestiegen, blickte in die Richtung des Tumults, der sich auf ihn zubewegte, und seine Leibwache formte einen schützenden Kreis um ihn.

Altaïr kämpfte unvermindert. Er schwang sein Schwert, Männer fielen ihm vor die Füße, seine Kleidung war rot befleckt von Kreuzfahrerblut. Er befreite sich aus einem

Scharmützel und schaffte es, nach vorn zu rennen. Die Adjutanten des Königs zückten mit wild blickenden Augen ihre Schwerter. Altaïr sah Bogenschützen auf umliegende Felsblöcke klettern, die den Eindringling aus luftiger Höhe unter Beschuss nehmen und ausschalten wollten.

„Haltet ein“, rief Altaïr. Über die Distanz von nur noch wenigen Fuß schaute er König Richard in die Augen, obwohl dessen Männer gegen ihn vorrückten. „Ich komme mit Worten zu Euch, nicht mit dem Stahl meiner Klinge.“

Der König trug sein majestätisches Rot, auf seiner Brust prangte ein goldgestickter Löwe. Er war der einzige Mann hier, der nicht von Furcht oder Panik befallen war, und stand völlig ruhig im Herzen der Schlacht. Er hob einen Arm, und seine Männer hielten inne, der Kampf erstarb auf der Stelle. Mit

Dankbarkeit nahm Altaïr zur Kenntnis, dass seine Angreifer ein paar Schritt weit zurückfielen und ihm zumindest ein wenig Raum gaben. Er ließ den Schwertarm sinken und schöpfte Atem. Seine Schultern hoben und senkten sich, und er wusste, dass aller Augen auf ihm ruhten. Jede Schwertspitze war auf seinen Bauch gerichtet, jeder Bogenschütze visierte ihn an. Ein Wort von Richard, und es wäre vorbei mit ihm.

Doch stattdessen sagte der König: „Ihr bietet also Eure Kapitulation an? Das wurde auch Zeit.“

„Nein, das versteht Ihr falsch“, entgegnete Altaïr. „Mich schickt Al Mualim, nicht Salah Al'din.“

Die Miene des Königs verdüsterte sich. „Ein *Assassine*? Was hat das zu bedeuten? Und erklärt Euch schnell.“ Die Männer drängten

wieder ein Stück vorwärts. Die Bogenschützen spannten sich.

„Ihr habt einen Verräter in Eurer Mitte“, eröffnete Altaïr.

„Und er hat Euch angeheuert, um mich zu töten?“, rief der König. „Seid Ihr gekommen, um damit zu prahlen, bevor Ihr zuschlagt? So leicht werde ich es Euch nicht machen.“

„Ich bin nicht gekommen, um Euch zu töten, sondern ihn.“

„Dann sprecht, auf dass ich über die Wahrheit urteilen kann.“ König Richard winkte Altaïr nach vorn. „Wer ist dieser Verräter?“

„Robert de Sable.“

Richard hob überrascht die Augenbrauen. „Mein Adjutant?“

„Er hat vor, Euch zu hintergehen“, erklärte Altaïr ruhig. Er versuchte seine Worte mit Vorsicht zu wählen, darauf bedacht, nicht

missverstanden zu werden. Der König musste ihm Glauben schenken.

„Er behauptet etwas anderes“, erwiderte Richard. „Angeblich will er sich an Eurem Orden rächen für die Niederlage, die Ihr ihm in Akkon bereitet habt. Und ich bin geneigt, ihn zu unterstützen. Einige meiner besten Männer wurden von den Euren getötet.“

Robert de Sable hatte beim König bereits Gehör gefunden. Altaïr holte tief Luft. Was er jetzt zu sagen im Begriff war, konnte leicht seinen sofortigen Tod bedeuten. „*Ich* habe sie getötet. Und das aus gutem Grund.“ Richard starrte ihn finster an, doch Altaïr fuhr fort. „Hört mich an. Wilhelm von Montferrat wollte Akkon mittels seiner Soldaten mit Gewalt einnehmen. Garnier von Nablus benutzte sein Können, um alle, die Widerstand leisteten, zu indoktrinieren und zu kontrollieren. Sibrand hatte vor, die Häfen

zu blockieren, damit Euer Reich keine Hilfe erhielte. Sie haben Euch verraten. Und ihre Befehle bekamen sie von Robert.“

„Ihr erwartet, dass ich diese hanebüchene Geschichte glaube?“, erboste sich Richard Löwenherz.

„Ihr kennt diese Männer, und Ihr kennt sie besser als ich. Seid Ihr wirklich überrascht von ihren üblen Absichten?“

Richard schien einen Moment lang zu überlegen, dann wandte er sich an einen der neben ihm stehenden Männer, dessen Gesicht ganz unter einem Helm verborgen war. „Ist das wahr?“, fragte er.

Der Ritter nahm den Helm ab, und diesmal kam darunter wirklich Robert de Sable zum Vorschein. Altaïr musterte ihn mit unverhohlenem Abscheu und dachte an seine Verbrechen. Dieser Mann hatte eine Frau geschickt, damit sie seine Stelle einnahm.

Einen Herzschlag lang starrten sie einander an, zum ersten Mal, seit sie unter dem Tempelberg im Kampf aufeinandergetroffen waren. Immer noch schwer atmend ballte Altaïr die Faust. De Sable grinste spöttisch, kräuselte die Oberlippe, dann wandte er sich an Richard. „Mein Herr“, begann er in aufgebrachtem Ton, „wir haben es mit einem Assassinen zu tun. Diese Kreaturen sind Meister der Manipulation. *Natürlich* ist kein Wort wahr von dem, was er sagt.“

„Ich habe keinen Grund zu lügen“, versetzte Altaïr.

„Oh doch, den habt Ihr“, höhnte de Sable. „Ihr habt Angst um Eure kleine Festung. Kann sie der vereinten Macht der Sarazenen und der Kreuzritter widerstehen?“ Er grinste, als malte er sich den Untergang von Masyaf bereits aus.

„Meine Sorge gilt dem Volk des Heiligen Lands“, entgegnete Altaïr. „Wenn ich mich selbst opfern muss, damit es Frieden geben kann, dann sei es so.“

Richard hatte ihren Wortwechsel mit amüsiertem Miene verfolgt. „Wir befinden uns in einer seltsamen Lage. Ihr beschuldigt Euch gegenseitig ...“

„Dafür ist wirklich keine Zeit“, sagte de Sable. „Ich muss zu Saladin und ihn um seine Hilfe bitten. Je länger wir diese Sache hinauszögern, desto schwerer wird es.“ Er wollte sich abwenden, zweifellos in der Hoffnung, dass die Angelegenheit damit beigelegt sei.

„Wartet einen Augenblick, Robert“, hielt ihn der König zurück. Er sah von de Sable zu Altaïr und wieder zurück.

Mit einem entnervten Schnauben blaffte de Sable: „Wozu? Was habt Ihr vor? Ihr werdet

doch wohl nicht *ihm* glauben?“ Er wies auf Altaïr, der in de Sables Blick die Befürchtung las, dass der König seine Zweifel haben mochte. Vielleicht war er sogar eher geneigt, dem Assassinen Glauben zu schenken als dem Templer. Altaïr hielt den Atem an.

„Das ist eine schwierige Entscheidung“, sagte der König. „Eine Entscheidung, die ich nicht alleine treffen kann. Ich muss sie jemandem überlassen, der weiser ist als ich.“

„Ich danke Euch ...“

„Nein, Robert, nicht Euch.“

„Wem dann?“

„Gott, dem Herrn.“

Er lächelte, als freue er sich, die richtige Lösung gefunden zu haben. „Die Angelegenheit soll im Kampf entschieden werden. Gott wird sich gewiss auf die Seite desjenigen stellen, dessen Ziel das rechtschaffene ist.“

Altaïr beobachtete Robert aufmerksam. Er sah den Ausdruck, der über das Gesicht des Templers huschte. De Sable dachte zweifellos an ihre letzte Begegnung, als er Altaïr mühelos bezwungen hatte.

Altaïr dachte an dasselbe Aufeinandertreffen. Er sagte sich, dass er jetzt ein anderer Krieger war. Beim letzten Mal hatte sein Hochmut ihn behindert, und deshalb war er so leicht zu besiegen gewesen. Die Erinnerung an die immense Kraft des Ritters versuchte er auszublenden – die Erinnerung daran, wie de Sable ihn hochgehoben und davongeschleudert hatte, als wäre er nichts weiter als ein Sack Getreide.

Der Templer erinnerte sich jedoch daran. So wandte er sich nun König Richard zu und neigte sein Einverständnis bekundend den Kopf. „Wenn dies Euer Wunsch ist.“

„Es ist mein Wunsch“, bestätigte der König.

„Sei es so. Zu den Waffen, Assassine.“

Der König und der Mann, der seine rechte Hand war, standen auf der einen Seite, während die übrigen Angehörigen seiner Leibwache einen Kreis um Altaïr und den lächelnden de Sable bildeten. Im Gegensatz zu Altaïr war er nicht vom Kampf erschöpft und müde. Er trug eine Rüstung, Altaïr nur Kleidung. Er hatte keine Schnittwunden und Prellungen wie Altaïr, der sich den Weg zur Lichtung hatte erstreiten müssen. Und darüber war er sich natürlich im Klaren. Als de Sable Kettenhandschuhe überzog und einer der Männer zu ihm trat, um ihm beim Aufsetzen des Helmes behilflich zu sein, wusste er, dass der Vorteil in jeder Hinsicht auf seiner Seite lag.

„So stehen wir uns also einmal mehr gegenüber“, sagte er in höhnischem Ton. „Ich

hoffe, Ihr erweist Euch diesmal als größere Herausforderung.“

„Ich bin nicht mehr der Mann, auf den Ihr im Tempel getroffen seid“, sagte Altaïr und hob sein Schwert. Das Dröhnen der großen Schlacht von Arsuf schien jetzt weit entfernt zu sein. Für Altaïr war die Welt auf diesen Kreis zusammengeschrumpft, und bevölkert wurde sie allein von ihm und de Sable.

„Für mich seht Ihr aber noch genauso aus“, meinte der Templer. Auch er hob sein Schwert und hielt es in Altaïrs Richtung. So standen sie da, Robert de Sable mit seinem Gewicht auf dem nach hinten gesetzten Fuß, weil er damit rechnete, dass Altaïr als Erster angreifen würde.

Doch der Assassine sicherte sich die erste Überraschung in diesem Duell, indem er auf de Sables Attacke wartete.

„Der Augenschein kann trügen“, sagte er.

„Das ist wohl wahr“, erwiderte de Sable mit einem sarkastischen Grinsen, und in der nächsten Sekunde schlug er zu und hieb kraftvoll mit dem Schwert nach Altaïr.

Der Assassine blockte den Schlag ab. Die Wucht, die hinter de Sables Hieb steckte, hätte ihm die Waffe beinahe aus der Hand geprellt, aber er parierte, wich zur Seite und suchte nach einer Lücke in de Sables Deckung. Das Breitschwert des Templers wog dreimal so viel wie seine eigene Waffe, und obwohl Ritter bekannt dafür waren, unablässig mit dem Schwert zu üben, und normalerweise auch die erforderliche Kraft besaßen, waren sie doch langsamer. De Sables Angriffe mochten vernichtender sein, aber so schnell wie Altaïr war er nicht.

Ihm war klar, dass dies seine Chance sein konnte, den Templer zu schlagen. Beim letzten Mal hatte er den Fehler begangen, de

Sable seine Vorteile ausnutzen zu lassen. Seine Stärke lag nun darin, sie ihm zu verweigern.

Immer noch zuversichtlich, drang de Sable auf ihn ein. „Diese Episode ist bald Vergangenheit, und Masyaf wird fallen“, höhnte er, und seine mächtige Klinge sauste so dicht an Altaïr vorbei, dass er hören konnte, wie sie pfeifend durch die Luft schnitt.

„Meine Brüder sind stärker, als Ihr glaubt“, gab Altaïr zurück.

Wieder prallte Stahl auf Stahl.

„Wir werden ja in Kürze wissen, ob es so ist.“ De Sable grinste.

Und Altaïr tanzte. Er verteidigte sich, parierte und wehrte ab, erwischte de Sable, schlug ihm Löcher in den Kettenschutz und landete zwei oder drei lähmende Hiebe auf dem Helm des Ritters. Bis de Sable zurückwich, um seine Kräfte zu sammeln und weil

er möglicherweise erkannte, dass Altaïr doch nicht so leicht zu töten sein würde, wie er angenommen hatte.

„Aha“, sagte er. „Das Kind hat also gelernt, eine Klinge zu führen.“

„Ich hatte reichlich Gelegenheit zum Üben. Dafür haben Eure Männer schon gesorgt.“

„Sie opferten sich im Dienst für ein höheres Ziel.“

„Und Euch wird es ebenso ergehen.“

De Sable sprang abermals vorwärts, schwang das große Schwert und hätte Altaïr ums Haar die Waffe aus der Hand geschlagen. Aber der Assassine bückte und drehte sich in einer leicht anmutenden Bewegung und stieß mit dem Knauf seines Schwerts zu, sodass de Sable rückwärtsstolperte und über seine eigenen Füße fiel. Die Luft wurde ihm aus den Lungen gepresst, und die Ritter, die den Ring um sie bildeten, halfen ihm hoch,

und so stand er vor Wut schäumend und schwer atmend da.

„*Die Zeit für Spiele ist vorbei!*“, brüllte er, als würde sich diese Ankündigung von selbst bewahrheiten, wenn er sie nur laut genug äußerte. Wieder tat er einen Satz nach vorn, diesmal jedoch ganz ohne tödliche Eleganz, sondern nur noch in blinder Hoffnung.

„Diese Zeit ist schon lange vorbei“, sagte Altaïr. Er fühlte sich von einer tiefen Ruhe erfasst. Er wusste, dass er nun *rein* war – ein reiner Assassine und nichts sonst. Dass er Robert de Sable gleichermaßen mit Gedanken- und Körperkraft besiegen würde. Und als de Sable von Neuem auf ihn eindrang, noch ungestümer und verzweifelter diesmal, schlug Altaïr ihn mühelos zurück.

„Ich weiß nicht, wo Eure Kraft herkommt ...“, schnaufte de Sable. „Das muss ein Trick sein. Oder sind es Drogen?“

„Es ist, wie Euer König sagte: Die Rechtschaffenheit wird immer über die Gier triumphieren.“

„*Mein Ziel ist rechtschaffen!*“, schrie de Sable. Jetzt ächzte er, als er sein Schwert beinahe qualvoll langsam hob. Altaïr sah die Gesichter von de Sables Männern. Er sah, wie sie darauf warteten, dass Altaïr dem Templer den Todesstoß versetzte.

Und das tat er. Er stieß sein Schwert genau durch die Mitte des roten Kreuzes, das de Sable auf der Brust trug, zerteilte das Kettenhemd des Ritters und durchbohrte ihm die Brust.

31

De Sable keuchte auf. Seine Augen weiteten sich, seine Hände tasteten nach der Klinge, die ihn aufgespießt hatte und die Altaïr ihm nun wieder aus dem Leib zog. Ein roter Fleck breitete sich auf dem Gewand des Templers aus. Er brach in die Knie. Das Schwert fiel ihm aus den Händen, seine Arme hingen kraftlos herab.

Altaïrs Blick glitt sofort zu den Männern, die im Kreis um sie standen. Er rechnete damit, dass sie ihn ob des Anblicks des sterbenden Templer-Großmeisters angreifen würden. Aber sie blieben reglos stehen. Hinter ihnen sah Altaïr den König, der den

Kopf schief gelegt hatte, als habe die Wende der Ereignisse lediglich seine Neugier geweckt.

Jetzt beugte sich Altaïr zu de Sable hinab, nahm seinen Kopf in die Armbeuge und bettete ihn auf den Boden.

„Es ist vollbracht“, sagte er zu ihm. „Euren Plänen und Intrigen ist, wie Euch, der Garaus gemacht.“

De Sable lachte leise glucksend. „Was wisst Ihr schon über Pläne und Intrigen? Ihr seid nichts weiter als eine Marionette. Er hat Euch betrogen, Junge. Genau wie er mich betrogen hat.“

„Sprecht nicht in Rätseln, Templer“, zischte Altaïr. „Andernfalls haltet den Mund.“ Er warf den Männern ringsum einen Blick zu. Sie standen immer noch tatenlos da.

„Er hat Euch ausgeschickt, um neun Männer zu töten, nicht wahr?“, fragte de Sable.

„Die neun Männer, die das Geheimnis des Schatzes hüteten.“

Es waren immer neun gewesen, die mit dieser Aufgabe betraut waren. Die Verantwortung wurde innerhalb der Templer von einer Generation an die nächste weitergegeben. Vor fast hundert Jahren hatten die Tempelritter ihren Orden gegründet und den Tempelberg zu ihrem Sitz erkoren. Sie hatten sich zusammengefunden, um diejenigen zu beschützen, die zur heiligsten aller heiligen Stätten pilgerten, und führten ein Leben als kämpferische Mönche – jedenfalls gaben sie sich diesen Anschein. Aber nur die Leichtgläubigsten hatten keine Ahnung, dass die Templer viel mehr im Sinn hatten, als hilflosen Pilgern beizustehen. Nein, in Wahrheit suchten sie im Tempel des Salomon nach Schätzen und heiligen Relikten. Und es waren immer neun gewesen, deren

Auftrag es war, diese Dinge zu finden, und neun Männern war es schließlich auch gelungen: de Sable, Tamir, Talal, von Montferrat, Majd Addin, Jubair, Sibrand, Garnier von Nablus, Abu'l Nuquod. Das waren die neun, die das Geheimnis kannten – und es waren die neun Opfer.

„Und was hat das zu bedeuten?“, fragte Altaïr ebenso vorsichtig wie nachdenklich.

„Es waren keine neun, die den Schatz fanden, Assassine.“ De Sable lächelte. Die Lebenskraft floh nun rasch aus ihm. „Nicht nur neun, sondern zehn.“

„Es gab einen Zehnten? Es soll keiner am Leben bleiben, der das Geheimnis kennt. Verratet mir seinen Namen.“

„Oh, Ihr kennt ihn gut. Und ich bezweifle sehr, dass Ihr ihm das Leben so bereitwillig nehmen würdet, wie Ihr mir meines genommen habt.“

„Wer ist es?“, fragte Altaïr. Aber ihm war klar, dass er es längst wusste. Jetzt begriff er, was ihn die ganze Zeit schon gestört hatte. Es war das eine Geheimnis, das ihm vorenthalten worden war.

„Es ist Euer Meister“, bestätigte de Sable seinen Verdacht. „Al Mualim.“

„Aber er ist kein Templer“, sagte Altaïr, der es noch immer nicht fassen konnte. Obgleich er im Herzen wusste, dass es stimmte. Al Mualim, der ihn fast wie einen eigenen Sohn aufgezogen hatte. Der ihn trainiert und unterrichtet hatte. Er hatte auch ihn hintergangen.

„Habt Ihr Euch nie gefragt, woher er so viel wusste?“, fragte de Sable, während Altaïr das Gefühl hatte, seine Welt stürze ein. „Wo wir zu finden und wie viele wir waren, wonach wir strebten?“

„Nun, er ist der Meister der Assassinen ...“, wandte Altaïr ein. Er wollte es immer noch nicht glauben. Und doch hatte er jetzt das Gefühl, als sei das Rätsel endlich gelöst. Er erkannte, dass es die Wahrheit war. Fast hätte er gelacht. Alles, was er zu wissen gemeint hatte, war eine Illusion.

„Ein Meister der Lüge ist er“, presste de Sable hervor. „Ihr und ich, wir sind nur zwei weitere Bauern in seinem großen Spiel. Und nun, nach meinem Tod, seid nur noch Ihr übrig. Glaubt Ihr etwa, dass er Euch am Leben lassen wird – mit Eurem Wissen?“

„Der Schatz interessiert mich nicht“, erwiderte Altaïr.

„Aber ihn interessiert er. Der einzige Unterschied zwischen Eurem Meister und Euch ist der, dass er nicht teilen wollte.“

„Nein ...“

„Die reine Ironie, nicht wahr? Ich, Euer größter Feind, habe Euch vor Schaden bewahrt. Aber jetzt habt Ihr mir mein Leben genommen ... und damit Euer eigenes beendet.“

Altair atmete tief durch. Er versuchte immer noch zu verarbeiten, was geschehen war, und durchlebte einen Rausch von Empfindungen: Wut, Schmerz, Einsamkeit.

„Wir finden nicht immer, wonach wir suchen“, erklärte er und erhob sich, bereit, den Tod zu empfangen, wenn die Kreuzritter es so wollten. Vielleicht hoffte er sogar darauf.

„Gut gekämpft, Assassine.“ Der Ruf erscholl von rechts. Er drehte sich um und sah Richard auf den Kreis zuschreiten, der sich öffnete, um ihn hindurchzulassen. „Gott scheint heute Eurem Ziel wohlgesonnen gewesen zu sein.“

„Gott hatte damit nichts zu tun. Ich war der bessere Kämpfer.“

„Nun, Ihr mögt vielleicht nicht an ihn glauben, aber er scheint an Euch zu glauben. Bevor Ihr geht, habe ich noch eine Frage an Euch.“

„So stellt sie denn“, sagte Altaïr. Er war auf einmal sehr müde und sehnte sich danach, sich im Schatten einer Palme auszustrecken, zu schlafen, zu verschwinden. Vielleicht sogar zu sterben.

„Warum? Warum habt Ihr den langen Weg auf Euch genommen? Euer Leben tausendfach riskiert? Alles nur, um einen Mann zu töten?“

„Er war eine Gefahr für meine Brüder und alles, wofür wir stehen.“

„Dann ist also Rache Euer Beweggrund?“

Altaïr überlegte. Er blickte auf den Leichnam Robert de Sables hinab und wurde sich

bewusst, dass er keineswegs Rache im Sinn hatte, als er den neunten Mann tötete. Was er getan hatte, das hatte er für den Orden getan. Er sprach seine Gedanken aus. „Nein. Nicht Rache. Sondern Gerechtigkeit. Damit es Frieden geben kann.“

„Dafür kämpft Ihr also?“, fragte Richard, die Brauen erhoben. „Frieden? Seht Ihr darin keinen Widerspruch?“

Er machte eine ausladende Geste. Sie umfasste die Schlacht, die unter ihnen unvermindert tobte, die Toten, mit denen die Lichtung übersät war, und schließlich auch den noch warmen Leichnam von Robert de Sable, der sie aus großen, ausdruckslosen Augen anstarrte.

Altäir sah auf ihn hinunter. „Manchen Menschen ist mit Vernunft nicht beizukommen.“

„Wie zum Beispiel Saladin, diesem Wahnsinnigen“, seufzte Richard.

Altaïr schaute zu ihm auf, und was er sah, war ein ehrlicher und gerechter König. „Ich glaube, er würde diesen Krieg ebenso gern beenden wie Ihr.“

„Davon habe ich oft gehört, aber noch nichts gesehen.“

„Selbst wenn er es nicht sagt, so ist es doch der Wunsch des Volkes“, erklärte Altaïr. „Sowohl aufseiten der Sarazenen als auch auf jener der Kreuzfahrer.“

„Das Volk weiß nicht, was es will. Darum wendet es sich an Männer wie uns.“

„Dann ist es an Männern wie Euch, das Richtige zu tun.“

Richard schnaubte. „Unsinn. Wir kommen strampelnd und schreiend zur Welt. Gewaltbereit und wankelmütig. So sind wir nun einmal. Wir können nicht anders.“

„Nein. Die Entscheidung, wer wir sind, liegt bei uns selbst.“

Richard lächelte wehmütig. „Ihr seid sehr freundlich. Stets bereit, mit Worten zu spielen.“

„Ich sage die Wahrheit“, beharrte Altaïr. „Keine Täuschung, keine Ränke.“

„Nun, das werden wir noch früh genug herausfinden. Aber ich fürchte, Euer Wunsch lässt sich heute nicht erfüllen. Während wir uns hier unterhalten, schlägt sich Saladin, dieser Heide, durch die Reihen meiner Männer, und ich muss mich um sie kümmern. Aber nachdem er nun gesehen hat, wie verletzlich er ist, wird er es sich vielleicht anders überlegen. Zu gegebener Zeit mag Euer Wunsch dann in Erfüllung gehen, wer weiß?“

„Eure Position war nicht sicherer als die seine“, erinnerte Altaïr. „Die Männer, die Ihr als Regenten zurückgelassen habt, hatten

nicht vor, Euch länger zu dienen, als es sein musste.“

„Ja, darüber bin ich mir wohl im Klaren.“

„Dann mache ich mich jetzt auf den Weg“, sagte Altaïr. „Mein Meister und ich haben viel zu besprechen. Es scheint, als sei nicht einmal er ohne Fehl und Tadel.“

Richard nickte. „Auch er ist nur ein Mensch. Wie wir alle. Wie auch Ihr.“

„Mögen Schutz und Friede mit Euch sein“, sagte Altaïr, und dann brach er auf. Seine Gedanken eilten ihm voraus nach Masyaf, dessen Schönheit ihm besudelt schien von dem, was er über Al Mualim erfahren hatte. Er musste nach Hause reiten. Er musste die Sache in Ordnung bringen.

32

Er fand Masyaf nicht so vor, wie er es zurückgelassen hatte – das wurde ihm in dem Moment klar, als er die Ställe erreichte. Die Pferde scharrten mit den Hufen und wieherten, aber es waren keine Stallknechte da, die sich um sie kümmerten oder Altaïrs Ross entgegennahmen. Er rannte durch das offene Haupttor auf den Hof, wo ihn lähmende Stille empfing – das vollkommene Fehlen nicht nur jeglichen Geräuschs, sondern auch von Atmosphäre. Hier schien die Sonne nur mit Mühe zu scheinen und verlieh dem Dorf einen grauen, stumpfen Ton. Es war kein Vogelgesang zu hören. Der Brunnen

plätscherte nicht mehr, und es herrschte keine Spur von dem üblichen Lärm und dem Gewirr des täglichen Lebens. Zwar standen noch Buden da, aber es eilten keine Dörfler geschäftig hin und her, die sich unterhielten oder Lebensmittel tauschten. Kein Laut eines Tieres ließ sich vernehmen. Es herrschte nur ein unheimliches ... Nichts.

Altaïr blickte den Hügel hinauf zur Zitadelle, wo ebenfalls niemand auszumachen war. Wie immer fragte er sich, ob Al Mualim sich in seinem Turm befinden mochte und zu ihm herabschaute. Vielleicht, wenn er genau hinsah ... Dann wurde sein Blick abgelenkt von einer einzelnen Gestalt, die auf ihn zukam. Ein Dorfbewohner.

„Was ist hier geschehen?“, wollte Altaïr von ihm wissen. „Wo sind die Leute alle?“

„Sie sind gegangen, um den Meister zu sehen“, sagte der Mann. Es klang wie ein

Singsang, wie ein Mantra. Seine Augen waren glasig, ein Speichelfaden hing ihm vom Mundwinkel. Altaïr hatte diesen Ausdruck schon einmal gesehen und zwar in den Gesichtern der Menschen, die Garnier von Nablus hörig gewesen waren. Diese Irren – dafür hatte er sie seinerzeit gehalten – hatten den gleichen leeren, stieren Blick aufgewiesen.

„Waren es die Templer?“, fragte Altaïr.
„Haben sie wieder angegriffen?“

„Sie beschreiten den Pfad“, erwiderte der Dörfler.

„Welchen Pfad? Wovon redet Ihr?“

„Zum Licht“, erwiderte der Mann in leierndem Tonfall.

„Eure Worte ergeben keinen Sinn.“

„Es gibt nur das, was der Meister uns zeigt. Das ist die Wahrheit.“

„Ihr habt den Verstand verloren“, fuhr Altaïr ihn an.

„Auch Ihr werdet den Pfad beschreiten, sonst kommt Ihr um. So verlangt es der Meister.“

Al Mualim, dachte Altaïr. Es stimmte also. Alles war wahr. Er war betrogen worden. Nichts war so, wie man ihn hatte glauben lassen. „Was hat er mit Euch gemacht?“, fragte er den Dorfbewohner.

„Lobet den Meister. Denn er hat uns zum Licht geführt ...“

Altaïr rannte weiter und ließ den Mann stehen, eine einsame Gestalt auf dem verlassenen Marktplatz. Er lief den Hang hinauf und erreichte die Hochebene, wo ihn eine Gruppe von Assassinen mit gezückten Schwertern erwartete.

Er zog sein eigenes, wohlwissend, dass er es nicht benutzen konnte. Jedenfalls nicht, um

zu töten. Diese Assassinen wollten ihn zwar umbringen, aber man hatte sie einer Gehirnwäsche unterzogen, um sie dazu zu bringen. Sie zu töten, verstieße gegen einen der Grundsätze des Ordens. Und er hütete sich davor, den Kodex noch einmal zu brechen. Das würde er nie wieder tun. Aber ...

Mit toten Augen kamen sie auf ihn zu.

Waren sie in Trance wie der Dorfbewohner unten? Würden sie sich ebenso träge bewegen? Er reckte eine Schulter vor, stürmte auf den Ersten los und stieß ihn zu Boden. Ein anderer wollte ihn packen, doch Altaïr wich aus, grub seine Fäuste in die Kleidung des Mannes und schwang ihn herum. Damit schleuderte er zwei weitere Angreifer zu Boden und schuf sich eine Lücke, durch die er hindurchschlüpfen konnte.

Von oben wurde sein Name gerufen. Auf dem Vorsprung am Ausgang zur Festung

stand Malik. Jabal aus Akkon war bei ihm, außerdem noch zwei Assassinen, die Altaïr nicht erkannte. Er musterte sie. Hatten auch sie eine Gehirnwäsche hinter sich? Oder hatte man sie unter Drogen gesetzt? Was immer es eben war, das Al Mualim tat ...

Nein. Malik winkte mit seinem unversehrten Arm, und mochte Altaïr auch nicht damit gerechnet haben, dass er sich einmal freuen würde, Malik zu sehen, war dieser Tag nun doch gekommen.

„Altaïr! Hier oben!“

„Du hast dir einen feinen Zeitpunkt für deine Ankunft ausgesucht.“ Altaïr grinste seinem alten Gefährten zu.

„Den Eindruck habe ich auch.“

„Mach dich auf einiges gefasst, mein Freund“, sagte Altaïr. „Al Mualim hat uns hintergangen.“ Er hatte erwartet, dass Malik ihm nicht glauben, dass er wütend reagieren

würde. Schließlich hatte Malik in jeder Hinsicht auf Al Mualim vertraut und ihn verehrt. Aber jetzt nickte er nur traurig.

„Ja. Und auch seine Templer-Verbündeten hat er verraten“, sagte Malik.

„Woher weißt du das?“

„Nach unserem Gespräch kehrte ich in die Ruinen unter dem Tempel des Salomon zurück. Robert hatte schriftliche Aufzeichnungen geführt, die voller Enthüllungen waren. Was ich dort las, brach mir das Herz. Aber es öffnete mir auch die Augen. Du hast recht, Altaïr. Der Meister hat uns nur benutzt. Wir sollten das Heilige Land nicht retten, sondern ihm ausliefern. Er muss aufgehalten werden.“

„Sei vorsichtig, Malik“, warnte Altaïr. „Was er mit den anderen getan hat, wird er auch mit uns versuchen, sobald sich ihm die

Gelegenheit dazu bietet. Du musst dich von ihm fernhalten.“

„Was soll das heißen? Ich habe immer noch einen kräftigen Waffenarm, und meine Männer sind mir treu ergeben. Es wäre ein Fehler von dir, auf unsere Unterstützung zu verzichten.“

„Dann lenkt diese Gebannten ab. Greift die Festung von hinten an. Wenn es euch gelingt, ihr Augenmerk von mir abzuziehen, komme ich vielleicht an Al Mualim heran.“

„Dein Wunsch ist uns Befehl.“

„Die Männer, mit denen wir es hier zu tun haben, sind nicht Herr ihres Geistes. Wenn ihr es vermeiden könnt, sie zu töten ...“

„Ja. Auch wenn Al Mualim gegen die Grundsätze des Kodex verstoßen hat, bedeutet das nicht, dass wir es auch tun müssen. Ich werde mein Bestes versuchen.“

„Mehr kann ich nicht verlangen“, sagte Altaïr.

Malik wandte sich zum Gehen.

„Schutz und Friede, mein Freund“, gab Altaïr ihm mit.

Malik lächelte schief. „Dank deines Hierseins wird uns beides gewährt sein.“

Altaïr lief durch das Torvorwerk auf den Haupthof, und jetzt sah er, warum auf dem Marktplatz keine Dörfler gewesen waren. Sie waren alle hier, drängten sich auf dem Hof, füllten ihn aus. Es war bestimmt das ganze Dorf. Die Menschen schlurften ziellos umher, als könnten sie kaum den Kopf heben. Altaïr sah, wie ein Mann und eine Frau zusammenstießen, die Frau fiel hin und landete schwer auf ihrem Gesäß. Doch beide nahmen den Zwischenfall gar nicht zur Kenntnis, sie wirkten weder überrascht noch zeigten sie Schmerz, sie entschuldigten sich

nicht, und ebenso wenig fluchten sie aufeinander. Der Mann schwankte ein wenig, dann trollte er sich. Die Frau blieb sitzen, und keiner der anderen schenkte ihr Beachtung.

Vorsichtig bewegte sich Altaïr durch die Menge und auf den Turm zu. Die Stille war unheimlich. Es war nichts zu hören außer dem Geräusch schleifender Schritte und einem gelegentlichen Murmeln hier oder da.

„Der Wille des Meisters muss befolgt werden.“

„O Al Mualim, führe uns. Befiehl uns.“

„Die Welt wird geläutert. Wir werden von vorn anfangen.“

Die Neue Ordnung, dachte Altaïr. Diktiert von den Tempelrittern, ja, vor allem aber von einem: Al Mualim.

Er erreichte die Eingangshalle des Turmes, aber es standen keine Wachen bereit, die ihn in Empfang nahmen. Es lag nur dieselbe

erstickende Leere in der Luft, als hänge ein unsichtbarer Nebel über dem ganzen Bau. Er sah, dass hinter dem Ratssaal das schmiedeeiserne Tor zum Hof und zu den Gärten offen stand. Licht wirbelte nahe dem Tor wie Rauchfahnen in der Luft, als wollte es ihn anlocken, aber er zögerte. Ihm war klar, dass er Al Mualim in die Hände spielte, wenn er dieser Aufforderung folgte. Aber wenn der Meister seinen Tod gewollt hätte, wäre er dann nicht längst tot? Er zog sein Schwert und stieg die Stufen hinauf. Ihm fiel auf, dass er Al Mualim automatisch als den Meister bezeichnet hatte, obgleich er doch nicht mehr Altaïrs Meister war. Diesen Status hatte er in dem Moment eingebüßt, als Altaïr entdeckt hatte, dass Al Mualim ein Templer war. Er war jetzt der Feind.

Altaïr blieb am Tor zum Garten stehen und atmete tief ein. Er hatte keine Ahnung, was

auf der anderen Seite lag, aber es gab nur einen Weg, es herauszufinden.

33

Es war dunkel im Garten. Altaïr konnte das leise Plätschern eines Bachs und das beruhigende Rauschen eines Wasserfalls hören, doch abgesehen davon war alles ruhig. Er erreichte eine marmorne Terrasse, spürte den glatten Boden unter seinen Stiefelsohlen, schaute sich um und spähte aus schmalen Augen auf die dunklen, unförmigen Schatten von Bäumen und Pavillons, mit denen die Gartenanlage durchsetzt war.

Dann vernahm er plötzlich ein Geräusch von hinten. Das Tor schlug zu, und es erklang ein metallener Laut, als sei ein Riegel vorgeschoben worden.

Altaïr wirbelte herum. Sein Blick wanderte nach oben, wo er Al Mualim auf dem Balkon seiner Bibliothek fand. Er hielt etwas in der Hand – den Schatz aus dem Tempelberg. Der Edensplitter leuchtete in einem machtvollen Licht, das Al Mualim in ein düsteres Orange hüllte. Und dieses Leuchten gewann noch an Kraft.

Plötzlich fühlte sich Altaïr von unglaublichem Schmerz durchrast. Er schrie und merkte, wie er vom Boden hochgehoben wurde, eingeschlossen in einen schimmernden Kegel aus grellem Licht, den Al Mualim mit ausgestreckter Hand steuerte. Der Apfel pulsierte jetzt wie ein sich anspannender Muskel.

„Was geschieht mit mir?“, schrie Altaïr, vom Griff des Artefakts gelähmt.

„Der Schüler kehrt also zurück“, sagte Al Mualim in ruhigem Ton. Er sprach mit der Gewissheit eines Siegers.

„Ich war noch nie jemand, der davonläuft“, erwiderte Altaïr trotzig.

Al Mualim lachte glucksend. Das alles schien ihn ungerührt zu lassen. „Du warst auch noch nie jemand, der auf andere hört.“

„Und deshalb bin ich noch am Leben.“ Altaïr wand sich in seinen unsichtbaren Fesseln. Daraufhin pulsierte der Apfel heftiger, und das Licht schien sich um Altaïr zu verdichten und seinen Griff um ihn zu verstärken.

„Was soll ich nur mit dir machen?“ Al Mualim lächelte.

„Lasst mich los“, knurrte Altaïr. Er trug zwar keine Wurfmesser bei sich, aber der Bande des Apfels ledig, könnte er den alten Mann mit ein paar Sprüngen erreichen. Darin hatte er in letzter Zeit reichlich Übung

gehabt. Al Mualim würden noch ein paar letzte Augenblicke bleiben, in denen er Altaïrs Kletterkünste bewundern konnte, bevor er ihm seine Klinge in den Bauch stieß.

„Ach, Altaïr, ich höre den Hass in deiner Stimme“, sagte Al Mualim. „Ich spüre seine Hitze. Dich loslassen? Das wäre unklug.“

„Warum tut Ihr das?“, fragte Altaïr.

Al Mualim schien zu überlegen. „Einst habe ich geglaubt. Wusstest du das? Ich dachte, es gäbe einen Gott. Einen Gott, der auf uns achtgibt und uns liebt. Der Propheten schickt, die uns führen und trösten sollen. Der Wunder wirkt, um uns an seine Macht zu erinnern.“

„Was hat Euch den Glauben genommen?“

„Ich fand Beweise ...“

„Beweise wofür?“

„Dass alles eine *Illusion* ist.“

Und mit einem Wink seiner Hand befreite er Altaïr aus dem lähmenden Licht. Altaïr erwartete zu fallen, doch dann stellte er fest, dass er gar nicht in die Höhe gehoben worden war. Verwirrt blickte er sich um. Er spürte eine neuerliche Veränderung der Atmosphäre, einen wachsenden Druck, der sich auf seine Trommelfelle legte, wie kurz vor einem Sturm. Oben auf dem Balkon der Bibliothek hob Al Mualim den Apfel über seinen Kopf und intonierte Worte.

„*Kommt.* Vernichtet den Verräter. Schickt ihn von dieser Welt.“

Plötzlich erschienen Gestalten rings um Altaïr, knurrend und mit gefletschten Zähnen, zum Kampf bereit. Gestalten, die ihm vertraut waren, die er aber im ersten Augenblick nicht einzuordnen wusste. Dann erkannte er, dass es sich um die neun Zielpersonen handelte, seine neun Opfer, die aus

dem Leben nach dem Tod in dieses zurückgekehrt waren.

Er sah Garnier von Nablus, der seine blutbefleckte Schürze und in der Hand ein Schwert trug und Altaïr mit mitleidigem Blick anschaute. Er sah Tamir, der seinen Dolch in der Hand hielt und dessen Augen böse funkelten. Talal, den Bogen über der Schulter, das Schwert in der Faust. Wilhelm von Montferrat, der verschlagen grinste, seine Waffe zog, sich darauf stützte und auf den Moment zum Angriff wartete. Auch Abu'l Nuquod und Majd Addin waren da, genau wie Jubair, Sibrand und schließlich Robert de Sable.

All seine Zielpersonen, die Altaïr von dieser Welt geschickt und die Al Mualim zurückbeschworen hatte, auf dass sie Rache nehmen konnten.

Und sie griffen an.

Majd Addin erledigte Altaïr mit Vergnügen als Ersten und zum zweiten Mal. Abu'l Nuquod war in seiner wiederbelebten Gestalt genauso fett und komisch wie ursprünglich. Auf die Spitze von Altaïrs Schwert gespießt sank er auf die Knie, aber anstatt am Boden liegenzubleiben, verschwand er und hinterließ nur aufgerührte Luft, sich kräuselnde Leere. Talal, Montferrat, Sibrand und de Sable waren die fähigsten Kämpfer, und dementsprechend hielten sie sich zurück und ließen den Schwächeren den Vortritt, darauf hoffend, dass sie Altaïr müde machten. Der Assassine sprintete über die Marmorterrasse, sprang über die Kante hinaus und landete auf einer zweiten marmornen Fläche, in deren Nähe ein Wasserfall plätscherte. Seine Opfer folgten ihm. Tamir starb schreiend unter zwei Schwertstreichen. Der Assassine empfand nichts, weder

Bedauern noch Befriedigung, als er die Männer verdientermaßen ein zweites Mal sterben sah. Nablus verschwand genauso, wie die anderen verschwunden waren, die Kehle aufgeschlitzt. Jubair ging sterbend zu Boden, griff haltsuchend nach Talal, die beiden stürzten übereinander, dann rammte Altaïr auch Talal das Schwert tief in den Bauch, bis er sich ebenfalls aufgelöst hatte. Montferrat war als Nächster an der Reihe. Sibrand folgte ihm ins Nichts, dann de Sable, bis Altaïr wieder allein mit Al Mualim im Garten war.

„Stellt Euch mir“, verlangte Altaïr keuchend. Er war in Schweiß gebadet, wusste jedoch, dass der Kampf noch lange nicht vorbei war. „Oder habt Ihr Angst?“

Al Mualim schnaubte verächtlich. „Ich habe schon tausend Männern gegenübergestanden, die dir alle überlegen waren. Und alle

sind sie jetzt tot, gestorben durch meine Hand.“

Mit einer Leichtigkeit und Kraft, die sein Alter Lügen strafte, sprang er vom Balkon und landete geduckt nicht weit von Altaïr entfernt. Den Apfel hielt er immer noch in der Hand, als böte er ihn Altaïr dar. Sein Gesicht leuchtete im Widerschein des Artefakts.

„Ich habe keine Angst“, erklärte Al Mualim.

„Dann beweist es“, forderte Altaïr ihn auf, wohl wissend, dass Al Mualim seinen Versuch, ihn zu sich zu locken, durchschauen würde. Aber wenn er das tat – und das würde er tun –, so kümmerte es ihn nicht. Denn Altaïr wusste, dass Al Mualim sich nicht fürchtete – er fürchtete sich nicht, weil er den Apfel hatte, der jetzt noch heller strahlte und glitzerte. Die ganze Umgebung wurde erleuchtet, verschwand aber ebenso

schnell wieder im Dunklen, und als Altaïrs Augen sich darauf eingestellt hatten, sah er Doppelgänger Al Mualims auftauchen, gerade so, als entstünden sie direkt im Körper des Meisters.

Altaïr spannte sich. Er fragte sich, ob diese Doppelgänger – wie jene, gegen die er gerade gekämpft hatte – schwächer sein würden, nur ein Abklatsch des Originals.

„Wovor sollte ich Angst haben?“ Al Mualim verhöhnte ihn. *Gut, dachte Altaïr, soll er mich ruhig verhöhnen. Das macht ihn leichtsinnig.* „Sieh nur, über welche Macht ich gebiete.“

Die Doppelgänger stürzten sich auf Altaïr, und abermals kämpfte er. Abermals war der Garten erfüllt vom Klirren aufeinanderprallender Klingen. Abermals verschwanden die Doppelgänger, sobald sie unter Altaïrs

Schwert fielen. Bis er wieder mit Al Mualim allein war.

Während er erschöpft dastand und versuchte, wieder zu Atem zu kommen, erfasste ihn erneut die Macht des Apfels, der in Al Mualims Hand funkelte und pulsierte.

„Irgendwelche letzten Worte?“, fragte Al Mualim.

„Ihr habt mich belogen“, sagte Altaïr. „Ihr habt Roberts Ziel verderblich genannt ... dabei traf dies von Anfang an auch auf das Eure zu.“

„Ich habe noch nie gern geteilt“, erwiderte Al Mualim fast reumütig.

„Euch wird kein Erfolg beschieden sein. Andere werden die Kraft finden, sich gegen Euch zu stellen.“

Al Mualim seufzte schwer. „Und darum kann es keinen Frieden geben, solange die Menschen ihren freien Willen besitzen.“

„Den letzten Mann, der solche Worte sprach, habe ich getötet.“

Al Mualim lachte. „Gewagte Worte, *Junge*. Aber auch gerechte Worte.“

„Dann lasst mich los. Und ich werde den Worten Taten folgen lassen.“

Altaïrs Gedanken rasten. Verzweifelt suchte er nach etwas, das er sagen konnte und das Al Mualim zum Leichtsinn verleiten würde.

„Verratet mir, Meister, warum seid Ihr mit mir nicht verfahren wie mit den anderen Assassinen? Warum habt Ihr mir meinen Verstand gelassen?“

„Wer du bist und was du tust, das sind zwei Dinge, die zu eng miteinander verknüpft sind. Dir eines zu nehmen, hätte mich auch des anderen beraubt. Und diese Templer mussten sterben.“ Er seufzte abermals. „Aber die Wahrheit ist, dass ich es versucht habe. In meinem Studierzimmer, als ich dir den

Schatz zeigte ... Aber du bist nicht wie die anderen. Du hast die Illusion durchschaut.“

Altaïrs Gedanken kehrten zurück zu jenem Nachmittag, als Al Mualim ihm den Schatz zum ersten Mal gezeigt hatte. Da hatte er dessen verlockende Anziehungskraft verspürt, das stimmte. Genauso wie es stimmte, dass er der Versuchung widerstanden hatte. Er fragte sich, ob ihm das auf ewig gelingen würde. Die tückische Macht des Apfels schien auf alle zu wirken, die mit ihm in Kontakt kamen. Selbst auf Al Mualim, den Altaïr einst vergöttert hatte, der wie ein Vater zu ihm und ein guter Mensch gewesen war, fair, gerecht, besonnen und nur besorgt um das Wohl des Ordens und all jener, die ihm dienten. Aber auch er war der üblen Kraft des Schatzes erlegen. Das Leuchten des Apfels verlieh seinem Gesicht einen grausigen Ton.

Und dasselbe hatte er mit Al Mualims Seele getan.

„Illusion?“, sagte Altaïr, in Gedanken immer noch bei jenem Nachmittag, der so viele Monate zurücklag.

Al Mualim lachte. „Mehr hat er nie bewirkt. Dieser Templerschatz. Dieser Edensplitter. Dieses Wort Gottes. Verstehst du nun? Das Rote Meer wurde nie geteilt. Wasser nie in Wein verwandelt. Es waren nicht die Ränke der Eris, die den Trojanischen Krieg entfachten, sondern das.“ Er hielt den Apfel hoch. „Illusionen, samt und sonders.“

„Was Ihr vorhabt, ist auch nichts weiter als eine Illusion“, beharrte Altaïr. „Menschen zu zwingen, Euch gegen ihren Willen zu folgen.“

„Ist das weniger real, als es die Phantome sind, denen die Sarazenen und die Kreuzfahrer jetzt folgen? Jene feigen Götter, die sich von dieser Welt zurückziehen, auf dass

sich die Menschen in ihrem Namen gegenseitig abschlachten? Sie leben längst inmitten einer Illusion. Ich schenke ihnen nur eine andere. Eine, die weniger Blut fordert.“

„Wenigstens haben sie sich für diese Phantome *selbst* entschieden“, argumentierte Altaïr.

„Haben sie das? Abgesehen von ein paar Bekehrten und Ketzern?“

„Es ist einfach nicht rechtens“, fuhr Altaïr auf.

„Ah, hat die Logik dich also im Stich gelassen. An ihrer statt verfällst du nun deinen Emotionen. Ich bin enttäuscht.“

„Was soll dann geschehen?“

„Du wirst mir nicht folgen, und ich kann dich nicht zwingen.“

„Und Ihr weigert Euch, Eure finsternen Pläne aufzugeben.“

„Es scheint, wir sind an einem toten Punkt angelangt.“

„Nein. Wir sind am Ende angelangt“, sagte Altaïr. Vielleicht hatte Al Mualim recht, denn er rang in der Tat mit einer Welle von Emotionen, in der sich das Gefühl, verraten worden zu sein, mit Traurigkeit und noch etwas anderem mischte, das er zunächst nicht einzuordnen wusste, dann aber doch erkannte. Es war Einsamkeit.

Al Mualim zog sein Schwert. „Du wirst mir fehlen, Altaïr. Du warst mein allerbestester Schüler.“

Altaïr konnte förmlich sehen, wie die Jahre von Al Mualim abfielen, als er in Position ging, sein Schwert zum Kampf bereit hob und Altaïr zwang, es ihm gleichzutun. Er sprang zur Seite, prüfte Altaïrs Deckung. Er konnte sich nicht erinnern, dass der Meister sich schon einmal so schnell bewegt hätte,

jedenfalls nicht vor seinen Augen. Der Al Mualim, den er kannte, schritt gemächlich durch sein Studierzimmer, ging ohne Eile über den Hof, vollführte langsame, weit ausholende Gesten. Dieser Al Mualim hingegen bewegte sich wie ein Schwertkämpfer.

Jetzt griff er an und führte einen Streich, den er, als Altaïr parieren wollte, in einen Stoß verwandelte. Altaïr wurde auf die Fußspitzen gezwungen und musste den Arm schier verbiegen, um Al Mualims Attacke mit seiner Klinge abzuwehren. Die Bewegung brachte ihn aus der Balance, seine Deckung war auf der linken Seite offen. Al Mualim erkannte seine Chance und brachte einen zweiten, kurzen Hieb an, der sein Ziel traf.

Altaïr zuckte zusammen. Er spürte, wie aus der Wunde an seiner Hüfte Blut quoll, wagte aber nicht hinzusehen. Weil er es nicht wagte, seinen Blick auch nur für eine

Sekunde von Al Mualim abzuwenden. Der stand ihm gegenüber und lächelte. Ein Lächeln, das bedeutete, dass er dem jungen Welpen eine Lektion erteilt hatte. Er trat zur Seite, dann täuschte er einen Angriff vor, indem er das Schwert erst in die eine und dann in die andere Richtung stieß, in der Hoffnung, Altaïr zu überrumpeln. Altaïr kämpfte gegen Schmerz und Erschöpfung, unternahm aber trotzdem selbst einen Vorstoß, und damit überraschte er Al Mualim, was ihn innerlich aufjubeln ließ. Doch obwohl er ihn traf – zumindest *glaubte* er, ihn getroffen zu haben –, schien der Meister davonzugleiten, als könnte er wie ein Geist hier verschwinden und dort auftauchen.

„Blind, Altaïr“, lachte Al Mualim. „Du warst immer schon blind und nie etwas anderes.“

Wieder griff er an. Altaïr war zu langsam, um rechtzeitig zu reagieren. Er spürte, wie

ihm Al Mualims Klinge über den Arm schnitt, und schrie auf vor Schmerz. Viel mehr würde er nicht einstecken können. Er war zu müde. Er verlor Blut. Es war, als würde ihm langsam die Kraft abgezogen. Der Apfel, seine Wunden, seine Erschöpfung – all das wirkte zusammen und lähmte ihn zusehends. Wenn es ihm nicht bald gelang, das Blatt zu wenden, würde er unterliegen.

Doch der alte Mann ließ sich von dem Apfel zum Leichtsinn verführen. Als Al Mualim wieder zum Prahlen ansetzte, tänzelte Altaïr nach vorn und schlug abermals zu. Seine Schwertspitze traf, Blut floss. Ein Schmerzensschrei entfuhr Al Mualim, er verschwand hier und erschien an anderer Stelle. Knurrend ging er von Neuem in die Offensive. Er täuschte links an, wirbelte herum und schlug mit der Schwertrückhand zu. Verzweifelt wehrte Altaïr ihn ab, wurde aber

gestoßen und taumelte zurück. Einige Momente lang lieferten sie sich einen Schlagabtausch. Das Gewitter aus blitzendem Stahl endete erst, als Al Mualim sich duckte, einen Stoß von unten nach oben führte, Altaïrs Wange ritzte und dann davontänzelte, bevor der Assassine reagieren konnte.

Altaïr unternahm einen Gegenangriff, und Al Mualim löste sich auf. Als er wieder auftauchte, bemerkte Altaïr etwas – er sah, dass Al Mualim auf einmal ausgezehrter wirkte, und als er angriff, tat er es unvorsichtiger und weniger diszipliniert.

Altaïr hieb mit seinem Schwert zu und zwang den Meister, sich zu dematerialisieren und ein paar Fuß entfernt wieder zu erscheinen. Al Mualims Schultern hingen jetzt noch etwas kraftloser herab, und sein Kopf schien schwerer geworden zu sein. Der Apfel laugte Altaïrs Kräfte aus, aber tat er am Ende

dasselbe auch mit seinem Benutzer? Wusste Al Mualim das? Wie gut kannte der alte Mann sich mit dem Apfel aus? Seine Macht war so gewaltig, dass Altaïr bezweifelte, irgendjemand könne sie je ganz begreifen.

Also musste er Al Mualim zwingen, das Artefakt zu benutzen und dadurch seine eigene Kraft aufzubrauchen. Mit einem Schrei sprang er vorwärts und hieb nach Al Mualim, dessen Augen sich ob der plötzlichen Vehemenz von Altaïrs Vorgehen vor Überraschung weiteten. Er löste sich auf. Altaïr stürzte sich auf ihn, kaum dass er wieder aufgetaucht war. Jetzt verzerrte Wut das Gesicht von Al Mualim, weil sich die Regeln des Kampfes geändert hatten und er Gelegenheit finden musste, sich darauf einzustellen.

Diesmal rematerialisierte er weiter entfernt. Es klappte – Al Mualim sah noch

erschöpfter aus. Aber er war gefasst auf Altaïrs unbeherrschte Attacke und verpasste dem Assassinen noch einen blutigen Arm. Doch die Verletzung war nicht schwer genug, um ihn zu stoppen – der jüngere Mann drang schon wieder auf ihn ein und zwang ihn zu dematerialisieren. Zum letzten Mal.

Als Al Mualim wieder auftauchte, schwankte er leicht, und Altaïr konnte erkennen, dass es ihm schwerer fiel, sein Schwert zu halten. Als er den Kopf hob, um Altaïr anzublicken, konnte der Assassine in den Augen des Alten lesen, dass er um die Wirkung, die der Apfel auch auf ihn hatte, wusste, ebenso wie er wusste, dass dies Altaïr nicht entgangen war.

Und als Altaïr die Klinge hob, einen Satz tat und sie Al Mualim mit einem Schrei, der teils aus Triumph, teils aus Trauer geboren war, tief in den Leib stieß, waren die letzten

Gedanken des alten Mannes vielleicht erfüllt von Stolz auf seinen ehemaligen Schüler.

„Unmöglich“, keuchte er, als Altaïr sich ritlings auf ihm niederließ. „Ein Lehrer wird nicht von seinem Schüler bezwungen.“

Altaïr ließ den Kopf sinken. Er spürte, wie ihm Tränen warm über die Wangen liefen.

„Aber du hast gesiegt. Nur zu, nimm dir deinen Gewinn.“

Der Apfel rollte aus Al Mualims ausgestreckter Hand. Leuchtend blieb er auf dem Marmor liegen. Als wartete er.

„Ihr habt mit dem Feuer gespielt, alter Mann“, sagte Altaïr. „Der Apfel hätte zerstört werden sollen.“

„Den *einzigsten* Gegenstand zerstören, der die Kreuzzüge beenden und wahren Frieden schaffen kann?“, erwiderte Al Mualim. „Niemals.“

„Dann werde ich es tun“, sagte Altaïr.

„Das werden wir ja sehen.“ Al Mualim lachte leise.

Altaïr starrte auf den Apfel. Es fiel ihm schwer, den Blick abzuwenden. Sanft ließ er Al Mualims Kopf auf den Boden sinken. Der Tod eilte nun mit großen Schritten auf den alten Mann zu. Altaïr stand auf, trat vor den Apfel und hob ihn auf.

Es war, als erwache er in seiner Hand zum Leben. Als schösse ein gewaltiger Blitz, der voller Kraft steckte und den Apfel erstrahlen ließ, daraus hervor und durch Altaïrs Arm mitten hinein in seine Brust. Er verspürte ein mächtiges Anschwellen, das im ersten Moment unangenehm war und sich dann lebensspendend anfühlte, den Schmerz des Kampfes hinwegspülte und ihn mit Energie erfüllte. Der Apfel pochte und schien zu pulsieren, und Altaïr begann Bilder zu sehen. Unglaubliche, unbegreifliche Bilder. Er sah

Dinge, die Städte sein mussten, riesige, glitzernde Städte mit Türmen und Festungen, als seien sie Tausende von Jahren alt. Als Nächstes sah er Maschinen und Werkzeuge, seltsame Gebilde. Er begriff, dass sie in eine Zukunft gehörten, die noch nicht geschrieben war, wo einige dieser Geräte den Menschen große Freude bereiteten, während andere nur Tod und Vernichtung bedeuteten. Die Geschwindigkeit, mit der die Bilder wechselten, und ihre Eindringlichkeit raubten ihm den Atem.

Dann war der Apfel auf einmal in eine Aura aus Licht gehüllt, die sich ausweitete, bis Altaïr erkannte, dass er auf eine Kugel blickte, eine gewaltige Kugel, die im Garten in der Luft hing, sich langsam drehte und warmes, goldenes Licht ausstrahlte.

Das Ding zog ihn in seinen Bann. Bezauberte ihn. Es war eine Landkarte, die er da

sah, mit sonderbaren Symbolen. Aufschriften, die er nicht verstand.

Hinter sich hörte er Al Mualims Stimme.

„Ich verwendete mein Herz darauf, Weisheit zu erlangen. Doch ich erkannte, dass es eine Jagd nach dem Wind war. Denn in vielen Weisheiten liegt viel Kummer, und wer das Wissen mehrt, der mehrt auch die Sorge.“

Jetzt stürmten Malik und seine Männer in den Garten. Al Mualim widmeten sie kaum einen Blick, sie standen da wie von dem Apfel hypnotisiert. In der Ferne konnte Altaïr Rufe hören. Der Bann, der über Masyaf gelegen hatte, war gebrochen.

Er machte sich bereit, den Apfel auf den marmornen Boden zu schmettern, immer noch kaum fähig, den Blick von dem sich drehenden Abbild zu nehmen. Es fiel ihm

schwer, seinen Arm zu zwingen, dem Befehl seines Gehirns zu gehorchen.

„*Vernichte ihn!*“, brüllte Al Mualim. „*Zerstöre ihn, wie du es gesagt hast!*“

Altaïrs Hand zitterte. Seine Muskeln verweigerten sich den Kommandos seines Kopfes. „Ich ... ich kann nicht ...“, brachte er hervor.

„Doch, du kannst es, Altaïr“, keuchte Al Mualim. „Du kannst es. Aber du wirst es nicht tun.“ Und damit starb er.

Altaïr schaute von seinem toten Mentor auf. Sein Blick fiel auf Malik und dessen Männer, die ihn erwartungsvoll ansahen – sie warteten auf Führung und Unterweisung.

Nun war Altaïr der Meister.

TEIL DREI

23. Juni 1257

Wir saßen im Schatten, abseits der entkräftenden Hitze des Marktplatzes von Masyaf, als Maffeo mich fragte: „Al Mualims Garten? Ist das dort, wo sich auch seine Bibliothek befindet?“

„Ja, ganz recht. Altaïr hielt es für einen passenden Ort, um seine Aufzeichnungen zu lagern und zu pflegen. Tausende von Tagebüchern, gefüllt mit den Lehren der Assassinen und dem Wissen, das er durch den Apfel gewann.“

„Dann hat er ihn also nicht zerstört?“

„Was hat er nicht zerstört?“

Maffeo seufzte. „Den Apfel.“

„Nein.“

„Damals nicht oder niemals?“

„Bruder, greife dem Ende unserer Geschichte bitte nicht vor. Nein, Altaïr hat den Apfel nicht auf der Stelle zerstört. Zum einen musste er den Aufstand niederschlagen, der unmittelbar nach Al Mualims Tod ausbrach.“

„Es gab einen Aufstand?“

„Oh ja. In der Folge von Al Mualims Tod kam es zu einem großen Durcheinander. Es gab viele im Orden, die Al Mualim die Treue hielten. Entweder wussten sie nichts vom Verrat des Meisters, oder sie weigerten sich, die Wahrheit anzuerkennen, aber in ihren Augen unternahm Altaïr einen Putsch, und sie meinten, er müsse gestoppt werden. Wobei sie zweifellos von gewissen Leuten noch angestachelt wurden.“

„Abbas?“

Ich lachte. „Gewiss. Auch wenn man sich wohl kaum vorstellen kann, wie hin- und hergerissen sich Abbas im Zuge dieser Ereignisse gefühlt haben muss. Der Groll, den er gegen Al Mualim hegte, war kaum geringer als jener, den er auf Altaïr hatte.“

„Und Altaïr hat diese Rebellion also beigelegt?“

„Richtig. Und das gelang ihm, indem er dem Credo folgte und Malik und jenen, die er befehligte, auftrug, dass keiner der Rebellen verletzt, dass kein Mensch getötet oder bestraft werden dürfte. Als er sie zur Räson gebracht hatte, gab es keine Repressalien. Stattdessen nutzte er rhetorische Mittel, um ihnen den rechten Weg zu zeigen, und überzeugte sie zunächst von Al Mualims Schuld und dann von seiner persönlichen Eignung, die Bruderschaft zu führen. Damit

erwarb er sich ihre Liebe, ihren Glauben und ihre Loyalität. Die erste Aufgabe, die er sich als neuer Führer des Ordens stellte, war das Aufzeigen der Prinzipien, die er hochhalten wollte. Er holte die Bruderschaft vom Rande des Abgrunds zurück, indem er ihr den Weg wies.“

„Und dann?“

„Als er dieses Problem gelöst hatte, widmete er sich seinem Tagebuch. Darin hielt er seine Gedanken über den Orden fest, über seine Verantwortung für die Bruderschaft, und er erwähnte sogar die merkwürdige Frau, der er auf dem Friedhof begegnet war, die ihn ... Mehr als einmal setzte Altaïr an, das Wort *bezaubert* zu schreiben, tat es dann aber doch nicht und schrieb *interessierte*. Jedenfalls vergaß er sie nicht.“

„Worüber schrieb er noch?“

„Hauptsächlich schrieb er über den Apfel. Er hatte es sich angewöhnt, ihn bei sich zu tragen. Nachts, wenn er in sein Tagebuch schrieb, legte er ihn auf einem Ständer neben sich ab, und wenn er ihn ansah, verspürte er eine verwirrende Mischung von Emotionen – Wut darüber, dass der Apfel den Mann verdorben hatte, der ihm selbst wie ein Vater, der aber auch ein großer Assassine und ein noch größerer Mensch gewesen war; Angst vor dem Apfel, weil er die Macht erlebt hatte, die er zu geben und zu nehmen imstande war; und Ehrfurcht. Wörtlich schrieb er: *Wenn es Gutes zu finden gibt in diesem Artefakt, dann werde ich es entdecken. Wenn es aber nichts vermag, als Böses und Verzweiflung auszulösen, dann hoffe ich, die Kraft zu haben, es zu vernichten.*

„Und hat er es getan?“

„Nun, zunächst hat er seinem Tagebuch anvertraut, dass er den Edensplitter zerstören würde, wenn er nichts Gutes für die Menschheit bürge. Das waren seine Worte. Dennoch fragte sich Altaïr, wie er die Kraft aufbringen sollte, den Apfel wirklich zu vernichten, falls es dazu käme. Wer ihn besaß, gebot über eine ungeheure Macht, und die Templer wollten diese Macht. Er fragte sich aber auch, ob die Templer auch noch hinter anderen Artefakten her waren. Oder ob sie schon welche besaßen? Nach dem Tod von Robert de Sable hatten sie sich am Hafen von Akkon eingerichtet, wie er wusste. Sollte er sie dort angreifen? Er war entschlossen, dass niemand sonst den Apfel je besitzen sollte – oder irgendein Artefakt, das ihm ähnlich war.“

„Niemand außer ihm?“

„Ja“, ich nickte, „niemand außer Altaïr selbst. Darüber sann er in seinem Quartier nach, und vielleicht grübelte er zu lange, denn schließlich sorgte er sich, dem Feind womöglich Zeit gelassen zu haben, sich neu aufzustellen. Er rief Malik und Jabal zu sich, übertrug Malik vorübergehend das Kommando über den Orden und unterrichtete Jabal, dass sie umgehend einen Trupp zum Hafen von Akkon führen würden, um die Feste der Templer anzugreifen und um das Übel an der Wurzel auszureißen. Kurz darauf ritten sie los, doch im Aufbruch sah Altaïr, dass Abbas in einer Tür des Zugangs der Burg stand und ihn unheilvoll musterte. Die jüngsten Ereignisse hatten die Klinge seines Hasses nicht stumpf werden lassen, im Gegenteil, sie hatten ihn zu gefährlicher Schärfe geschliffen.“

35

Die Nacht senkte sich über den Hafen von Akkon. Das letzte Licht der Sonne ließ den grauen Stein orangefarben erglühen und malte die See blutrot, während die Sonne selbst in den Horizont hineinschmolz. Wasser klatschte laut gegen die Dämme und Kaimauern, Möwen kreischten von ihren Hochsitzen herab. Doch abgesehen davon war der Hafen seltsamerweise leer.

Oder dieser Teil zumindest. Als er den Blick darüberschweifen ließ und sich über die Abwesenheit der Templersoldaten wunderte – ganz im Gegensatz zum letzten Mal, als er dort gewesen war und es von Sibrands

Männern überall gewimmelt hatte, wie im Fell eines Hundes von Flöhen –, verriet Altaïr irgendetwas, dass jedwede Wirtschaft und aller Handel auf der anderen Seite der Docks zu finden sein mussten, und seine Sorge wurde noch größer. Er hatte zu lange gebraucht, um seine Entscheidung zu fällen. Musste er jetzt dafür bezahlen?

Aber der Hafen war nicht völlig verwaist. Altaïr hörte das Geräusch sich nähernder Schritte und einer gedämpften Unterhaltung. Er hob eine Hand. Sein Trupp, der ihm folgte, verhielt und wurde zu reglosen Schatten in der Dunkelheit. Er schlich an der Hafenumauer entlang, bis er die Näherkommenden sehen konnte. Erfreut nahm er zur Kenntnis, dass sie sich voneinander getrennt hatten. Der Erste stand nun fast direkt unter ihm, hielt seine Fackel in die Höhe und spähte in die dunklen Ecken und Nischen der feuchten

Hafenmauer. Altaïr fragte sich, ob der Mann wohl gerade an zu Hause dachte, an England oder Frankreich, und die Familie, die dort auf ihn wartete, und er bedauerte es, dass der Mann sterben musste. Als er lautlos von der Mauer sprang, auf dem Mann landete und ihm die Klinge tief in den Leib stieß, wünschte er, es hätte eine andere Möglichkeit gegeben.

„*Mon dieu*“, seufzte der Wächter im Sterben. Altaïr erhob sich.

Ein Stück entfernt bewegte sich der zweite Soldat am feuchten Stein des Docks entlang, versuchte, die Schatten zu verjagen, und zuckte bei jedem Laut zusammen. Inzwischen begann er vor Angst sogar zu zittern. Eine Ratte, die vorbeihuschte, ließ ihn zusammenfahren. Rasch drehte er sich um und hob seine Fackel, sah jedoch nichts.

Er ging weiter, starrte angestrengt in die Düsternis und schaute hinter sich, wo sein Kamerad sein musste, aber ... Oh Gott, wo war er? Gerade war er doch noch dort gewesen. Sie waren gemeinsam zum Dock gekommen. Jetzt war er nicht mehr zu sehen, keine Spur von ihm, kein Ton. Der Wächter zitterte noch heftiger. Er vernahm ein Wimmern und merkte erst dann, dass er selbst es ausgestoßen hatte. Dann erklang hinter ihm ein Geräusch, und er fuhr schnell herum, gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, dass ihm der Tod auf den Fersen war ...

Einen Moment lang kniete Altaïr rittlings über dem toten Soldaten und lauschte, ob Verstärkung käme. Aber es rührte sich nichts. Dann erst stand er auf. Die anderen Assassinen schlossen zu ihm auf, ließen sich von der Mauer fallen und betraten den Hafen, wie Altaïr selbst in weiße Gewänder

gekleidet, unter deren Kapuzen sie mit dunklen Augen hervorblickten. Fast lautlos schwärmten sie aus. Altaïr erteilte geflüsterte Befehle und bedeutete ihnen, sich leise und rasch durch den Hafen zu bewegen. Tempelwachen eilten herbei. Sie nahmen sich ihrer im Handumdrehen an. Altaïr überließ den Kampf seinen Männern und erreichte eine Mauer. Sorge nagte in seinem Innern – er hatte den Angriff vom Zeitpunkt her schlecht geplant: Die Temppler waren bereits im Abzug begriffen. Ein Wächter versuchte ihn aufzuhalten, fiel jedoch unter einem Streich von Altaïrs Klinge. Blut spritzte aus seinem aufgeschlitzten Hals. Der Assassine benutzte den Leichnam als Sprungbrett und kletterte zur Krone der Hafenmauer empor, wo er geduckt verhiet und den Blick erst über das sich daran anschließende Dock und dann hinaus auf die See wandern ließ.

Seine Befürchtungen bewahrheiteten sich. Er hatte zu lange gewartet. Dort draußen, auf dem Wasser des Mittelmeers, das vom letzten Licht der Sonne golden gefärbt wurde, befand sich eine kleine Flotte von Temperschiffen. Altaïr fluchte. Rasch drang er ins Zentrum der Docks vor. Von hinten hörte er nach wie vor Kampfärm. Seine Männer trafen auf die Verstärkung des Gegners. Die Evakuierung der Tempel ging weiter, aber er hatte die Vermutung, dass der Grund ihres Verschwindens in der Festung zu finden sein könnte. Vorsichtig, rasch und leise machte er sich auf den Weg zur Feste, die düster über den Docks aufragte. Gnadenlos tötete er die wenigen Wachen, auf die er traf. Er wollte einerseits die Flucht des Feindes stören und andererseits herausfinden, welchem Zweck sie diene.

Drinnen schluckten die grauen Mauern das Geräusch seiner Schritte. Templar schienen keine mehr dort zu sein. Die Festung vermittelte bereits einen leeren und nicht mehr genutzten Eindruck. Er stieg steinerne Treppen hinauf und erreichte einen Balkon, wo er Stimmen hörte. Drei Personen führten ein hitziges Gespräch. Eine Stimme kam ihm besonders bekannt vor, als er hinter einem Pfeiler Stellung bezog, um zu lauschen. Er hatte sich gefragt, ob er diese Stimme je wieder hören würde. Er hatte es gehofft.

Es war die Frau von dem Friedhof in Jerusalem. Die tapfere Löwin, die de Sables Platz eingenommen hatte. Sie stand mit zwei anderen Templern da, und ihrem Ton ließ sich entnehmen, dass sie höchst ungehalten war.

„Wo sind die Schiffe, Soldat?“, schnauzte sie. „Man hat mir gesagt, es würde eine weitere Flotte mit acht Schiffen zur Stelle sein.“

Altaïr schaute aufs Meer hinaus. Die Tempplerschiffe zeichneten sich als Silhouetten am Horizont ab.

„Verzeiht Maria, aber das sind alle“, erwiderte einer der Soldaten.

Maria. Altaïr ließ sich den Namen genussvoll auf der Zunge zergehen, während er die Linie ihres Kinns bewunderte und ihre Augen, die vor Leben und Feuer leuchteten. Und wieder fiel ihm diese besondere Eigenheit auf – als halte sie ihr wahres Ich zum größten Teil zurück.

„Und wie wollt Ihr den Rest von uns nach Zypern schaffen?“, fragte sie.

Warum zog es die Templer nach Zypern?

„Verzeiht, aber es wäre unter Umständen besser, wenn Ihr in Akkon bliebet“, sagte der Soldat.

Argwohn schlich sich in ihren Ton. „Was soll das? Droht Ihr mir etwa?“, wollte sie wissen.

„Es ist nur eine Warnung“, antwortete der Ritter. „Armand Bouchart ist jetzt Großmeister, und er hält keine großen Stücke auf Euch.“

Armand Bouchart. Altaïr merkte sich den Namen. Er war es also, der in de Sables Fußstapfen getreten war.

Maria, die mitten auf dem Balkon stand, geriet in Wut. „Das ist eine Unverschämtheit ...“ Sie unterbrach sich. „Nun gut. Ich werde selbst einen Weg nach Limassol finden.“

„Ja, Mylady“, sagte der Soldat und verbeugte sich.

Die beiden Soldaten entfernten sich und ließen Maria allein auf dem Balkon zurück, wo sie, wie Altaïr belustigt zur Kenntnis

nahm, ein Selbstgespräch begann. „Verdammt ... Ich war so dicht dran, zum Ritter geschlagen zu werden. Jetzt bin ich kaum mehr als eine Söldnerin.“

Er näherte sich ihr. Was immer er auch für sie empfinden mochte – und *irgendetwas* empfand er für sie, das stand fest –, er musste mit ihr reden. Als sie ihn kommen hörte, wirbelte sie herum. Sie erkannte ihn augenblicklich. „Sieh an“, sagte sie, „wenn das nicht der Mann ist, der mir den Hals gerettet, aber mein Leben gestohlen hat.“

Altair hatte keine Zeit, sich zu fragen, was sie meinte, weil sie blitzschnell ihr Schwert zog und auf ihn losging, und das so schnell und gekonnt, dass er sich von Neuem beeindruckt sah. Sie wechselte die Waffe von einer in die andere Hand, drehte sich, um ihn von seiner schwächeren Seite her anzugreifen, und er musste schnell sein, um sich

nur zu verteidigen. Sie war gut, besser als einige der Männer, die unter seinem Befehl standen. Ein Schlagabtausch entspann sich zwischen ihnen, der Balkon hallte wider vom Klingen und Klirren des Stahls, begleitet von Lauten, die ihre Anstrengung verrieten.

Altair warf einen Blick über die Schulter, um sich zu vergewissern, dass keine Verstärkung nahte. Aber es würde natürlich keine Verstärkung kommen. Ihre Leute hatten sie zurückgelassen. Ihre Nähe zu de Sable hatte ihr bei seinem Nachfolger keinen Vorteil eingetragen.

Sie kämpften weiter. Für einen Herzschlag drängte sie ihn mit dem Rücken gegen das Balkongeländer, hinter ihm nur die dunkle See, und denselben Herzschlag lang fragte er sich, ob sie ihn bezwingen würde. Was für eine bittere Ironie des Schicksals das wäre! Doch die Verzweiflung, mit der sie um den

Sieg rang, ließ sie leichtsinnig werden, und Altaïr konnte sich vom Geländer lösen, sich drehen und ihr die Beine unter dem Leib wegtreten. Dann stürzte er sich auf sie und hielt ihr seine Klinge an die Kehle.

„Seid Ihr zurückgekehrt, um mir den Rest zu geben?“, fragte sie trotzig. Aber er konnte die Angst in ihren Augen sehen.

„Noch nicht“, erwiderte er, ließ die Klinge jedoch, wo sie war. „Ich will Informationen. Warum segeln die Templer nach Zypern?“

Sie grinste. „Es war ein langer, schmutziger Krieg, Assassine. Alle haben sich eine Atempause verdient.“

Er unterdrückte ein Lächeln. „Je mehr Ihr mir erzählt, desto länger bleibt Ihr am Leben. Ich frage Euch also noch einmal – warum ziehen sich die Templer nach Zypern zurück?“

„Wie kommt Ihr darauf, dass es sich um einen Rückzug handelt? König Richard hat mit Salah Al'din einen Waffenstillstand ausgehandelt, und Euer Orden ist führerlos, nicht wahr? Sobald wir den Edensplitter in unseren Besitz gebracht haben, werdet Ihr diejenigen sein, die auf der Flucht sind.“

Altaïr nickte verstehend. Und auch wissend. Er erkannte, dass es vieles gab, was die Templer über den Orden zu wissen glaubten, in Wahrheit jedoch nicht wussten. Sie wussten beispielsweise nicht, dass die Assassinen einen Führer hatten, ebenso wie sie nicht wussten, dass der Orden keineswegs vor den Templern davonlief.

Er erhob sich und zerrte sie auf die Füße. Sie funkelte ihn an und klopfte sich den Staub aus der Kleidung.

„Der Apfel ist gut versteckt“, erklärte er, obgleich das nicht stimmte. Das Artefakt befand sich in seiner Unterkunft.

„Altaïr, Ihr solltet Eure Möglichkeiten sorgsam abwägen. Die Templer würden einen hohen Preis für dieses Relikt bezahlen.“

„Das haben sie doch schon, oder nicht?“, entgegnete er, während er ging und sie mit sich führte.

Kurz darauf war er wieder bei seinen Assassinen. Der Kampf war vorbei, der Hafen von Akkon gehörte ihnen. Jabal war bei seinen Männern. Er hob die Brauen, als er Maria sah, und bedeutete zwei Assassinen, sie abzuführen, bevor er sich zu Altaïr gesellte.

„Was geht auf Zypern vor, das die Templer angeht?“, überlegte Altaïr, während sie nebeneinanderher gingen. Er hatte bereits beschlossen, was ihr nächstes Ziel sein würde, und es galt, keine Zeit zu verlieren.

„Politische Streitigkeiten vielleicht?“, meinte Jabal. „Isaak Komnenos, der Kaiser von Zypern, hat sich vor vielen Monaten mit König Richard angelegt, und jetzt rottet er in einem Templerkerker vor sich hin.“

Altaïr dachte nach. „Ein Jammer. Isaak war so aufgeschlossen, er hatte stets ein offenes Händchen für Schmiergelder.“

An der Hafentreppe blieben sie stehen. Maria wurde an ihnen vorbeigeführt. Sie hielt das Kinn hoch erhoben.

„Diese Zeiten sind vorbei“, sagte Jabal. „Jetzt gehört die Insel den Templern. Sie haben sie dem König für ein mageres Süm-mchen abgekauft.“

„Das ist nicht die Art von Regierung, die wir fördern wollen. Haben wir dort irgendwelche Kontakte?“, fragte Altaïr.

„Einen Mann in Limassol. Er heißt Alexander.“

„Schickt ihm eine Nachricht“, sagte Altaïr.
„Ich werde noch in dieser Woche bei ihm
eintreffen.“

36

Er segelte allein nach Zypern – wenn auch nicht *ganz* allein. Er nahm Maria mit. Jabal hatte er gesagt, er könne sie als Köder für die Templer benutzen. In sein Tagebuch schrieb er jedoch, dass er sie gern bei sich hatte – so einfach und doch so kompliziert war das.

Es hatte bislang zu wenige Frauen in seinem Leben gegeben. Diejenigen, mit denen er sein Bett teilte, hatten nichts weiter getan, als seine Bedürfnisse zu befriedigen. Eine Frau, der es gelang, in ihm auch Gefühle oberhalb der Gürtellinie zu wecken, war nicht darunter gewesen. Hatte er sie

jetzt gefunden? Er strich diese Frage in seinem Tagebuch durch.

Bei ihrer Ankunft in Limassol stellten sie fest, dass die Templer die Insel tatsächlich mit Nachdruck besetzt hatten. Wie stets war der Hafen in orangefarbenes Licht getaucht, das den Sandstein erglühen ließ. Das blaue Wasser schimmerte, und die Möwen, die über ihren Köpfen ihre Kreise zogen und ab und zu herabstießen, sorgten für nie abreißendes Geschrei. Doch überall waren die roten Kreuze der Templer zu sehen und wachsamen Soldaten, deren Blicke unentwegt auf die mürrische Bevölkerung gerichtet waren. Die Einwohner lebten jetzt unter der eisernen Faust der Templer, die Insel war ihnen unter den Füßen wegverkauft worden von einem König, dessen Anspruch darauf allenfalls als dünn zu bezeichnen war. Die meisten lebten damit und machten weiter

wie zuvor, weil sie hungrige Mäuler zu füttern hatten. Doch ein paar mutige Seelen hatten eine Widerstandsbewegung gegründet. Sie würden Altaïrs Mission gegenüber am aufgeschlossensten sein. Mit ihnen wollte er Kontakt aufnehmen.

Er verließ das Schiff und ging über die Docks. Maria, deren Hände gefesselt waren, begleitete ihn. Er hatte sich vergewissert, dass sie alles abgelegt hatte, was sie als Templerin erkennbar gemacht hätte. Sie ging nun als seine Sklavin durch. Das passte ihr natürlich nicht, und entsprechend wütend war sie, womit sie nicht hinter dem Berg hielt. Murrend ließ sie sich an den Docks entlangführen, wo es ruhiger als erwartet war. Marias Missmut amüsierte Altaïr insgeheim.

„Was wäre, wenn ich zu schreien anfänge?“, fragte sie mit zusammengepressten Zähnen.

Altaïr lachte leise. „Die Leute würden sich die Ohren zuhalten und sich weiter um ihre Angelegenheiten kümmern. Ein unfriedener Sklave ist für sie nichts Neues.“

Aber von welchen Leuten sprach er eigentlich? Die Docks waren merkwürdig leer, und als sie in die Seitenstraßen kamen, fanden sie auch diese verwaist.

Vor ihnen trat unvermittelt ein Mann aus einer Gasse. Er trug zerlumppte Kleidung und einen Turban. Unbenutzte Fässer und zer-schlagene, leere Kisten lagen herum, und von irgendwoher drang das Geräusch tropfenden Wassers zu ihnen. Sie waren allein, stellte Altaïr fest – just in diesem Moment traten zwei weitere Männer aus anderen Gassen in ihrer Nähe.

„Der Zutritt zum Hafen ist verboten“, sagte der erste Mann. „Zeigt Euer Gesicht.“

„Unter dieser Kapuze steckt nichts weiter als ein hässlicher alter Assassine“, knurrte Altaïr. Er hob den Kopf, um den Mann zu mustern.

Der Bandit grinste. Er stellte nicht länger eine Bedrohung dar. „Altaïr.“

„Alexander“, erwiderte Altaïr. „Ihr habt meine Nachricht also erhalten.“

„Ich hielt sie für eine Falle der Templer. Wer ist die Frau?“ Er betrachtete Maria von Kopf bis Fuß, und seine Augen funkelten.

„Ein Köder für die Templer“, antwortete Altaïr. „Sie gehörte zu de Sable. Leider ist sie auch ein ziemlicher Klotz am Bein.“

Maria warf ihm einen eisigen Blick zu, und hätten Blicke töten können, hätte dieser ihn zuvor noch brutal gefoltert.

„Wir können sie für Euch in Gewahrsam nehmen“, erbot sich Alexander. „Wir haben ein sicheres Versteck.“

Maria verfluchte ihre verdorbenen Seelen, als sie sich auf den Weg dorthin machten. Harsche Worte aus dem Mund einer Frau, wie sie eine war.

Altaïr fragte Alexander, warum so wenige Bewohner in der Stadt unterwegs waren.

„Eine ziemliche Geisterstadt, was? Die Menschen trauen sich kaum noch, ihre Häuser zu verlassen, weil sie fürchten, sie könnten irgendein neues obskures Gesetz brechen.“

Altaïr überlegte. „Die Templer haben sich bislang nie fürs Regieren interessiert. Ich frage mich, warum sie es jetzt auf einmal tun.“

Alexander nickte.

Sie passierten zwei Soldaten, die sie ihrerseits argwöhnisch musterten. Altaïr machte sich darauf gefasst, dass Maria sie verraten würde. Doch das tat sie nicht, und er fragte

sich, ob das etwas damit zu tun hatte, dass sie in Akkon von ihren eigenen Leuten im Stich gelassen worden war. Oder vielleicht ... Nein. Er verscheuchte diesen Gedanken schnell wieder.

Sie erreichten den Unterschlupf, ein verlassenes Lagerhaus, das Alexander zu seinem Stützpunkt erkoren hatte. Es gab einen Raum mit einer verriegelbaren Holzbohlentür, in den sie Maria vorerst jedoch nicht einsperrten. Altaïr überprüfte die Fesseln ihrer Hände und schob einen Finger dazwischen, um sich zu vergewissern, dass sie nicht zu stramm saßen. Jetzt schenkte sie ihm einen Blick, für den ihm nur der Begriff „dankbare Verachtung“ einfiel.

„Ich gehe davon aus, dass Ihr nicht aus reiner Wohltätigkeit hier seid“, sagte Alexander, als sie es sich bequem gemacht hatten.

„Darf ich nach dem Zweck Eures Besuchs fragen?“

Altair wollte schnell handeln, er wollte die Templer sofort in ihrem Stützpunkt angreifen, aber er war dem Zyprioten eine Erklärung schuldig. „Das ist eine komplizierte Geschichte. Allerdings lässt sie sich leicht zusammenfassen. Die Templer haben Zugriff auf Wissen und Waffen, die tödlicher sind, als irgendein Mensch es sich vorstellen kann. Ich habe vor, das zu ändern. Eine dieser Waffen befindet sich bereits in unserer Hand. Ein Gegenstand, der den Geist eines Menschen verwirren kann. Wenn die Templer weitere solche Objekte besitzen, möchte ich das erfahren.“

Maria mischte sich von hinten ein. „Und wir können uns ja darauf verlassen, dass die Assassinen den Apfel, den Edensplitter, besser nutzen werden.“

Altäir unterdrückte ein Lächeln, ging aber nicht auf ihre Worte ein, sondern sagte zu Alexander: „Wo haben sich die Templer verschanzt?“

„In der Burg von Limassol. Aber sie weiten ihren Einfluss aus.“

Dem muss ein Riegel vorgeschoben werden, dachte Altäir.

„Und wie komme ich da hinein?“, fragte er.

Alexander erwähnte Osman, einen Templer, der mit dem zypriotischen Widerstand sympathisierte. „Tötet den Hauptmann der Wache“, sagte Alexander. „Man wird aller Voraussicht nach Osman zu seinem Nachfolger bestimmen. Und wenn das geschieht, nun, dann stehen Euch Tür und Tor offen.“

„Das ist schon mal ein Anfang“, meinte Altäir.

Als er durch die Straßen der Stadt ging, staunte er darüber, wie ruhig alles war. Und

er dachte an Maria und an den Apfel. Er hatte ihn natürlich mitgebracht, aber in seiner Kabine auf dem Schiff zurückgelassen. War es dumm gewesen, den Schatz praktisch vor die Tür des Feindes zu tragen? Nun, das würde sich weisen.

Auf dem Marktplatz machte er den Templerhauptmann der Wache aus, der so freundlich war, sich leicht kenntlich gemacht zu haben – er trug eine rote Tunika über seinem Kettenhemd und sah so herrschaftlich aus wie ein König. Altaïr schaute sich um und entdeckte weitere Wachen in unmittelbarer Nähe. Er senkte den Kopf, um keine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und wich dem Blick eines Soldaten aus, der ihn seinerseits mit schmalen Augen argwöhnisch beobachtete. Als er weiterging, gab er sich den Anschein, nichts weiter als ein Gelehrter zu sein. Dann machte er sich ganz vorsichtig

daran, sich hinter den Hauptmann zu manövrieren, der am anderen Ende der Budengasse stand und seinen Männern in barschem Ton Befehle zurief. Bis auf den Hauptmann und nun seinen Mörder war die Gasse leer.

Altaïr zog ein Wurfmesser und schleuderte es mit einem Ruck aus dem Handgelenk. Der Hauptmann sank mit einem lang gezogenen Stöhnen zu Boden, und bis die Wachen herbeigerannt kamen, war Altaïr in eine abzweigende Gasse getaucht und verschwand in den leeren Seitenstraßen. Nachdem er seine Aufgabe erfüllt hatte, musste er sich nun auf die Suche nach Osman machen, wie Alexander ihn angewiesen hatte.

Heimlich und schnell bewegte er sich über die Dächer der sonnengebleichten Stadt und huschte katzenartig über die hölzernen Balken, bis er sich über einem Hof

wiederfand. Dort unten war ein Mann, auf den die Beschreibung zutraf, die Alexander ihm von Osman gegeben hatte. Obwohl ein Templer, war er den Assassinen doch wohlgesonnen, und Altaïr wartete, bis Osman allein war, bevor er in den Hof hinunterkletterte.

Osman blickte unterdessen von Altaïr zu der Mauer über ihnen hinauf und dann wieder zurück, um seinen Besucher mit amüsiert funkelnden Augen zu mustern. Er zeigte jedenfalls Hochachtung vor dem Geschick des Assassinen.

„Seid begrüßt, Osman“, sagte Altaïr. „Alexander schickt mich. Er wünscht Eurer Großmutter einen schönen Geburtstag.“

Osman lachte. „Die gute Frau. Möge sie in Frieden ruhen. Und? Wie kann ich Euch behilflich sein, mein Freund?“

„Könnt Ihr mir sagen, warum die Templer Zypern gekauft haben? Vielleicht um eine weitere Staatskasse einzurichten?“

„Ich stehe im Rang nicht hoch genug, um es mit Bestimmtheit zu wissen, aber ich habe von irgendeinem Archiv reden hören“, antwortete Osman, wobei er nach links und rechts schaute. Wenn man ihn ertappte, wie er sich mit Altaïr unterhielt, würde man ihn gewiss auf dem Marktplatz hinrichten.

„Ein Archiv? Interessant. Und wer ist der ranghöchste Templer in Limassol?“

„Ein Ritter, den man Frederick den Roten nennt. Er bildet in der Burg von Limassol Soldaten aus. Ein wahrer Rohling.“

Altaïr nickte. „Nachdem der Hauptmann der Wache nun tot ist, was bräuchte es da, dass ich in die Burg hineinkäme?“

„Vorausgesetzt, dass ich in dieses Amt befördert werde, könnte ich einen Grund

erfinden, um die Burgwache für kurze Zeit zu verringern. Würde das funktionieren?“

„Dafür werde ich schon sorgen“, sagte Altaïr.

Die Sache lief wie am Schnürchen.

„Osman bereitet gerade alles vor“, erzählte er Alexander später im Versteck. Während er unterwegs gewesen war, hatte Maria den größten Teil des Tages in dem verriegelbaren Lagerraum verbracht, wo sie Alexander, wie er berichtete, mit einer endlosen Folge von Beleidigungen und dreisten Sprüchen amüsiert hatte. Ihre Wut hatte sich noch gesteigert, als er sie bat, alles noch einmal zu wiederholen, weil ihm ihre englische Aussprache so gut gefalle. Jetzt allerdings durfte sie bei ihnen essen. Dabei starrte sie Altaïr und Alexander, die sich miteinander unterhielten, finster an und bedachte alle anderen

Widerständler, die vorbeikamen, mit wütenden Blicken.

„Ausgezeichnet. Und jetzt?“, fragte Alexander.

„Wir lassen ihm etwas Zeit“, antwortete Altaïr. Er wandte sich an Maria. „Er hat außerdem ein Templerarchiv erwähnt. Habt Ihr davon schon einmal gehört?“

„Natürlich“, sagte Maria. „Dort bewahren wir unsere Unterwäsche auf.“

Altaïr verzweifelte. Wieder an Alexander gewandt, sagte er: „Zypern wäre ein guter Ort, um sowohl Wissen als auch Waffen sicher zu verwahren. Mit der richtigen Strategie lässt sich diese Insel leicht verteidigen.“

Er stand auf. Die inzwischen verstrichene Zeit würde Osman genügt haben, um die Burgmauern zu räumen. Es war Zeit, in die Festung einzudringen.

37

Wenig später befand er sich auf dem Hof der Burg von Limassol und war bereit, in die Festung hineinzugelangen. Im Schatten verborgen, ließ er den Blick an der bedrohlich aufragenden Mauer emporwandern. Er sah die Bögen, die bewacht wurden, und prägte sich ein, wie lange die Patrouillen der Männer auf den Wehrgängen dauerten.

Erfreut stellte er fest, dass er es nur mit ein paar Mann zu tun hatte. Osman hatte gute Arbeit geleistet. Die Festung war nicht völlig ungesichert, aber für Altaïr würde es ein Leichtes sein hineinzugelangen.

Er kletterte an einer Mauer zu den Zinnen hinauf, dann schlich er sich in die Burg. Ein Wächter schrie auf und ging zu Boden, eines von Altaïrs Wurfmessern im Hals. Ein anderer wurde aufmerksam und kam durch den Gang herbeigerannt, wo er auf Altaïrs Klinge traf. Der Assassine ließ den Wächter zu Boden sinken, stellte einen Fuß auf den Rücken des Mannes und zog seine Klinge aus dem Leib des Toten. Blut tropfte herab. Dann setzte er seinen Weg durch die dünn besetzte Burg fort und schaltete sämtliche Wachen aus, auf die er stieß. Osman hatte seine Aufgabe wirklich mit Bravour erfüllt. Es waren nicht nur weniger Männer auf den Wehrgängen gewesen, auch im Innern der Burg schien ihre Zahl auffallend gering zu sein. Altaïr ignorierte das Gefühl der Ungewissheit, das in seinem Bauch entstand. Diese zwickende Beunruhigung.

Immer höher stieg er hinauf und immer tiefer drang er ins Innere der Burg vor, bis er auf einen Balkon kam, von dem der Blick hinunter auf einen großen Hof fiel, der als Übungsplatz benutzt wurde.

Dort sah er Frederick den Roten. Ein gewaltiger bärtiger Riese, der einem Duell zweier seiner Männer beiwohnte. Sein Anblick ließ Altaïr lächeln. Osman, dieser hilfsreiche Spion, hatte recht gehabt – Frederick der Rote war in der Tat ein wahrer Rohling.

„Keine Gnade, Männer!“, brüllte er. „Diese Insel ist voller abergläubischer Heiden. Vergesst nicht, sie wollen euch hier nicht haben, sie mögen euch nicht, sie begreifen die Weisheit eurer Absichten nicht, und sie schmieden in einem fort Ränke, um euch loszuwerden. Also seid stets auf der Hut und traut niemandem.“

Die Ritter, beide in voller Rüstung, fochten es aus, das Scheppern ihrer Schwerter erfüllte den Hof. Altaïr hielt sich auf dem Balkon versteckt und hörte zu, wie der Templerführer sie anspornte.

„Findet die Schwachstellen in der Rüstung eures Gegners. Schlagt mit aller Kraft zu. Feiern könnt ihr später in der Taverne.“

Altaïr trat einen Schritt auf die Mauer zu. Nun wäre er für die drei Männer auf dem Hof zu sehen gewesen. Aber sie waren völlig in den Kampf vertieft. Er taxierte die Höhe von hier oben bis zum Hof hinunter, dann holte er tief Luft, streckte die Arme aus und sprang.

Mit einem leisen *Wump!* landete er direkt hinter Frederick dem Roten, ging leicht in die Knie und hielt mit den gestreckten Armen die Balance. Der bärtige Anführer drehte sich um, als Altaïr sich aufrichtete. Mit

loderndem Blick dröhnte er: „Ein Assassine auf Zypern? Sieh an, sieh an. Wie rasch sich das Ungeziefer doch anzupassen weiß. Ich werde dich zertreten ...“

Er brachte den Satz nie zu Ende. Altaïr, der dem Templer in die Augen hatte schauen wollen, bevor er ihm den Todesstoß versetzte, ließ seine Klinge hervorschnellen und schnitt dem Mann in derselben Bewegung die Kehle durch. Das Ganze war binnen eines Lidschlags vorbei. Mit einem knappen, erstickten Laut sackte Frederick der Rote zusammen, und aus der klopfenden Wunde an seinem Hals strömte das Blut auf den steinernen Boden.

Eine Sekunde lang standen seine Männer reglos da. Die Helme verbargen jede Emotion, die sie verspüren mochten, sodass Altaïr sich ihre entsetzten Gesichter hinter dem Stahl nur vorstellen konnte. Dann

fingen sie sich – und griffen an. Dem Ersten stieß Altaïr die Klinge ins Auge. Unter dem Helm erklang ein schmerzerfüllter, keuchender Laut. Blut lief unter dem Visier hervor, als der Mann zu Boden ging. Dann schlug der zweite Duellant zu. Er schwang sein Breitschwert eher in der Hoffnung als in der Gewissheit, sein Ziel zu treffen. Der Assassine wich ihm mühelos aus, zog noch in der Bewegung ein Wurfmesser, drehte sich und rammte das Messer nach oben und unter den Brustpanzer der Rüstung des Ritters.

Der Kampf war vorüber. Altaïr stand zwischen drei Toten, ließ den Blick über den Hof schweifen und schöpfte Atem. Es hatte seine Vorteile, dass sich so wenige Menschen in der Burg aufhielten, dachte er. Er kehrte auf demselben Weg wie zuvor auf den Balkon zurück. Dabei wurde die bohrende Stimme

des Zweifels zunehmend lauter. Die meisten Leichen, die er vorhin hinterlassen hatte und an denen er nun vorüberkam, lagen noch genauso da, und Wachen gab es jetzt keine mehr. *Gar* keine. Wo steckten nur all die Leute, die diese Burg sonst bevölkern mussten?

Er erhielt die Antwort auf diese Frage wenig später, als er die Festung verließ und sich über die Dächer auf den Weg zum Unterschlupf machte. Er freute sich auf ein wenig Ruhe und vielleicht ein Wortgefecht mit Maria, oder sogar eine Unterhaltung. Was er ihr bisher hatte entlocken können, beschränkte sich darauf, dass sie Engländerin und de Sables *Steward* war (was das genau bedeutete, danach hatte Altaïr nicht näher gefragt) und dass sie nach irgendeinem Zwischenfall zu Hause in England in die Kreuzzüge verstrickt worden war.

Es interessierte ihn, worum es sich bei jenem Zwischenfall gehandelt hatte. Er hoffte, es bald herauszufinden.

Plötzlich sah er Rauch. Als dichte Säule verdunkelte er den Himmel. Der Rauch stieg aus dem Versteck auf, stellte er fest, als er nun mit hämmerndem Herzen näher kam. Kreuzritter hielten Wache und scheuchten jeden davon, der sich dem Lagerhaus, das in Flammen stand, zu nähern versuchte. Feuerzungen leckten aus den Fenstern und der Tür, dichte Rauchwolken kräuselten sich über dem Dach. Darum also war Fredericks Burg so nachlässig bewacht worden.

Altäirs erster Gedanke galt nicht der Sicherheit des Ordens, Alexanders oder eines der anderen Widerständler, die sich in dem Versteck aufgehalten haben mochten. Er dachte zuallererst an Maria.

Wut durchraste ihn. Mit einem Ruck des Handgelenks fuhr er seine Klinge aus, dann sprang er auch schon vom Dach und stürzte sich auf zwei Templerwachen. Der Erste starb schreiend, dem anderen blieb noch Zeit, den Blick seiner vor Überraschung aufgerissenen Augen auf Altaïr zu richten, als dessen Klinge ihm durch die Kehle fuhr. Der Schrei erscholl, lockte weitere Soldaten herbei, doch Altaïr kämpfte sie nieder, verzweifelt bemüht, zu Maria zu gelangen. Er wusste nicht, ob sie im Lagerhaus festsaß und vielleicht schon dem Erstickungstod nahe war. Hatte man sie in dem Raum eingesperrt gelassen? War sie jetzt dort drinnen, hämmerte sie mit den Fäusten an die Tür, schnappte sie in dem von Rauch erfüllten Raum nach Luft? Wenn es so war, konnte er sich das Grauen, das sie in diesem Moment empfinden musste, kaum

vorstellen. Noch mehr Templer stürzten sich auf ihn. Ihre Schwertspitzen gierten nach seinem Blut. Doch er ließ sich nicht bezwingen. Er bekämpfte sie mit Wurfmessern, seiner Klinge und dem Schwert, bis er erschöpft und die Straße übersät war mit toten Templern, deren Blut im Staub versickerte, während er auf das inzwischen nur noch schwelende Lagerhaus zurannte und ihren Namen rief.

„Maria!“

Er erhielt keine Antwort.

Weitere Templer trafen ein. Schweren Herzens setzte Altaïr sich über die Dächer ab, um seinen nächsten Zug zu planen.

38

Wie sich herausstellte, wurde ihm die Planung seines nächsten Zugs abgenommen. Während er im Schatten einer Glocke auf einem Turm gesessen hatte, war Altaïr auf Bewegung in den Straßen aufmerksam geworden. Endlich kamen Menschen aus ihren Häusern und strebten einem Ziel zu. Er hatte keine Ahnung, wo es sie hinzog, aber er wollte es herausfinden.

Und tatsächlich, noch während die verkohlten Überreste des Verstecks vor sich hinrauchten, machten die Templer mobil. Über die Dächer folgte Altaïr Bewohnern der Stadt zum Vorplatz der Kathedrale. Er sah ihre

Mienen und hörte ihre Gespräche mit an. Sie redeten von Rache und Unterdrückung. Mehr als nur einmal fiel der Name Armand Bouchart. Dieser Bouchart, so sagten die Leute, sei gerade erst auf der Insel eingetroffen. Dem Vernehmen nach stand er im Ruf, ein furchterregender, grausamer Mann zu sein.

Altair sollte bald mit eigenen Augen sehen, dass Bouchart diesen Ruf zu Recht trug. Zunächst aber erfüllte es ihn mit überbordender Freude, Maria in dem Gedränge zu entdecken und zwar lebend und unversehrt. Sie wurde in der sich sammelnden Menge von zwei Tempelrittern flankiert, war dem Augenschein nach ihre Gefangene, auch wenn man sie nicht gefesselt hatte, und wie jedermanns Aufmerksamkeit dort unten richtete sich auch die ihre auf die Stufen, die zur Kathedrale hinaufführten.

Er ließ Maria nicht aus den Augen, achtete aber darauf, dass ihn niemand auf dem Dach über dem Vorplatz entdeckte. Unten nahm Osman auf der Treppe Aufstellung, wobei er sich ein wenig links hielt, damit Platz für Armand Bouchart blieb, der auf die Stufen heraustrat.

Wie schon bei de Sable schien auch bei der Wahl von Bouchart sein stattliches Aussehen eine mindestens ebenso große Rolle gespielt zu haben wie seine Führungsqualitäten. Er trug volle Rüstung, doch schien sie ihm keine Last zu sein und ihn nicht in seinen Bewegungen zu behindern. Er war kahlköpfig, seine Stirn wölbte sich vor und beschattete seine Augen. Die eingesunkenen Wangen verliehen seinem Gesicht einen leichenhaften Ausdruck.

„Ein schmutziger Mord hat meinen Orden erschüttert“, rief er mit einer Stimme, die

ihm die Aufmerksamkeit eines jeden Einzelnen auf dem Platz sicherte. „Der gute Rote Frederick ... tot. Ihm, der Gott und dem Volk von Zypern ehrenhaft diene, soll mit der Klinge eines Mörders Tribut gezollt werden? Wer unter euch wird mir den ausliefern, der für diese ruchlose Tat verantwortlich ist?“

Kein Wort war aus der Menge zu vernehmen, nur das verlegene Scharren von Füßen und das Rascheln von Stoff. Altaïrs Blick wanderte von den versammelten Menschen zurück zu Bouchart, dessen Gesicht sich dunkel verfärbte.

„Feiglinge!“, brüllte er. „Ihr lasst mir keine andere Wahl, als diesen Mörder selbst aufzuscheuchen. Hiermit gewähre ich meinen Männern Immunität, bis diese Ermittlungen abgeschlossen sind.“

Altaïr sah, wie Osman unbehaglich auf der Stelle trat. Für gewöhnlich zeigte sein

Gesicht einen amüsierten, verschmitzten Ausdruck. Jetzt allerdings schaute er besorgt drein, als er vortrat, um das Wort an den Ordensführer zu richten. „Bouchart ... Die Bürger sind bereits beunruhigt. Vielleicht ist das keine so gute Idee.“

Bouchart wandte sich von seinem Wachhauptmann ab. Sein Gesicht verzog sich zuckend zu einer Grimasse furchtbarer Wut. Er war es nicht gewöhnt, dass man seine Befehle infrage stellte, das war offensichtlich. Aber ob er es als Ungehorsam auslegte oder nicht ...

In einer einzigen Bewegung zog er sein Schwert und stieß es Osman in den Bauch.

Mit einem Aufschrei, der über den Platz hallte und jedermann erstarren ließ, klappte der Hauptmann zusammen und kippte zu Boden, die Hände auf den Bauch gepresst. Einen Moment lang krümmte er sich noch

auf den Stufen, dann war er tot. Sein letzter rasselnder Atemzug klang überlaut in der von Entsetzen geprägten Stille, die wie eine erstickende Decke über der Menge lag. Altaïr zuckte zusammen, als hätte das Schwert ihn getroffen. Natürlich hatte er Osman nicht besonders gut gekannt. Aber soweit er ihn beurteilen konnte, hatte er ihn doch gemocht. Wieder war ein guter Mann einen sinnlosen Tod gestorben.

Bouchart griff nach unten und wischte seine Klinge am Arm von Osmans Tunika sauber. „Wenn noch jemand Einwände hat, fordere ich ihn auf vorzutreten.“

Der Leichnam des Hauptmanns regte sich leicht, einer der Arme glitt unter dem Leib hervor und die Stufen hinunter. Osmans blicklose Augen stierten in den Himmel hinauf.

Niemand hatte Einwände.

Dann erscholl plötzlich ein Ruf aus dem Munde Marias, die sich aus dem Griff ihrer beiden Bewacher befreit hatte und nun zur Treppe rannte, wo sie sich vor dem Führer der Templer auf die Knie warf.

„Armand Bouchart“, rief sie.

Bouchart lächelte zwar, als er sie erkannte. Aber es war kein Lächeln, wie man es sah, wenn sich zwei Freunde trafen. „Ah“, höhnte er, „eine alte Kollegin.“ Er schob das Schwert zurück in den Gürtel.

„Bouchart“, sagte Maria, „ein Assassine ist nach Zypern gekommen. Mir ist die Flucht gelungen, aber er kann nicht weit hinter mir sein.“

Altair verspürte einen Stich durchs Herz. Er hatte gehofft ... Nein. Es war ein Fehler gewesen, den Gedanken auch nur in Worte zu kleiden. Sie war in erster Linie eine

Templerin. Und das würde sie immer sein. Ihre Treue galt ihnen.

„Maria, ich staune!“, sagte Bouchart in munterem Ton. „Das wäre dann ja schon Eure zweite wundersame Flucht aus der Gefangenschaft der Assassinen, nicht? Einmal, als de Sable das Opfer sein sollte, und nun noch einmal, hier, auf meiner Insel.“

Altaïr sah, wie sich in Marias Miene Verständnislosigkeit mit Panik mischte. „Ich stehe nicht mit den Assassinen im Bunde, Bouchart“, platzte es aus ihr heraus. „Bitte, hört mir zu.“

„De Sable war ein willensschwacher Wicht. Absatz siebzig der Gründungsregeln der Templer verbietet *ausdrücklich* den Verkehr mit Frauen. Denn mithilfe der Weiber webt der Teufel seine stärksten Netze. De Sable hat dieses Gebot missachtet und mit seinem Leben dafür gebüßt.“

„Wie könnt Ihr es wagen!“, begehrte sie auf, und Altaïr konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Jede Angst, die Maria empfand, war nur von kurzer Dauer.

„Habe ich etwa einen wunden Punkt berührt?“, dröhnte Bouchart. Er gefiel sich in seiner Rolle. Dann befahl er: „Sperrt sie weg.“

Und damit war die Zusammenkunft beendet. Bouchart drehte sich um, ging davon und ließ den toten Osman auf der Treppe liegen. Maria wurde gefesselt und fortgeschleift.

Altaïrs Blick schweifte von der kleiner werdenden Gestalt Boucharts zu Maria. Er war hin- und hergerissen. Wie sollte er sich entscheiden, was als Nächstes tun? Bouchart war zum Greifen nah. Diese Chance mochte sich ihm nicht wieder bieten. Jetzt könnte er

zuschlagen – in einem Moment, da der Mann am wenigsten damit rechnete.

Aber andererseits ... Maria.

Er stieg vom Dach nach unten und folgte den Männern, die Maria vom Vorplatz der Kathedrale und wahrscheinlich zum Gefängnis führten. Er wahrte sicheren Abstand. Dann, als sie in eine ruhigere Straße abbogen, schlug er zu.

Nur wenige Augenblicke später waren die beiden Wachen tot, und Altaïr ging zu Maria, die beiseitegeschleudert worden war. Mit gefesselten Händen mühte sie sich, auf die Beine zu kommen. Er griff nach ihr, doch sie entzog sich ihm mit einem wütenden Ruck.

„Lasst Eure Hände von mir“, fuhr sie ihn an. „Dank Euch halten sie mich für eine Verräterin.“

Altaïr lächelte nachsichtig, obgleich sie Bouchart über sein Hiersein informiert

hatte. „Ich bin doch nur eine bequeme Ablenkung vom wahren Grund Eures Zorns, Maria. Die Templer sind Euer eigentlicher Feind.“

Sie sah ihn aus schmalen Augen finster an. „Sobald sich mir die Gelegenheit bietet, werde ich Euch umbringen.“

„*Wenn* sie sich Euch bietet ... aber dann werdet Ihr den Apfel niemals finden. Und womit könntet Ihr Euch im Augenblick bei den Templern besser lieb Kind machen? Mit meinem Kopf oder diesem Artefakt?“

Sie musterte ihn unverändert. Trotzdem sah er ihr an, dass sie sehr wohl um die Wahrheit in seinen Worten wusste. Dann schien sie sich ein wenig zu entspannen.

Vorerst.

Später trafen sie sich wieder mit Alexander, der Altaïr mit besorgter Miene berichtete: „Obgleich er den starken Mann markierte,

nahm Bouchart Marias Warnung offenbar sehr ernst.“ Dabei bedachte er sie mit einem wütenden Blick. „Meine Quellen haben mir verraten, dass er gleich nach der Zerstörung unseres Unterschlupfs nach Kyrenia gesegelt ist.“

Altaïr fürchte die Stirn. „Das ist zu dumm. Ich hatte gehofft, ihm zu begegnen.“ Allerdings gab er sein Vorhaben, den Mann zu treffen, keineswegs auf. „Auf welchem Weg komme ich am schnellsten dorthin?“

39

Sie reisten als Mönch und dessen Gefährte und fanden Platz im Frachtraum. Ab und zu kamen auch Angehörige der Mannschaft vom Hauptdeck herunter und legten sich dort zum Schlafen nieder, ohne viel Aufmerksamkeit für die beiden Fremden zu erübrigen. Als Maria schlief, suchte Altaïr sich eine Kiste, schlug sein Tagebuch auf und nahm den Apfel aus einem Beutel, den er unter seiner Kleidung versteckt bei sich trug.

Vom Stoff befreit, leuchtete er auf, und Altaïr betrachtete ihn einen Moment lang, ehe er zu schreiben begann: „Es fällt mir schwer, den Sinn hinter dem Apfel von Eden

zu erkennen, seine Wirkungsweise und seinen Zweck, aber ich kann mit Gewissheit sagen, dass seine Ursprünge nicht göttlicher Natur sind. Nein, er ist ein Werkzeug, eine Maschine von erlesener Präzision. Was waren das für Menschen, die dieses Wunder in unsere Welt brachten?“

Hinter ihm erklang ein Geräusch. Binnen eines Augenblicks nahm er den Apfel wieder an sich, steckte ihn zurück in den Beutel und verbarg ihn unter seiner Kutte. Es war Maria, die aus dem Schlaf erwachte. Er klappte sein Tagebuch zu, stieg über zwei schlafende Seeleute hinweg und ging durch den Frachtraum zu der Stelle hinüber, wo Maria mit dem Rücken an eine Kiste gelehnt am Boden saß. Sie gähnte und zitterte und zog die Knie an die Brust, während Altaïr sich neben ihr niederließ. Der Blick, mit dem sie ihn maß, war undeutbar. Für eine Weile

lauschten sie nur dem Knarren und Ächzen des Schiffs und dem Klatschen und Schmatzen der See, die gegen den Rumpf schwappte. Beide wussten sie weder, ob es Tag oder Nacht war, noch, wie lange sie schon unterwegs waren.

„Wie seid Ihr hierhergekommen?“, fragte er sie schließlich.

„Erinnert Ihr Euch nicht, Heiliger Mann?“, gab sie kokett zurück. „Ihr habt mich hierhergebracht.“ Und flüsternd fügte sie hinzu: „Ich bin Euer Gefährte.“

Altaïr räusperte sich. „Nein, ich meinte, hierher ins Heilige Land. Wie seid Ihr in die Kreuzzüge geraten?“

„Sollte ich Eurer Meinung nach besser zu Hause sein, eine Häkelarbeit im Schoß und ein Auge auf den Gärtner?“

„Das ist es doch, was englische Frauen tun, oder?“

„Ich nicht. Ich gelte in meiner Familie als die Ungebührliche. Schon als Kind spielte ich lieber mit den Knaben. Puppen waren nichts für mich, sehr zum wachsenden Unmut meiner Eltern. Ich habe ihnen immer den Kopf abgerissen.“

„Euren Eltern?“

Sie lachte. „Meinen Puppen. Meine Eltern taten also alles in ihrer Macht Stehende, um mein Ungestüm zu bremsen, und zu meinem achtzehnten Geburtstag bekam ich ein ganz besonderes Geschenk.“

„Und was war das?“

„Einen Ehemann.“

Er zuckte zusammen. „Ihr seid verheiratet?“

„Ich war verheiratet. Er hieß Peter, und er war ein sehr angenehmer Geselle, nur ...“

„Ja?“

„Nun, das war eben auch schon alles. Er war ... sehr angenehm. Weiter nichts.“

„Das heißt, zum Spielgefährten hat er nicht getaugt.“

„In keiner Weise. Mein idealer Ehemann hätte diese Aspekte meines Charakters, die meine Eltern mir auszutreiben gedachten, aufs Höchste begrüßt und zu schätzen gewusst. Wir hätten zusammen gejagt und wären der Falknerei nachgegangen. Er hätte mir Sportarten beigebracht, mich das Kämpfen und Wissen gelehrt. Aber er tat nichts von all dem. Wir zogen auf seinen Familiensitz, Hallaton Hall in Leicestershire, wo ich mich als Schlossherrin um das Personal und die Aufsicht über die Haushaltsführung kümmern und natürlich Nachkommen in die Welt setzen sollte. Mindestens drei. Zwei Jungen und ein Mädchen, und das am besten in dieser Reihenfolge. Aber ich

enttäuschte seine Erwartungen so kläglich wie er die meinen. Das Einzige, das mich noch weniger interessierte als die Hierarchien und die Intrigen des Personals, waren das Großziehen von Kindern und vor allem die Geburt, die dem ja nun mal zwingend vorausgeht. Nach vier Jahren, in denen ich mir eine Ausflucht nach der anderen einfallen ließ, bin ich dann gegangen. Zum Glück war der Bischof von Leicestershire ein guter Freund des alten Lord Hallaton. Er konnte die Ehe annullieren, sonst hätte dieses dumme, impulsive Mädchen der Familie noch mehr Schande bereitet. Auf Hallaton Hall war ich fortan freilich eine *persona non grata* – nun, ehrlich gesagt, in ganz Leicestershire –, und als ich nach Hause kam, war es dort kaum besser. Hallaton verlangte seinen Brautpreis zurück, doch Vater hatte das Geld bereits ausgegeben. Letztlich

beschloss ich, es sei für alle am besten, wenn ich fortginge, und so lief ich davon und schloss mich den Kreuzzügen an.“

„Als Krankenschwester?“

„Nein, als Soldat.“

„Aber Ihr seid ...“

„Geschickt darin, mich als Mann zu verkleiden, ja. Habe ich nicht auch Euch an jenem Tag auf dem Friedhof zum Narren gehalten?“

„Ich wusste, dass Ihr nicht de Sable seid, aber ...“

„Ihr hattet nicht erwartet, dass ich eine Frau bin. Seht Ihr? Die ungestümen Jahre zahlten sich endlich aus.“

„Und de Sable? Ließ er sich täuschen?“

Altair spürte ihr wehmütiges Lächeln eher, als dass er es wirklich sah.

„Zuerst mochte ich Robert“, sagte sie leise.
„Er hat jedenfalls mehr von meinem

Potenzial erkannt als Peter. Aber er erkannte natürlich auch, wie ich zu nutzen war. Und es dauerte nicht lange, bis er das tat.“ Sie seufzte. „Es war recht, dass Ihr ihn getötet habt“, sagte sie. „Er war kein guter Mensch, und er hatte die Gefühle, die ich für ihn hegte, nicht verdient.“

„Hat er Euch diesen Ring gegeben?“, fragte Altaïr nach einer Weile und wies auf den Edelstein, der an ihrer Hand glänzte.

Sie betrachtete das Schmuckstück stirnrunzelnd, fast so, als hätte sie vergessen, dass sie es trug. „Ja. Er machte mir den Ring zum Geschenk, als er mich unter seine Fittiche nahm. Das ist alles, was noch übrig ist von meiner Verbindung zu den Templern.“

Eine unangenehme Stille senkte sich über sie. Altaïr brach sie schließlich, indem er fragte: „Habt Ihr Philosophie studiert, Maria?“

Sie sah ihn unsicher an. „Ich habe hier und da etwas gelesen, mehr nicht.“

„Der Philosoph Empedokles behauptete, dass alles Leben auf Erden ganz simpel begonnen hätte, in rudimentärer Form ... Hände ohne Arme, Köpfe ohne Körper, Augen ohne Gesichter. Er glaubte, dass sich all diese Formen im Laufe der Zeit ganz langsam und auf die verschiedensten Arten und Weisen miteinander vermengten und die Vielfalt des Lebens erschufen, die wir heute vor uns sehen. Findet Ihr das interessant?“

Sie verkniff sich mit Mühe ein Gähnen. „Wisst Ihr, wie absurd das klingt?“

„Ja, ich weiß. Aber ich tröste mich mit dem Rat des Philosophen Al Kindi, der sagte, man solle sich vor keiner Idee fürchten, ganz gleich, welcher Quelle sie entstamme. Und man dürfe sich nie vor der Wahrheit fürchten, selbst wenn sie schmerze.“

„Ich erkenne keinen Sinn in Eurem Geschwafel.“ Sie lachte leise. Es klang schläfrig und warm.

Vielleicht hatte er sie falsch eingeschätzt. Vielleicht war sie noch nicht bereit zu lernen. Doch in diesem Moment schlug eine Glocke, das Zeichen, dass sie in Kyrenia angelegt hatten. Sie standen auf.

Altair versuchte es noch einmal. „Nur ein Geist, der frei ist von allen Beschränkungen, kann die chaotische Schönheit der Welt erfassen. Das ist unser größter Besitz.“

„Aber ist das Chaos denn etwas Begrüßenswertes? Ist Unordnung eine Tugend?“, entgegnete sie, und ihre Frage weckte etwas in ihm. Vielleicht war sie ja doch empfänglich für höheres Wissen.

„Es stellt uns vor Herausforderungen, ja“, antwortete er, „aber die Freiheit gewährt uns größeren Lohn als die Alternative. Die

Ordnung und der Frieden, nach denen die Templer trachten, verlangen Unterwürfigkeit und Gefangenschaft.“

„Hm“, machte sie. „Dieses Gefühl kenne ich ...“

Er empfand eine gewisse Nähe zu ihr, als sie die Stiege erreichten, die zum Deck hinaufführte, und erkannte, dass es sich dabei um genau das Gefühl handelte, dem er nachgejagt war, seit sie sich das erste Mal begegnet waren. Und nun war er dieses Gefühls habhaft geworden, und es gefiel ihm. Er wollte es nicht mehr loslassen. Trotzdem musste er auf der Hut sein. Hatte sie ihm nicht schon angedroht, dass sie ihn umbringen würde? Das Band ihrer Treue zu den Templern mochte zerrissen sein, aber das hieß nicht, dass sie plötzlich auf dem Pfad der Assassinen wandelte. Soweit er es

beurteilen konnte, wandelte Maria nur auf Marias Pfaden.

Und genau das sollte sich als wahr erweisen.

Am Fuß der Leiter hielt sie ihm lächelnd die Hände hin, und er musterte sie misstrauisch. Aber mit den gefesselten Händen konnte sie nun einmal nicht nach oben steigen, und abgesehen davon mochten sie zwar mit Piraten unterwegs sein, um deren Moral es nicht zum Besten stand, aber es würde wohl selbst diese Kerle überraschen, wenn ein Mönch seinen Gefährten gefesselt bei sich führte. Die beiden, die im Frachtraum geschlafen hatten, rappelten sich gerade auf, gähnten, kratzten sich im Schritt und warfen ihnen einen Blick zu. Verstohlen ließ Altaïr seine Klinge hervorschnellen und schnitt das Seil zwischen Marias Handgelenken durch. Sie schenkte ihm

einen dankbaren Blick, dann machte sie sich daran, die Leiter zu erklettern.

Da hörte er etwas. Ein Murmeln. Es war mehr der Ton, der ihn alarmierte, als das, was gesprochen wurde. Unauffällig lauschte er. Und wie er es sich gedacht hatte, unterhielten sich die beiden Piraten über sie.

„Ich wusste, dass *er* es war“, krächzte der eine. „Ich hab’s dir doch gesagt.“

Altaïr konnte ihre Blicke im Rücken spüren.

„Ich wette, die Templer würden eine hübsche Belohnung für die beiden zahlen.“

Der Assassine fluchte im Stillen. Wenn er sich nicht irrte, würde er seine Klinge gleich wieder brauchen ...

Er hörte, wie Krummsäbel gezogen wurden.
... *jetzt*.

Altaïr fuhr zu den beiden Männern herum, während seine Gefährtin beschloss, dem

Pfad Marias zu folgen, und einen Versuch unternahm, die Freiheit zu erlangen. Sie trat mit einem Fuß aus und traf Altaïr so hart, dass er gegen die Wandung des Frachtraums taumelte. Sein Gesicht schien vor Schmerz zu explodieren.

Aber auch in ihm brandete Schmerz auf. Eine andere Art von Schmerz.

Dann war sie fort und verschwand in dem Rechteck aus Sonnenlicht, das die Frachtluke über ihm bildete. Altaïr fluchte abermals, diesmal laut, während er sich auf den Angriff gefasst machte. Der erste Pirat kam grinsend auf ihn zu, in Gedanken zweifellos schon bei dem Kopfgeld, das sie für den Assassinen bekommen würden, und bei dem Wein und den Weibern, die er sich damit kaufen wollte.

Altaïr trieb dem Mann sein Schwert durchs Brustbein, und er hörte auf zu grinsen und

rutschte mit einem feuchten Geräusch von der Klinge. Das gab dem zweiten Mann Gelegenheit zum Nachdenken. Er blieb stehen. Mit zusammengekniffenen Augen wechselte er seine Waffe von einer Hand in die andere. Altaïr lächelte ihm zu und stampfte auf. Befriedigt nahm er zur Kenntnis, dass der andere zusammenzuckte.

Gut, dachte er. Er mochte es, wenn sich ein Pirat ein bisschen fürchtete, bevor er starb.

Und dann starb er. Die Augen des Piraten rollten in ihren Höhlen nach hinten, als Altaïr ihm die Klinge in die Seite trieb und dann sägend nach vorn zog, womit er dem Kerl eine klaffende Wunde in die Flanke schnitt, bevor der zu Boden fiel und sich zu seinem Kumpan gesellte. Jetzt kletterte der Assassine die Leiter hinauf und blinzelte ins Sonnenlicht, als er sich auf dem Hauptdeck wiederfand und nach der Entflohenen

Ausschau hielt. Piraten, die von Marias plötzlichem Auftauchen aufgeschreckt worden waren, rannten herbei. Ein Ruf erscholl, als sie Altaïr sahen und ihnen dämmerte, was da geschah. Er jagte übers Deck, duckte sich unter der Takelage hindurch und rannte dann leichtfüßig über die Planke hinüber aufs Dock, wobei er verzweifelt Ausschau hielt nach einem Ort, wo er sich verstecken konnte, bis die Gefahr sich verzogen hatte.

Und dann, dachte er wütend, würde er Maria suchen und finden. Und diesmal würde er sie nicht mehr entwischen lassen.

Er blickte sich um. Eine weitere Stadt, die sich im Griff der Templer befand. Sie strahlte in der Sonne. Kyrenia war zu schön, um in Feindeshand zu verbleiben.

40

Zumindest bereitete es ihm keine Schwierigkeiten, Maria zu finden. Der Ärger schwarzenzelte um sie herum wie Ratten im Laderaum eines Schiffs. Und in der Tat, als ihre Wege sich das nächste Mal kreuzten, stand sie inmitten umherliegender Piratenleichen, und nicht weit entfernt schüttelten drei Einheimische Blut von ihren Schwertern und verschnauften nach dem gerade beendeten Kampf. Sie strafften sich, als Altaïr näher kam. Er hob zum Zeichen seines guten Willens die Hände und nahm den Anblick in sich auf: Maria, die Männer, die Toten.

Einmal mehr, so schien es, war sie mit mehr Glück als Verstand davongekommen.

„Ich dachte, ich würde Euch nicht wiedersehen“, sagte er zu ihr, die Arme immer noch erhoben.

Sie hatte die Gabe, sich ihre Überraschung nie anmerken zu lassen, ganz gleich, wie das Blatt sich wendete. „Schön wär's ...“

Er sah sie finster an, dann wandte er sich an einen der Zyprioten, den er für den Anführer des Trios hielt. „Was habt Ihr mit dieser Frau zu schaffen? Seid Ihr ein Lakai der Templer?“

„Nein, Herr“, stammelte der Mann. Er stand mit gezücktem Schwert da, und Altaïrs Hände waren leer, doch der Zypriot wusste, wann er einen erfahrenen Kämpfer vor sich hatte. „Die Piraten haben sie angegriffen, und da musste ich ihr helfen. Aber ich bin kein Lakai. Ich hasse die Templer.“

„Verstehe. Da seid Ihr nicht der Einzige“, erwiderte Altaïr.

Der Mann nickte zufrieden über diese Gemeinsamkeit. „Ich heiße Markos, Herr. Ich bin Euch gern behilflich, wenn ich mein Land damit von diesen Kreuzrittern befreien kann.“

Ausgezeichnet, dachte Altaïr. „Dann bitte ich Euch, für die Sicherheit dieser Frau zu sorgen, bis ich wiederkomme. Ich muss jemanden finden, bevor die Templer seiner habhaft werden.“

„Wir werden den ganzen Tag über am Hafen sein. Dort ist sie in Sicherheit“, sagte Markos, und abermals murrte Maria vor sich hin, als die Männer sie abführten. Altaïr sah ihnen nach. Er machte sich keine Sorgen um Maria. Sie war in guten Händen und würde den Tag inmitten einiger kräftiger Zyprioten verbringen und sich im Hafen von Kyrenia

die Zeit vertreiben. Es gab sicher bessere Möglichkeiten, ein paar Stunden her-umzubringen, aber auch bei Weitem schlechtere. Zumindest wusste er sie in Sicherheit, während er Kontakt mit Alexanders Verbindungsmann zur Widerstandsbewegung aufnahm, einem gewissen Barnabas, von dem er erzählt hatte.

Er fand den Mann im Unterschlupf der Widerständler, der auch als Kornlager diente. Beim Eintreten hatte Altaïr vorsichtig gerufen, aber nichts gehört außer dem Rascheln von Mäusen und dem Straßenlärm in der Ferne. Dann war ein Mann zwischen den Getreidesäcken aufgetaucht. Er hatte einen dunklen Bart und wachsame, ebenso dunkle Augen und stellte sich als Barnabas vor. Als Altaïr ihn fragte, ob es in dem Gebäude einen Raum gebe, der sich als Zelle nutzen ließe, lächelte er unterwürfig und

versicherte ihm, dass ein solcher Raum natürlich vorhanden sei, doch dann schien er sich auf einmal doch nicht mehr so sicher zu sein und ging erst zu einer Tür, die er auf- und wieder zumachte, und dann zu einer zweiten, durch die er spähte, bevor er erklärte, dass die Trockenkammer über einen umgitterten Bereich verfüge, der als Zelle dienen könne.

„Ich bin Armand Bouchart gefolgt“, sagte Altaïr kurz darauf zu Barnabas, als sie sich im Lagerraum auf Getreidesäcken gegenüber saßen.

„Ach? Bouchart ist in Kyrenia?“, wunderte sich der Widerständler. „Wahrscheinlich sucht er seine Gefangenen in Buffavento auf.“

„Ist das eine in der Nähe liegende Festung?“

„Eine Burg, ja. Sie war früher der Sitz einer reichen zypriotischen Adeligen, bis die Templer den Besitz der Dame beschlagnahmten.“

Altaïr schüttelte den Kopf über die Gier der Templer. „Könnt Ihr mich dorthinbringen?“

„Oh, ich kann sogar mehr als nur das für Euch tun. Ich kann Euch in die Burg bringen, ohne dass die Wachen auch nur mit der Wimper zucken. Aber dafür müsst Ihr zuerst etwas für mich tun. Für den Widerstand.“

„Damit habe ich gerechnet“, erwiderte Altaïr. „Worum geht es?“

„Es gibt einen Verräter in unserer Mitte“, antwortete Barnabas düster.

Der Verräter war ein Kaufmann namens Jonas, und nachdem Barnabas ihn mit den nötigen Informationen versorgt hatte, spürte Altaïr diesen Jonas in einem Amphitheater in der Stadtmitte auf. Laut Barnabas spielte Jonas den Templern Geheimnisse zu. Altaïr

beobachtete ihn eine Weile. Er traf sich mit anderen Händlern und machte ganz den Anschein eines gewöhnlichen Geschäftsmanns. Als er sich dann zum Gehen wandte, folgte ihm der Assassine vom Amphitheater in die Seitenstraßen, wobei ihm auffiel, dass der Kaufmann allmählich Verdacht zu schöpfen schien. Immer öfter warf er einen Blick hinter sich, wo er Altaïr sah, und der Blick seiner Augen wurde mit jedem Mal wilder und angsterfüllter. Dann fing er plötzlich an zu rennen, und Altaïr setzte ihm nach. Als Jonas in eine Gasse abbog, lief Altaïr schneller, um sein Opfer nicht aus den Augen zu verlieren.

Doch die Gasse lag bereits leer vor ihm.

Altaïr blieb stehen, schaute nach hinten, um sich zu vergewissern, dass er nicht beobachtet wurde, dann, *klick*, fuhr er seine Klinge aus. Er ging zwei Schritte vor, bis er

sich auf einer Höhe mit einem großen, wackligen Kistenstapel befand, der leicht schaukelte. Er beugte sich ein wenig vor, dann stieß er seine Klinge durch eine der Kisten. Das Holz splitterte, ein Schrei erklang. Der Stapel stürzte auf Altaïr herab. Er riss schützend die Arme hoch und fiel fast hin.

Doch er blieb stehen. Und als die Kisten um ihn herum zur Ruhe kamen, entspannte er sich und blickte an seinem vorgestreckten Arm entlang, wo Jonas von seiner Klinge festgenagelt wurde. Blut rann zäh aus der Wunde im Hals des Mannes. Immer noch in der gebückten Haltung, die er eingenommen hatte, um sich zu verstecken, gab der Kaufmann eine armselige Figur ab. Und obgleich Altaïr wusste, dass Jonas ein Verräter war und dass die Informationen, die er den Templern gab, zweifellos dazu geführt

hatten, dass Mitglieder des Widerstands getötet, gefangen genommen und gefoltert worden waren, tat ihm der Mann leid; so sehr, dass er die Klinge behutsam herauszog und die zersplitterten Kistenreste beiseiteschob, damit er Jonas niederlegen und sich über ihn beugen konnte.

Blut quoll aus der Halsverletzung. „Was soll das?“, schnaufte Jonas. „Ein Assassine? Hat jetzt auch Salah Al'din ein Auge auf das arme Zypern geworfen?“

„Die Assassinen stehen nicht mit den Sarazenen im Bunde. Wir kümmern uns nur um unsere eigenen Angelegenheiten.“

Jonas hustete. Seine blutverschmierten Zähne waren zu sehen. „Wie dem auch sei, die Kunde von Eurer Anwesenheit hat sich weit verbreitet. Der Bulle hat ein Kopfgeld auf Euch ausgesetzt ... und auf Eure Begleiterin.“

Altaïr sah, wie das Leben aus dem Mann herausfloss. „Ich werde mit jedem Tag wertvoller“, sagte er und versetzte Jonas den Todesstoß.

Als er sich erhob, erfüllte ihn nicht die Befriedigung über eine zu seiner Zufriedenheit erledigte Aufgabe, sondern das furchtbare Gefühl, dass etwas nicht stimmte. Der Bulle, den Jonas erwähnt hatte ... Wer er auch sein mochte, er stand auf der Seite von Armand Bouchart und wusste, dass sich Altaïr und Maria in Kyrenia aufhielten. War das der Grund für Altaïrs Beunruhigung?

Er kletterte zu den Dächern empor und machte sich umgehend auf die Suche nach Markos und Maria ...

„Maria“, sagte Altaïr, als er sie gefunden hatte, „es sieht ganz so aus, als hätte man ein beträchtliches Sümmechen auf uns ausgesetzt.“

Wie er es sich gedacht hatte, saß sie auf einer steinernen Bank zwischen Markos und einem anderen Widerständler. Ihr Gesicht zeigte den finsternen Ausdruck, an den er sich langsam gewöhnte.

„Ein Kopfgeld? Verdammt sei Bouchart. Wahrscheinlich hält er mich für Euren Lehrling.“

„Jemand, den man den Bullen nennt, hat seine Männer auf die Suche nach uns geschickt.“

Maria zuckte wie von einer Nadel gestochen zusammen. „Der Bulle? Dann hat man diesem Fanatiker also seinen eigenen Bezirk gegeben?“

„Ist er ein Freund von Euch?“, fragte Altaïr spöttisch.

„Mitnichten. Sein Name ist Moloch. Er ist ein heuchlerischer Prahlhans mit Armen wie Baumstämme.“

Altaïr wandte sich an Markos. „Kennt Ihr das Versteck des Widerstands im Viertel der Bürgerlichen?“

„Ich weiß, wo es ist, aber betreten habe ich es noch nie.“ Markos hob die Schultern. „Ich bin nur ein Fußsoldat des Widerstands.“

Altaïr dachte nach, dann sagte er: „Maria und ich dürfen nicht zusammen gesehen werden, also muss sie bei Euch bleiben. Passt auf, dass Euch niemand sieht, und trifft mich dort.“

„Ich kenne ein paar Seitengassen und Tunnel.“

„Das wird vielleicht etwas länger dauern, aber so gelangt sie wenigstens unversehrt dorthin.“

Getrennt machten sie sich auf den Weg zum Unterschlupf. Altaïr traf als Erster ein. Barnabas hatte sich auf Getreidesäcken ausgestreckt, stand aber sogleich auf, als Altaïr

hereinkam, und unterdrückte wie aus dem Schlummer gerissen ein Gähnen.

„Ich habe gerade erfahren, dass jemand die Leiche des armen Jonas gefunden hat“, sagte er mit Hohn in der Stimme. „Was für ein Jammer, nicht?“ Er strich sich Getreidekörner von der Kleidung.

„Ihr habt ihn besser gekannt als ich“, sagte Altaïr. „Ich bin sicher, er wusste, wie gefährlich es ist, für beide Seiten zu arbeiten.“ Er musterte Barnabas eingehend und bemerkte dessen schiefes Grinsen. Das Töten bereitete Altaïr keine Genugtuung, ganz gleich, um wessen Tod es ging, und er hielt nicht viel von Menschen, die das anders sahen, ob es nun Temppler, Assassinen oder Widerständler waren. Einerseits war Barnabas ein Verbündeter. Andererseits ... Wenn Altaïr sich auf etwas verlassen konnte, dann war es sein

Instinkt, und dieser Instinkt nagte jetzt in ihm, ganz leise nur, aber unaufhörlich.

Barnabas fuhr fort: „Ja. Bedauerlicherweise hat das die Lage allerdings erschwert. Jonas war ein geachteter Zypriot, und sein Tod hat in der Nähe der alten Kirche für Aufruhr gesorgt. Das Volk giert nach Vergeltung, und der Bulle wird verkünden, dass Ihr für Jonas' Tod verantwortlich seid. Womöglich verliert Ihr dadurch die Unterstützung des Widerstands.“

Was? Altaïr starrte ihn an. Er glaubte seinen Ohren kaum. Und sein Instinkt verlegte sich vom leisen Nagen auf heftiges Rumoren. „Aber Jonas hat den Widerstand verraten. Wussten die Leute das nicht?“

„Nicht genug von ihnen, fürchte ich“, räumte Barnabas ein. „Der Widerstand ist ziemlich weit verstreut.“

„Nun, Ihr werdet Gelegenheit haben, es ihnen selbst zu sagen“, erklärte Altaïr. „Es sind gerade ein paar Männer auf dem Weg zu uns.“

„Ihr führt Leute hierher?“ Barnabas blickte besorgt drein. „Könnt Ihr ihnen vertrauen?“

„Im Moment bin ich mir nicht sicher, wem ich vertrauen kann“, sagte Altaïr, „aber es ist das Risiko wert. Jetzt muss ich mir erst einmal selbst ein Bild von diesem Aufruhr machen.“

„Und was unseren Handel angeht“, sagte Barnabas, „ich werde sehen, was ich tun kann, um Euch in Boucharts Nähe zu bringen. Ein Geschäft ist ein Geschäft, nicht wahr?“ Er lächelte wieder.

Ein Lächeln, das Altaïr nicht gefiel. Mehr noch, es gefiel ihm immer weniger mit jedem Mal, da er es sah.

41

Altair stattete der Kirche einen Besuch ab, und ihm wurde ganz flau beim Anblick des Aufruhrs. Templerwachen hatten einen Kordon gebildet und hielten marodierende Bürger zurück, die man daran gehindert hatte, sich aus dem unmittelbaren Umkreis der Kirche zu entfernen. Diese Leute zertrümmerten nun alles, was ihnen vor die Augen kam. Man hatte Kisten und Fässer zerschlagen, und hier und da brannten Feuer in den Straßen. Am Straßenrand stehende Buden waren niedergerissen worden, und der Geruch von zertrampeltem Obst vermischte sich mit dem Rauch. Menschen hatten sich

zu Gruppen zusammengefunden und intonierten zu Trommelschlag und Beckenscheppern Sprechchöre, während sie versuchten, die Reihen der Tempelritter aufzustacheln, die sie hinter provisorischen Barrikaden und umgekippten Karren und Marktständen hervor aufmerksam beobachteten. Ab und an unternahmen kleine Trupps von Soldaten einen raschen, unbarmherzigen Vorstoß in die Meute hinein, zerrten um sich tretende und schreiende Menschen heraus und schlugen entweder mit dem Knauf ihrer Schwerter auf sie ein oder warfen sie hinter die Barrieren, von wo aus sie in Zellen verbracht wurden. Aber auch damit konnten sie den Randalierern weder Angst einjagen noch ihre Wut dämpfen.

Altair beobachtete das alles aus der Höhe, wo er geduckt am Rand eines Daches hockte

und Verzweiflung ihn plagte. Hier war etwas furchtbar schiefgelaufen. Und wenn der Bulle beschloss, ihn als den Mörder zu verkünden, dann würde alles noch schlimmer werden.

Er traf seine Entscheidung. Der Bulle musste sterben.

Als er wieder im Unterschlupf eintraf, suchte er vergeblich nach Barnabas, der nirgends zu sehen war. Jetzt war sich Altaïr sicher, dass es ein Fehler gewesen war, ihm zu vertrauen, und er verfluchte sich dafür. Er hatte auf seinen Instinkt gehört. Nur hatte er nicht gut genug *hingehört*.

Markos war jedoch da, genau wie Maria, die man in eine Zelle gesteckt hatte, die sehr viel stabiler war als die behelfsmäßige Lösung, mit der sie sich in Limassol begnügen mussten. Die Tür zwischen Trockenkammer und Lagerraum stand offen, sodass sie

Maria sehen konnten. Sie saß mit dem Rücken an die Wand gelehnt hinter den Gitterstäben, trat gelegentlich mit den Füßen in die Binsen, die auf dem Boden lagen, und verfolgte alles, was vorging, mit hasserfüllter, sardonischer Miene. Altaïr betrachtete sie und dachte an all den Ärger, den sie verursacht hatte.

Er erfuhr, dass sie, Markos und mehrere andere Widerständler den Unterschlupf bei ihrem Eintreffen verlassen vorgefunden hatten. Barnabas war bei ihrer Ankunft schon verschwunden gewesen.

„Was ist da draußen los?“, hatte Markos gerufen. „Die Stadt ist in Aufruhr. Ich habe Tumulte gesehen.“

„Die Leute beklagen sich über den Tod eines Bürgers, eines Mannes namens Jonas. Sagt Euch der Name etwas?“

„Mein Vater kannte ihn. Er war ein guter Mann. Wie ist er gestorben?“

Altaïr fühlte sich schlagartig noch elender. Er mied Markos' Blick, als er erwiderte: „Tapfer ist er gestorben. Hört zu, Markos, die Sache ist kompliziert geworden. Bevor ich zu Bouchart gehe, muss ich den Bullen ausschalten und seinen Gewalttätigkeiten ein Ende bereiten.“

„Ihr wisst wirklich, wie man Chaos heraufbeschwört, Altaïr“, rief Maria aus ihrer Zelle.

Es gefiel ihm, wie sein Name aus ihrem Mund klang. „Der Bulle ist ein Mann, der für die Unterjochung Tausender verantwortlich ist. Nur wenige werden um ihn trauern.“

Sie setzte sich anders hin. „Und wollt Ihr etwa nach Kantara hineinfliegen, ihn erstechen und unbemerkt wieder verschwinden? Er umgibt sich mit Verehrern, die ihm treu ergeben sind.“ Ihre Stimme

hallte zwischen den steinernen Mauern wider.

„Kantara ...“, griff Altaïr ihren unfreiwilligen Hinweis auf. „Das liegt im Osten, nicht?“

„Ja, und es ist die am besten verteidigte ... ach, vergesst es. Ihr werdet es ja mit eigenen Augen sehen.“

42

Und Altaïr sah es in der Tat mit eigenen Augen. Die Burg Kantara wurde von Kreuzfahrersoldaten und von den fanatischen Anhängern Molochs bewacht. Altaïr kletterte an der Mauer empor, pirschte über die Wehrgänge und blieb gelegentlich stehen, um die Wachen zu belauschen und die eine oder andere Information über den Mann, den sie den Bullen nannten, aufzuschnappen. So erfuhr er, dass der Bulle ein Zelot war, der eine gleichgesinnte Gefolgschaft um sich geschart hatte. Fanatiker, die entweder als Leibwächter oder Diener für ihn arbeiteten oder in den Straßen von Kyrenia seine Lehre

verkündeten. Er stand außerdem mit den Templern im Bunde, und seine Ergebenheit gegenüber deren Anführer Bouchart war fast ebenso innig wie sein religiöser Glaube. Die Burg Kantara war seine persönliche Zitadelle, die ihm angeblich die Templer überlassen hatten. Bekannt war er dafür, dass er den größten Teil seiner Zeit betend in der Burgkapelle zubrachte.

Dort hoffte Altaïr ihn anzutreffen.

Auf seinem Weg durch die Festung sah er Fanatiker und Wachen. Die Fanatiker wirkten ... nun, genauso, wie er sich Fanatiker vorgestellt hatte – nervös, großäugig und eifrig. Die christlichen Wachen, die in Zweiergruppen auf Patrouille waren, machten aus ihrer Verachtung für die Fanatiker keinen Hehl und hielten es unübersehbar für unter ihrer Würde, in der Burg stationiert zu sein. Altaïr drückte sich in eine Nische, als zwei

vorüberkamen und einer sich beim anderen beklagte: „Warum tolerieren die Templer diesen Wahnsinnigen? Der Bulle und seine fanatischen Anhänger sind gefährlicher als die Bewohner von Zypern.“

„Die Templer haben schon ihre Gründe“, antwortete der andere. „Für sie ist es einfacher, durch einen Bevollmächtigten zu regieren, verstehst du?“

„Na ja, mag sein. Aber wie lange kann das gut gehen? Der Bulle und die Templer sind in Glaubensfragen nicht gerade einer Meinung.“

„Ach, je weniger man dazu sagt, desto besser ist man dran.“

Altair ließ sie passieren, dann ging er weiter. Im Korridor wurde es dunkler. Maria hatte gesagt, die Burg werde gut verteidigt, und das war sicherlich der Fall, wenn man eine Armee auf die Beine stellte und die

Mauern der Festung erstürmen wollte. Für einen einzelnen Assassinen war es jedoch leichter, heimlich in die Burg einzudringen. Zumal, wenn man der Meister der Assassinen war. Wenn man Altaïr war.

Jetzt fand er sich in einem riesigen Bankettsaal wieder. Auf der anderen Seite standen zwei Wachen. Er zückte zwei Wurfmesser und schleuderte sie – eins, zwei. Binnen eines Augenblicks lagen die beiden Männer zuckend auf dem steinernen Boden. Altaïr stieg über sie hinweg. Er wusste jetzt, dass er sein Ziel fast erreicht haben musste, dass Moloch nicht mehr weit entfernt sein konnte.

Aber er war nicht da. Altaïr landete scheinbar in einer Sackgasse. Er drehte sich um, blickte nach hinten. Warum hatte man hier Wachen postiert? Da sah er die Falltür. Er bückte sich zu ihr hinunter, lauschte, dann

lächelte er. Er ging davon aus, dass er den Bullen gefunden hatte.

Ganz behutsam hob er die Klappe hoch und ließ sich auf die Balken darunter hinab. Er befand sich inmitten der Dachsparren der Burgkapelle, in einem leeren Raum, der von einer großen Kohlenpfanne im Altar erhellt wurde.

Moloch kniete vor dem Feuer und schürte es.

Marias Beschreibung des Mannes erwies sich als zutreffend. Er war ein Bär von einem Mann, kahlköpfig, mit langem Schnauzbart. Sein Oberkörper war nackt bis auf ein Medaillon, das er um den Hals trug. Seine Arme erinnerten in der Tat an Baumstämme, genau wie Maria es gesagt hatte. Schweiß glitzerte im Widerschein des Feuers auf seiner Haut. Der Sprechgesang, den er intonierte, konnte ebenso gut ein Knurren sein

wie eine fromme Ehrbezeugung. Er war völlig in sein Tun vertieft, rührte sich nicht vom Feuer weg, badete sein Gesicht in der Hitze der Flammen, blind und taub für alles andere um ihn her, selbst – oder insbesondere – für den Assassinen.

Gut. Moloch machte einen kräftigen Eindruck. Er mochte durchaus stärker sein als Altaïr, der keine Lust hatte, sich in einem Kampf mit ihm zu messen. Der Bulle war ihm nicht nur an körperlicher Kraft überlegen, es hieß auch, dass er eine Waffe einsetzte, die dem sogenannten Meteorhammer ähnelte, eine Kette, an der ein tödliches Gewicht befestigt war. Und es hieß außerdem, dass er diese Waffe unbarmherzig und mit mörderischer Präzision zu führen verstand.

Nein, Altaïr wollte nicht gegen ihn kämpfen. Diesen Gegner musste er heimlich und

hinterrücks ausschalten – schnell, sauber und leise.

Geräuschlos schlich er über die Balken, dann ließ er sich hinab und landete ohne einen Laut hinter dem Bullen mitten im Raum. Er befand sich etwas weiter von Moloch entfernt, als ihm lieb war. Er spannte sich und hielt die Luft an. Wenn Moloch ihn gehört hatte ...

Aber der Kraftprotz beschäftigte sich weiterhin nur mit der Kohlenpfanne. Altaïr setzte den ersten Schritt, dann den nächsten. Leise fuhr er seine Klinge aus und hob sie an. Glutrotes Licht tanzte über den Stahl. Den Bullen trennte jetzt nur noch ein Herzschlag vom Tod. Altaïr ging ein klein wenig in die Knie, seine Beinmuskeln traten hervor, dann sprang er, die Klinge zum Stoß hochgerissen.

Er befand sich noch mitten in der Luft, als der Bulle herumkreiselte, viel schneller, als

es ihm angesichts seiner Größe eigentlich hätte möglich sein sollen. Dabei grinste er auch noch, und Altaïr wurde klar, dass Moloch die ganze Zeit über von seiner Anwesenheit gewusst und ihn nur hatte herankommen lassen. Dann fand sich der Assassine auch schon im Griff dieser gewaltigen Arme wieder, spürte, wie eine Hand seine Kehle packte und zudrückte und ihn dabei vom Boden hochhob.

Einen Moment lang wurde er so gehalten. Moloch stemmte ihn mit einer Hand in die Höhe, als wäre Altaïr eine Trophäe, die er auf den Stufen der Burg zur Schau stellen wollte, und er hing würgend im Griff dieser Pranke. Mit den Füßen trat er strampelnd ins Leere, seine Hände tasteten nach Molochs Panzerhandschuh und versuchten verzweifelt, den Griff dieses Monstrums zu lösen. Sein Blick begann zu verschwimmen,

Schwärze kroch in sein Blickfeld. Dann schleuderte Moloch ihn davon, und er landete mit ausgestreckten Gliedern auf dem Boden der Kapelle. Sein Kopf prallte schmerzhaft gegen eine Fliese, und er wunderte sich, warum er noch am Leben sein durfte.

Der Bulle wollte noch ein wenig mit ihm spielen, darum. Er hatte seinen Meteorhammer hervorgeholt und schleuderte die Kugel am Ende der Kette nach Altaïr, der sich gerade noch zur Seite rollen konnte, als sie niederkrachte, einen Krater in den Fliesenboden schlug und sich ein Hagel aus Steinplittern über den Assassinen ergoss.

Altaïr rappelte sich auf und schüttelte die Benommenheit aus seinem Kopf. Mit einer Hand zog er sein Schwert, in der anderen hatte er seine Klinge. Als der Bulle seinen

Hammer einholte und von Neuem auswarf, hechtete Altaïr zur Seite.

Die Eisenkugel krachte neben Altaïr gegen eine Säule. Wieder wurde er von splitterndem Stein getroffen. Da Molochs Hammer gerade ausgeworfen war, witterte Altaïr eine Chance, sprang ihm entgegen und stach mit Schwert und Klinge zu. Aber wieder war Moloch schneller, als es möglich zu sein schien – schon hatte er die Kette eingeholt, hielt sie mit beiden Händen und blockte Altaïrs Schwert ab. Dann schwang er den Hammer von Neuem und zwang den Assassinen abermals, sich mit einem Hechtsprung in Sicherheit zu bringen.

Altaïr dachte an Al Mualim – den Al Mualim, der ihn trainiert hatte, nicht an den Verräter, zu dem er geworden war. Er dachte an Labib und seine anderen Lehrer, die ihn im Schwertkampf unterrichtet hatten. Er

holte tief Luft, wich zurück, sprang zur Seite und umkreiste Moloch.

Der Bulle folgte seinen Bewegungen. Er wusste, dass sich der Assassine sorgte. Als er lächelte, entblößte er einen Mund voller abgebrochener, schwarzer Zähne, von denen die meisten nur noch kurze Stummel waren. Aus seiner Kehle stieg ein Knurren auf, als der Assassine näher kam. Altaïr musste Moloch dazu verleiten, den Hammer zu werfen. Der Assassine hatte eine Idee – es war eine gute Idee, aber sie konnte sich auch als tödlicher Fehler erweisen, wenn er sich verkalkulierte. Der Bulle musste den Hammer schleudern – aber immer, wenn er das tat, zerschmetterte das Ding Altaïr beinahe den Schädel.

Und da kam es wieder. Sauste durch die Luft. Hämmerte gegen den Stein. Altaïr rettete sich nur knapp mit einem gewagten

Sprung, landete auf den Füßen, aber anstatt in Deckung zu gehen, jagte er auf den Hammer zu, trat auf die Kugel und flitzte über die gespannte Kette Moloch entgegen.

Da verging Moloch das Grinsen. Ihm blieb eine Sekunde, um den Anblick des flinken Assassinen zu erfassen, der über die Kette auf ihn zurannte – dann drang auch schon dessen Schwert von vorn in seinen Hals ein und im Nacken wieder aus. Der Hüne gab einen Laut von sich, der halb Schrei, halb ersticktes Keuchen war. Altaïr ließ die Waffe, die aus Molochs Hals ragte, los, kletterte ritlings auf die Schulter des Ungeheuers und trieb ihm die Klinge tief ins Rückgrat. Doch der Bulle kämpfte immer noch, und Altaïr musste sich an ihm festklammern, um nicht abgeworfen zu werden. Er packte die Kette mit der freien Hand, zerrte sie hoch und schlang sie Moloch um den Hals, dann zog er

die Schlinge mit aller Macht zu, wobei er vor Anstrengung stöhnte. Moloch wand sich und stolperte rückwärts, und Altaïr erkannte, dass er ihn auf das Feuer zumanövrierte.

Er spürte die Hitze im Rücken und verdoppelte seine Bemühungen. Der Unhold wollte einfach nicht sterben. Altaïr roch etwas Verbranntes und merkte, dass es der Saum seiner Kleidung war. Die Hitze war jetzt sengend. Er schrie vor Schmerz und Anstrengung, zerrte mit einer Hand an der Kette, bohrte mit der anderen die Klinge tiefer in den Leib des Bullen hinein, bis irgendetwas nachgab. In Moloch versiegte die allerletzte Kraft, und Altaïr saß auf seinen Schultern, als der Hüne bockend wie ein Wildpferd zu Boden ging, wo er schnaufend liegen blieb und langsam starb, während sirupzähes Blut sich auf dem Steinboden ausbreitete.

Dann hörte er endlich auf zu atmen.

Zutiefst erleichtert seufzte Altaïr auf. Moloch würde die Menschen nicht gegen den Widerstand aufhetzen können. Seine tyrannische Herrschaft war vorbei. Und Altaïr fragte sich, was an ihre Stelle treten würde.

Die Antwort darauf sollte er schon bald erhalten.

43

Maria war nicht mehr da. Kreuzritter hatten sie verschleppt. Während Altaïr auf Burg Kantara kämpfte, hatten Soldaten den Unterschlupf angegriffen und waren trotz aller Gegenwehr mit Gefangenen entkommen, darunter auch mit Maria.

Markos, einer der wenigen, die der Gefangennahme entronnen waren, begrüßte den Assassinen. Kummer zeichnete sein Gesicht, Wut seine Stimme. „Wir wurden angegriffen, Altaïr. Wir haben versucht, sie zurückzuschlagen, aber es gelang uns nicht.“ Beschämt schlug er die Augen nieder.

Oder täuschte er es nur vor?

Altaïr blickte zu der Tür, die in die Trockenkammer führte. Sie war geöffnet. Dahinter stand auch die Tür zu der Gitterzelle offen. Altaïr stellte sich Maria darin vor, wie sie ihn mit ihren Mandelaugen ansah, den Rücken an die Wand gelehnt, und mit den Stiefeln im Stroh scharrte, das auf dem Steinboden ausgestreut lag.

Er schüttelte den Kopf, um das Bild loszuwerden. Es stand mehr auf dem Spiel als seine Gefühle für die Engländerin. Es stand ihm nicht zu, die Sorge um sie vor die Belange des Ordens zu setzen. Aber er ... konnte nicht anders.

„Ich wollte sie aufhalten“, sagte Markos, „aber ich musste mich verstecken. Es waren zu viele.“

Altaïr musterte ihn scharf. Nachdem er von Barnabas' Doppelzüngigkeit wusste, begegnete er jedermann mit Misstrauen.

„Das war nicht Eure Schuld“, sagte er. „Die Templer sind verschlagen.“

„Ich habe gehört, dass sie auf Buffavento über die Macht eines dunklen Orakels gebieten. Mit dessen Hilfe müssen sie uns gefunden haben.“

Stimmte das? Altaïr dachte darüber nach. In der Tat schienen die Templer über jeden ihrer Züge Bescheid zu wissen. Aber vielleicht hatte das weniger mit einem Orakel zu tun, sondern vielmehr mit der Tatsache, dass die Widerstandsbewegung mit Templer-Spionen durchgesetzt war.

„Das ist eine interessante Theorie“, meinte er, argwöhnte jedoch, dass Markos versuchen könnte, ihn in die Irre zu führen. „Aber ich vermute, dass es Barnabas war, der ihnen den Tipp gegeben hat.“

Markos zuckte zusammen. „Barnabas? Wie könnte das sein? Barnabas, der Führer des

Widerstands, wurde am Tag vor Eurer Ankunft hingerichtet.“

Natürlich! Altaïr verfluchte sich. Es *hatte* einen Barnabas gegeben, der den Widerständlern treu war, aber die Templer hatten ihn durch einen eigenen Mann ersetzt. Der Mann, mit dem er gesprochen hatte, war ein falscher Barnabas gewesen.

Altaïr dachte an Jonas, den er auf Geheiß des Spions getötet hatte, und er hoffte, dass er diesen Fehler eines Tages wiedergutmachen konnte. Jonas hatte den Tod nicht verdient.

Altaïr machte sich auf den Weg ins Hafenviertel. Dort fand er heraus, wo die gefangenen Widerständler festgehalten wurden. Er stahl sich an den Wachen vorbei und fand die Gefangenen eingepfercht in eine enge, verdreckte Zelle.

„Danke, Herr, möge Gott Euch segnen“, sagte einer der Männer, als Altaïr die Tür aufschloss und sie herausließ. Auch die anderen blickten ihn dankbar an. Altaïr mochte gar nicht daran denken, was die Templer mit diesen Männern vorgehabt hatten.

Vergeblich jedoch hielt er nach Maria Ausschau ...

„War eine Frau unter euch, als ihr gefangen genommen wurdet?“, fragte er.

„Eine Frau? Ja, bis Shalim, der Sohn des Bullen, sie in Ketten wegbrachte. Sie ging nicht mit ihm, ohne sich zu wehren.“

Nein, dachte Altaïr, ich wette, dass sie sich gewehrt hat. Weil es nicht ihre Art war, sich wehrlos zu fügen. Aber wer war dieser Sohn des Bullen, dieser Shalim? Würde er die tyrannische Regentschaft weiterführen?

Und so erkletterte Altaïr schließlich die Mauern der Festung Buffavento, drang in die

Burg ein und stieg dann hinunter in die dunklen, feuchten Tiefen, wo das Mauerwerk schwarz glänzte, wo das Licht flackernder Fackeln die dräuende Dunkelheit kaum verdrängte, wo jeder Schritt widerhallte und wo ewig irgendwo Wasser tropfte. Hielten die Templer ihr berüchtigtes Orakel hier unten versteckt? Er hoffte es. Bis jetzt wusste er nur, dass sie ihm stets einen Schritt voraus waren. Was immer sie im Schilde führten, er wusste, dass es ihm nicht gefallen würde. Ihm missfiel die Vorstellung eines Archivs, von dem er immer wieder hörte, und ebenso wenig gefiel es ihm, wie sie ein ums andere Mal drauf und dran waren, den Widerstand zu zerschlagen. Er musste alles tun, was ihm möglich war, um ihr Vorankommen aufzuhalten. Und wenn das hieß, dass er auf eine Hexenjagd gehen musste, dann würde er eben das tun.

Als er nun durch die Gänge tief im Bauch der Festung pirschte, näherte er sich einem Bereich, bei dem es sich seiner Vermutung nach um den Kerker handelte. Hinter ihm lagen zwei tote Wachen, denen er begegnet war, beide mit aufgeschlitzter Kehle, die Leichen so versteckt, dass niemand darüber stolperte. Wie schon in Molochs Burg hatte er sich mit einer Mischung aus Anschleichen und gezieltem Töten ins Zentrum vorgearbeitet. Jetzt vernahm er Stimmen, von denen er eine sofort erkannte. Sie gehörte Bouchart.

Er sprach mit einem Mann, der sich auf der anderen Seite eines rostnarbigen Stahltors befand.

„Das Mädchen ist also wieder entkommen, ja?“, schnauzte der Templer.

Der andere Mann trug kostbare, mit Pelz besetzte Kleidung. „Im einen Moment war

sie noch in Ketten, im nächsten war sie verschwunden ...“

„Verkauft mich nicht für dumm, Shalim. Eure Schwäche für Frauen ist weithin bekannt. Ihr habt nicht aufgepasst, und so ist sie Euch entwischt.“

„Ich werde sie wiederfinden, Großmeister. Ich schwöre es.“

Das war also Shalim. Altaïr widmete ihm seine besondere Aufmerksamkeit, und er empfand leise Belustigung. Nichts an diesem Mann – weder sein Aussehen noch seine Statur und am allerwenigsten seine Kleidung – erinnerte an seinen Vater Moloch.

„Und beeilt Euch“, versetzte Bouchart, „ehe sie den Assassinen direkt ins Archiv führt.“

Shalim wandte sich zum Gehen, aber Bouchart hielt ihn zurück. „Und, Shalim?

Sorgt dafür, dass dies zu Alexander in Limasol gelangt.“

Er reichte Shalim einen Sack, den der andere Mann entgegennahm. Altaïr spürte, wie sich seine Kiefermuskeln spannten. Alexander arbeitete also ebenfalls mit den Templern zusammen. Der Feind schien in allem seine Finger zu haben.

Unterdessen hatten sich die beiden Männer entfernt, und Altaïr setzte seinen Weg zur Zelle des Orakels fort. Weil er das Tor nicht passieren konnte, kletterte er zu einem Balkon hinauf und suchte sich draußen einen Weg um die Festung herum und dann wieder nach unten, bis er den Kerker erreichte. Weitere Wachen fielen unter seiner Klinge. Die Leichen würden nicht lange unentdeckt bleiben, und dann würde man Alarm schlagen. Er musste sich beeilen.

Dennoch hatte er den Eindruck, als hätten die Wachen genug zu tun. Er hörte sie schreien und fluchen, während er sich dem Bereich näherte, den er für den Kerker hielt. Als er das Ende eines Tunnels erreichte, der in einen Zellentrakt mündete, fand er heraus, wo Bouchart hingegangen war, denn hier war er wieder und sprach mit einem Wächter. Sie standen auf der anderen Seite einer Gitterwand vor einer Reihe von Zellentüren.

Nun, dachte Altaïr, zumindest habe ich den Kerker gefunden. Er duckte sich in eine Nische in der Tunnelwand, wo er nicht gesehen werden konnte. Vor einer Hintergrundkulisse aus Geschrei hörte er Bouchart fragen: „Was ist los?“

„Es ist diese Verrückte, Herr“, erwiderte der Wächter. Er musste laut sprechen, damit Bouchart ihn trotz des Lärms hören und

verstehen konnte. „Sie ist tobsüchtig geworden. Zwei Wachen sind verletzt.“

„Soll sie sich nur austoben.“ Bouchart grinste. „Sie hat ihren Zweck erfüllt.“

Wieder war Altaïr der direkte Weg zu Bouchart verwehrt. Er hätte die Sache jetzt gern zu Ende gebracht, trotz der Anwesenheit des Wächters. Er hätte den Mann zuerst überwältigt und sich dann Bouchart vorgeknöpft. Aber es sollte nicht sein. Stattdessen musste er zusehen, wie Bouchart und der Wächter davongingen und den Bereich verlassen zurückließen. Altaïr kam aus seinem Versteck hervor, trat vor die Gitterwand und fand eine abgesperrte Tür. Mit flinken Fingern machte er sich am Schloss zu schaffen. Dann war die Tür offen, er trat hindurch und schritt auf die Zellentür des Orakels zu. Ihr Geschrei kam ihm jetzt noch lauter und beunruhigender vor. Altaïr

schluckte. Er fürchtete sich vor keinem Menschen. Aber dies war kein Mensch. Dies war anscheinend etwas ganz anderes. Er musste sich zusammenreißen, während er sich über das zweite Schloss hermachte. Als die Tür kreischend in den rostigen Angeln aufschwang, hämmerte sein Herz.

Die Zelle des Orakels war riesig wie ein Festsaal, und zwar wie ein großer Festsaal, über dem der Gestank von Tod und Fäulnis hing. Dunst kräuselte sich hier und da, und stellenweise wucherte Pflanzenwerk zwischen den Pfeilern, als dränge die Außenwelt herein, um diesen Raum eines Tages ganz für sich zu beanspruchen.

Nachdem seine Augen sich an die Düsternis gewöhnt hatten, hielt er nach dem Orakel Ausschau, sah jedoch nichts, sondern hörte nach wie vor nur ihr infernalisches Geschrei. Es ließ ihm die Haare auf den Armen zu

Berge stehen, und er musste ein Schaudern unterdrücken, als er weiter hineintappte in die ... Zelle?

Ihm kam dieser Raum eher vor wie die Höhle des Orakels.

Plötzlich herrschte Stille. Altaïr erstarrte. Er wechselte das Schwert von einer Hand in die andere, sein Blick durchforstete den dunklen, schwach erhellten Raum.

„Heidenblut“, erklang da eine Stimme – ein rauer Singsang, wie ein Echo aus einem Albtraum. Altaïr fuhr herum in die Richtung, aus der die Stimme kam, doch als sie abermals erklang, schien sie sich von der Stelle bewegt zu haben. „Ich kenne deinen Namen, Sünder“, krächzte sie, „ich weiß, warum du hier bist. Gott führt meine Klauen. Gott schenkt mir die Kraft, dir die Knochen zu brechen.“

Altaïr blieb gerade noch Zeit, sich verwundert zu fragen: *Hat sie wirklich Klauen gesagt ...?*, als das Orakel auch schon auftauchte. Wie ein Derwisch wirbelte es ihm aus der Dunkelheit entgegen, kreischend und von schwarzen Haaren förmlich umpeitscht. Tatsächlich hatte die Gestalt keine richtigen Klauen, sondern lange, scharfe Fingernägel, die allerdings nicht minder tödlich waren. Altaïr hörte, wie sie dicht an seinem Gesicht vorbeipfiffen. Er sprang zurück. Dann duckte sich die Gestalt wie eine Katze, musterte ihn und knurrte. Altaïr war überrascht – er hatte eine alte Hexe erwartet, aber diese Frau ... sie machte den Eindruck, als sei sie von edlem Geblüt. Natürlich! Das war die Frau, von der Barnabas ihm erzählt hatte, die Frau, die einst in der Burg gelebt hatte. Sie war jung und musste sehr schön gewesen sein. Aber was immer die Templer ihr

angetan hatten, die Gefangenschaft hatte sie offenbar in den Wahnsinn getrieben. Das wurde ihm klar, als sie grinste und auf einmal gar nicht mehr wie von edlem Geblüt wirkte, sondern Reihen fauler Zähne entblößte und eine Zunge, die ihr aus dem Mund zu fallen drohte. Kichernd schlug sie abermals nach ihm.

Sie kämpften. Das Orakel griff ihn blindlings an, schwang die Nägel nach ihm und brachte ihm mehrere blutende Wunden bei. Er versuchte die Frau auf Distanz zu halten, unternahm Vorstöße und Konterangriffe, bis es ihm schließlich gelang, sie zu übermannen und an eine Säule zu drücken. Verzweifelt bemühte er sich sie festzuhalten, weil er vernünftig mit ihr reden wollte, aber sie wand sich wie ein wildes Tier, auch dann noch, als er sie zu Boden stieß, sich rittlings auf sie hockte und ihr die Klinge an den Hals hielt,

während sie um sich zu schlagen versuchte und vor sich hinbrabbelte: „Ehre sei Gott. Ich bin sein Werkzeug. Ich bin Gottes Henker. Ich fürchte weder Schmerz noch Tod.“

„Ihr wart einst eine Zypriotin“, sprach Altaïr auf sie ein und hielt sie nach Kräften fest. „Eine respektierte Adelige. Welche Geheimnisse habt Ihr diesen Teufeln verraten?“

Wusste sie, dass sie ihr eigenes Volk verraten hatte, indem sie den Templern half? Besaß sie noch genug Verstand, um das zu begreifen?

„Mein Elend hat Sinn und Zweck“, krächzte sie und lag dann plötzlich ganz still. „Gott befiehlt mir, sein Werkzeug zu sein.“

Nein, dachte Altaïr. Sie besaß nicht mehr genug Verstand. Er war dahin.

„Was immer die Templer mit Euch gemacht haben, sie haben Euch unrecht getan“, sagte er. „Verzeiht mir.“

Es war ein Akt der Gnade. Er tötete sie, dann floh er von diesem schrecklichen Ort.

Als er später wieder im Unterschlupf war, schlug er sein Tagebuch auf und schrieb: *Warum beharren unsere Triebe und Instinkte auf Gewalt? Ich habe den Umgang verschiedener Spezies miteinander studiert. Der angeborene Überlebenswille scheint den Tod der anderen Art zu verlangen. Warum können nicht alle Hand in Hand miteinander gehen? So viele Menschen glauben, die Welt sei durch das Wirken einer göttlichen Macht entstanden – aber ich sehe nur die Entwürfe eines Wahnsinnigen, der darauf aus ist, Tod, Zerstörung und Verzweiflung hochleben zu lassen.*

Auch über den Apfel sann er nach: *Wer waren diejenigen, die vor uns kamen? Was führte sie hierher? Was vertrieb sie wieder? Worum handelt es sich bei diesen*

Artefakten? Ist jedes davon eine verborgene Nachricht, eine Flaschenpost aus einer anderen Zeit? Sind es Werkzeuge, die zurückgelassen wurden, auf dass sie uns helfen und uns führen? Oder kämpfen wir nur um die Herrschaft über sie und gegen ihre Weigerung, sich uns zu offenbaren? Oder dichten wir am Ende Dingen Zweck und Bedeutung an, die in Wahrheit nichts weiter sind als liegen gelassene Spielsachen?

44

Altair beschloss, Shalim zu folgen. Sie waren nun beide auf der Jagd nach Maria, und Altair wollte sichergehen, dass er zur Stelle war, sollte Shalim sie als Erster finden.

Wobei sich Shalim bei seiner Suche im Moment allerdings nicht sonderlich viel Mühe gab. Von Markos wusste Altair, dass Shalim mit seinem Vater nicht viel gemeinsam hatte, abgesehen davon, dass er den Templern diente und zu Wutausbrüchen neigte. Er war allerdings kein religiöser Eiferer, sondern ließ sich lieber den Wein schmecken oder vergnügte sich in der Gesellschaft von Huren. Während er ihm folgte, fand Altair

beide Angaben bestätigt. Er hielt stets sicheren Abstand zu Shalim, während dieser mit zwei Leibwächtern wie ein Trio kleiner Despoten durch die Straßen von Kyrenia stolzierte und an Bürgern und Händlern herumnörgelte, sie misshandelte und ihnen Waren und Geld abnahm, um dann einen anderen Ort aufzusuchen.

Ein Bordell, wie es schien. Altaïr sah, wie Shalim und seine Männer auf eine Tür zgingen, wo ein Betrunkener eine der Prostituierten betatschte. Der Mann war entweder zu dumm oder zu besoffen, um zu merken, dass Shalim übel gelaunt war, denn er grüßte den Tyrannen mit erhobener Flasche und rief: „Kommt, lasst uns trinken, Shalim.“

Shalim wurde nicht einmal langsamer. Er rammte dem Betrunkenen die flache Hand ins Gesicht, sodass dessen Kopf hinter ihm

mit einem dumpfen Laut gegen die Wand schlug. Die Flasche fiel zu Boden, der Mann rutschte an der Mauer entlang nach unten, bis er an deren Fuß zu sitzen kam. Sein Kopf kippte nach vorn, Blut tränkte sein Haar. Noch in derselben Bewegung packte Shalim die Hure am Arm.

Sie wehrte sich. „Shalim, nein, bitte nicht.“

Aber er zerrte sie schon davon, während er seinen beiden Begleitern über die Schulter hinweg zurief: „Amüsiert euch, Männer. Und treibt ein paar Weiber für mich auf, wenn ihr fertig seid.“

Altair hatte genug gesehen. Shalim suchte nicht nach Maria, soviel stand fest. Und er selbst würde sie nicht finden, wenn er Shalim und seiner Hure folgte; die beiden würden entweder im Bett oder in einer Taverne verschwinden, daran gab es keinen Zweifel.

Stattdessen kehrte Altaïr ins Marktviertel zurück, wo Markos ziellos zwischen den Ständen umherging, die Hände auf dem Rücken verschränkt, und auf Neuigkeiten von Altaïr wartete.

„Ich muss näher an Shalim herankommen“, erklärte Altaïr, als sie sich in den Schatten zurückgezogen hatten und den Eindruck zweier Händler erweckten, die sich die Zeit abseits der heißen Sonne vertrieben. „Wenn seine Dummheit seiner Aufdringlichkeit nicht nachsteht, kann ich ihm vielleicht ein paar Geheimnisse entlocken.“

„Sprecht mit einem der Mönche in der Nähe der Kathedrale.“ Markos lachte leise. „Shalims ungezügelter Lebensart verlangt nach regelmäßigen Beichten.“

So setzte sich Altaïr unweit der Kathedrale unter einem flatternden Baldachin auf eine Bank und schaute dem Treiben ringsum zu,

bis ein einzelner Mönch in einer weißen Kutte vorbeikam und grüßend den Kopf neigte. Altaïr erwiderte die Geste, dann sagte er mit so leiser Stimme, dass nur der Mönch ihn hören konnte: „Bruder, bereitet es Euch gar keinen Kummer, die Sünden eines so verwerflichen Mannes wie Shalim zu erdulden?“

Der Mönch blieb stehen. Schaute nach links, dann nach rechts. Dann zu Altaïr hin. „Oh doch“, flüsterte er, „aber sich ihm zu widersetzen, würde den Tod bedeuten. Für die Templer steht hier zu viel auf dem Spiel.“

„Ihr sprecht von dem Archiv?“, fragte Altaïr. „Könnt Ihr mir sagen, wo es zu finden ist?“

Altaïr hatte schon von diesem Archiv gehört. Vielleicht enthielt es den Schlüssel zum Tun der Templer. Doch der Mönch schüttelte den Kopf und ging davon, als plötzlich ein

kleiner Tumult ausbrach. Shalim war der Urheber, wie Altaïr erschrocken feststellte. Der Mann stieg auf ein Rednerpodium. Die Hure hatte er nicht mehr bei sich, und er schien auch nicht mehr so betrunken zu sein wie vorhin.

„Männer und Frauen von Zypern“, rief er, während sich sein Publikum um ihn scharte, „Armand Bouchart schickt euch seinen Segen, allerdings unter dem Vorbehalt, dass jeder, der das Chaos schürt, indem er den Widerstand unterstützt, gefangen genommen und bestraft werden wird. Wer aber nach Ordnung und Harmonie strebt und den Herrn mit guten Taten ehrt, der wird in den Genuss von Boucharts Güte kommen. Und nun lasst uns als Brüder zusammenwirken und wieder aufbauen, was Hass und Wut eingerissen haben.“

Das war ja höchst merkwürdig, fand Altaïr. Shalim wirkte ausgeruht und erfrischt, ganz anders als Altaïr es nach seinen jüngsten Beobachtungen von Shalims Umtrieben erwartet hätte. Jener Shalim hatte den Eindruck erweckt, als habe er vor, den Rest des Tages mit Saufen und Herumhuren zu verbringen. Aber der hier? Der kam ihm vor wie ein anderer Mensch – nicht nur dem Aussehen, sondern auch seinem Auftreten und Verhalten und seinen Worten, seiner ganzen Philosophie nach. Außerdem hatte dieser Shalim keine Leibwächter bei sich. Diesen Shalim hätte Altaïr leicht überwältigen können, vielleicht in einer der Gassen abseits der Hauptstraßen von Kyrenia.

Als Shalim vom Podium herunterstieg, die Kathedrale hinter sich ließ und durch die Straßen seiner Wege ging, nahm Altaïr die Verfolgung auf.

Er wusste nicht genau, wie lange sie unterwegs waren, als unvermittelt die riesige Burg St. Hilarion vor ihnen aufragte. Darauf hielt Shalim zu. Als er das gewaltige Tor erreichte, betrat er die Festung durch eine Seitenpforte und war Altaïrs Blicken entschwunden. Er fluchte, weil er seine Zielperson verloren hatte. Aber in der Burg ging es geschäftig wie in einem Bienenstock zu, und justament öffnete sich das Tor, beide Flügel schwangen auf, sodass Platz wurde für einen Palankin, der von vier Männern getragen wurde. Die Sänfte war offenbar leer, denn die Männer trabten damit voran, und Altaïr folgte ihnen zum in der Sonne liegenden Hafen, wo sie den Palankin abstellten und mit verschränkten Armen und vorgerecktem Kinn warteten.

Altaïr wartete ebenfalls. Er setzte sich auf eine niedrige Mauer, die Ellbogen auf die Knie gestützt, und beobachtete den Palankin

und die wartenden Diener, die Händler und Fischer, die schönen Schiffe, die in der Dünung schaukelten und deren Rümpfe schabend gegen die Hafenmauer schlugen. Eine Gruppe von Fischern, die sich mit einem großen Netz abmühten, hielt plötzlich inne. Die Männer schauten zu einem der Schiffe hinüber und grinsten. Altaïr folgte ihren Blicken und sah eine Anzahl von Frauen, die nach Art der Kurtisanen ganz in Seide und Chiffon gekleidet waren, mit selbstbewussten, aber doch gezierten Schritten über die Planke laufen und den Kai betreten. Das Grinsen der Fischer wurde anzüglicher, ein paar Waschfrauen äußerten missbilligende Worte, als die Kurtisanen hoch erhobenen Hauptes über das Dock gingen und sich der Wirkung ihres Auftritts sehr wohl bewusst waren.

Altaïr besah sie sich genauer.

Maria befand sich unter ihnen.

Auch sie war wie eine Kurtisane gekleidet. Sein Herz machte einen Sprung ob ihres Anblicks. Aber was tat sie dort? War sie Shalims Klauen nur entwischt, um sich gleich wieder in Gefahr zu begeben? So sah es jedenfalls aus. Sie und die anderen Frauen stiegen in die Sänfte. Die Diener warteten, bis sie Platz genommen hatten, dann hoben sie den Palankin an, machten damit kehrt und trugen ihn, deutlich langsamer als zuvor und unter der Last gebeugt, aus dem Hafen und, wenn Altaïr sich nicht irrte, zur Burg St. Hilariön. Dort rieb sich Shalim zweifellos schon voller Vorfreude die Hände.

Altaïr folgte der Sänfte, erkletterte die Mauer eines nahen Gebäudes, dann nahm er den Weg über die Dächer, sprang von einem zum anderen und folgte der Route der Sänfte, die unter ihm durch die Straßen getragen

wurde. Als die Träger sich dem Burgtor näherten, wartete er geduckt ab. Dann passte er genau den richtigen Augenblick ab und sprang auf das Dach der Sänfte hinab.

Wump.

Ein Ruck ging durch den Palankin, als die Träger das neu hinzugekommene Gewicht abfingen. Altaïr hatte darauf gesetzt, dass sie zu viel Angst haben würden, um auch nur nach oben zu schauen, und er behielt recht. Sie balancierten das zusätzliche Gewicht einfach aus und marschierten weiter. Und wenn die Kurtisanen im Innern der Sänfte etwas gemerkt hatten, ließen auch sie sich nichts anmerken. Die Prozession passierte das Tor, ohne aufgehalten zu werden, und erreichte einen Hof. Altaïr schaute sich um. Auf den Wehrgängen sah er Bogenschützen. Jetzt musste er gleich entdeckt werden. Er sprang von der Sänfte, versteckte sich hinter einer

niedrigen Mauer und beobachtete, wie Maria aus dem Palankin geholt und fortgebracht wurde. Durch eine schmale Tür verließ sie den Hof.

Altaïr kletterte auf das Dach eines Nebengebäudes. Um hineinzugelangen, würde er den langen Weg außen herum nehmen müssen. Aber eines wusste er – nun, da er sie gefunden hatte, würde er sie nicht noch einmal verlieren.

45

Maria wurde auf einen großen, glühend heißen Balkon gedrängt, um dem Herrn über die Burg St. Hilarion vorgeführt zu werden. Oder einem von ihnen jedenfalls.

Altaïr hatte nicht gewusst, dass Shalim einen Zwillingsbruder namens Shahar hatte. Und es war Shahar gewesen, dessen Rede über die Güte Armand Boucharts Altaïr beigewohnt hatte. Das hätte die Frage des Assassinen, wie ein Mann, der den ganzen Abend gesoffen und herumgehurt hatte, am nächsten Tag so frisch aussehen konnte, natürlich beantwortet.

Maria hingegen wusste davon, und obwohl sie gleich aussahen, konnte sie die Zwillingbrüder auch auseinanderhalten. Shalim hatte dunkle Augen, und man sah ihm seine ausschweifende Lebensart an, während Shahr jünger wirkte. Auf ihn ging sie jetzt zu. Er wandte sich zu ihr um, sein Gesicht hellte sich auf, und er lächelte ihr entgegen, als sie sich ihm in ihrer Kurtisanenkleidung näherte, in der sie jedermanns Blicke auf sich gezogen hätte.

„Ich hatte nicht erwartet, dich wiederzusehen.“ Er grinste. „Wie kann ich dir behilflich sein, du kleine schlaue Katze?“

Er ging an ihr vorbei und wieder hinein.

„Ich bin nicht hier, um mir schmeicheln zu lassen“, entgegnete Maria, obschon sie diesen Eindruck durchaus erweckte. „Ich verlange Antworten.“

Sie blieb ihm auf den Fersen, und als sie das Vestibül erreichten, beäugte er sie, verwirrt zwar, aber auch lüstern. Sie ignorierte seinen Blick. Sie wollte mit eigenen Ohren hören, was Altaïr ihr gesagt hatte.

„Ach?“, meinte Shahr.

„Ist es wahr, was ich gehört habe?“, drängte sie. „Wollen die Templer den Apfel, den Edensplitter, für finstere Zwecke einsetzen? Wollen sie die Menschen damit nicht erleuchten, sondern unterdrücken?“

Er lächelte nachsichtig, als müsse er einem zwar niedlichen, aber einfältigen Kind etwas darlegen. „Die Menschen sind verwirrt, Maria. Sie sind Lämmer, die darum betteln, geführt zu werden. Und das ist es, was wir ihnen bieten – ein einfaches Leben ohne Sorgen.“

„Aber unser Orden wurde gegründet, um die Menschen zu beschützen“, beharrte sie, „nicht um sie ihrer Freiheit zu berauben.“

Shahar verzog die Lippen. „Die Templer scheren sich nicht um Freiheit, Maria. Wir trachten nach Ordnung, sonst nichts.“

Er ging auf sie zu. Sie wich einen Schritt zurück. „Ordnung? Oder Versklavung?“

Seine Stimme hatte einen dunkleren Ton angenommen, als er erwiderte: „Du kannst es nennen, wie du willst, meine Liebe ...“

Er griff nach ihr, doch seine Absichten – aus denen er keinen Hehl machte – wurden von Altaïr durchkreuzt, der in den Raum platzte. Shahar wirbelte herum und brüllte: „*Assassine!*“

Er packte Maria an den Schultern und schleuderte sie so heftig zu Boden, dass sie schmerzhaft hinschlug. Auch dafür wollte Altaïr den Kerl büßen lassen.

„Verzeiht, Shalim, aber ich habe vergessen, vorher anzuklopfen“, sagte er.

Shahar grinste. „Ihr sucht also nach Shalim? Ich bin sicher, mein Bruder wird sich gern zu uns gesellen.“

Von oben erklang ein Geräusch, und Altaïr schaute zu einer Galerie hinauf, auf die Shalim gerade trat. Dann kamen zwei Wachen zur offenen Tür herein, bereit, sich auf Maria zu stürzen, die, nun wieder auf den Beinen, herumfuhr, einem der Wächter das Schwert aus der Scheide riss und es gegen ihn zum Einsatz brachte.

Der Mann schrie auf und sackte zu Boden, während sie schon herumkreiselte, sich auf ein Knie niederließ, abermals zustieß und damit den anderen Wächter erledigte.

Im selben Moment sprang Shalim von der Galerie herunter und landete mitten im Raum neben seinem Bruder. Altaïr blieb ein

Augenblick Zeit, um die beiden nebeneinander stehend zu mustern, und es erstaunte ihn, wie ähnlich sie sich sahen. Neben ihm stand nun Maria, von deren neu erworbenem Schwert Blut tropfte. Ihre Schultern hoben und senkten sich.

Sie beide gegen die Zwillinge. Altaïr spürte, wie sich seine Brust mit etwas füllte, das zum Teil Stolz war und zum Teil etwas, das er lieber nicht benennen wollte.

„Die beiden“, sagte er, „gegen uns beide.“

Aber wieder hatte Maria eine Überraschung parat. Anstatt an seiner Seite zu kämpfen, stieß sie nur einen verächtlichen Laut aus und flitzte zur Tür hinaus, die die beiden Wachen offen gelassen hatten. Altaïr überlegte einen Moment lang, ob er ihr folgen sollte, doch da griffen ihn die beiden Brüder an, und er musste sein Leben gegen zwei geschickte Schwertkämpfer verteidigen.

Der Kampf war lang und brutal, und die Zwillinge begannen ihn voller Zuversicht, weil sie sicher waren, den Assassinen im Nu zu überwältigen. Schließlich waren sie zu zweit und verstanden sich beide auf den Umgang mit der Klinge. So konnten sie ganz zu Recht davon ausgehen, ihm überlegen zu sein. Doch Altaïr kämpfte von Wut und Enttäuschung getrieben. Er wusste nicht mehr, wer Freund oder Feind war. Er war hintergangen worden – Männer, die eigentlich seine Freunde sein sollten, hatten sich als Feinde erwiesen. Diejenigen, von denen er glaubte, sie könnten Freunde werden – oder sogar mehr als nur Freunde –, hatten die Hand, die er ihnen freundschaftlich reichte, ausgeschlagen. Er wusste nur noch, dass er in einem Krieg kämpfte, in dem es um mehr ging, als ihm bekannt war, und in den Mächte und Ideologien verwickelt waren, die

er noch nicht begriff. Er musste weiterkämpfen, sich weiter bemühen, bis er ans Ziel kam.

Und als die Zwillinge endlich tot zu seinen Füßen lagen, Arme und Beine unnatürlich verdreht, die blicklosen Augen geweitet, bereitete ihm der Sieg über sie weder Befriedigung noch empfand er Dankbarkeit darüber. Er schüttelte nur das Blut von seinem Schwert, schob es in die Scheide und trat auf den Balkon hinaus. Hinter sich hörte er weitere Wachen nahen, als er mit ausgestreckten Armen auf der Balustrade stand. Unter ihm befand sich ein Karren, auf dem er landete, dann tauchte er in der Stadt unter.

Als er später ins Versteck zurückkehrte, wurde er dort von Markos begrüßt, der es kaum erwarten konnte, die Geschichte über das Ableben der beiden Brüder zu hören.

Ringsum fielen sich Angehörige des Widerstands in die Arme, die die Neuigkeit mit Freude aufnahmen. Endlich konnten die Widerständler wieder über Kyrenia herrschen. Und wenn es in Kyrenia geklappt hatte, dann bestand auch Hoffnung für die ganze Insel.

Markos strahlte Altaïr an. „Es ist so weit, Altaïr. Die Tempelerschiffe verlassen die Häfen. Kyrenia wird wieder frei sein. Vielleicht ganz Zypern.“

Altaïr lächelte. Die Freude in Markos' Augen munterte ihn auf. „Bleibt auf der Hut“, riet er jedoch.

Er dachte daran, dass er seinem Ziel, das Archiv ausfindig zu machen, noch nicht näher gekommen war. Doch der Abzug der Temppler verriet ihm etwas: „Sie würden ihr Archiv nicht schutzlos zurücklassen, also kann es nicht hier sein.“

Markos überlegte. „Die meisten Schiffe, die von hier aus aufbrachen, nahmen Kurs auf Limassol. Ob es sich dort befindet?“

Altaïr nickte. „Danke, Markos. Ihr habt dem Land wohl gedient.“

„Viel Glück, Altaïr.“

Später bestieg Altaïr ein Schiff, das ihn zurück nach Limassol bringen würde. Dort hoffte er, das Geheimnis um die Absichten der Templer zu lüften und die Wahrheit über Alexander herauszufinden.

Darüber sann er während der Fahrt nach, und in sein Tagebuch schrieb er: *Ich erinnere mich an meinen Augenblick der Schwäche, als Al Mualims Worte meine Zuversicht erschütterten. Er, der mir wie ein Vater gewesen war, entpuppte sich als mein größter Feind. Der leiseste Anflug von Zweifel war alles, was er brauchte, um sich mit diesem Artefakt in meinen Geist zu*

*stehlen. Aber ich bezwang seine Phantome,
ich errang mein Selbstvertrauen zurück und
habe ihn von dieser Welt geschickt.*

46

In Limassol hatte sich seit seinem vorigen Besuch nichts verändert – es wimmelte von Tempelrittern und Soldaten, und die murrende Bevölkerung machte so weiter, als sei alles beim Alten; nur ihren Gesichtern war die Unzufriedenheit anzusehen, während sie ihrem Tagwerk nachgingen.

Altair verlor keine Zeit, machte den neuen Unterschlupf des Widerstands ausfindig, ein aufgegebenes Lagerhaus, und betrat es in dem festen Entschluss, Alexander auf den Kopf zuzusagen, was er aus dem Gespräch zwischen Bouchart und Shalim erfahren hatte. Als er das Gebäude betrat, war es

allerdings Alexander, der seinerseits auf ihn losging.

„Fort mit Euch, Verräter“, rief er. „Ihr habt den Widerstand hintergangen und uns verkauft. Habt Ihr von Anfang an mit Bouchart gemeinsame Sache gemacht?“

Altair war auf eine Auseinandersetzung mit Alexander vorbereitet gewesen, vielleicht sogar auf einen Kampf, doch der Anblick des Widerständlers in dieser Verfassung beruhigte ihn, weil er ihn zu dem Schluss führte, dass er das Ganze falsch verstanden hatte. Nichtsdestotrotz blieb er vorsichtig.

„Ich wollte Euch gerade dasselbe fragen, Alexander. Ich habe gehört, wie Bouchart Euren Namen erwähnte. Er hat Euch etwas geschickt, nicht wahr?“

Alexander nickte mit schmalen Augen. Das Versteck war spärlich möbliert, aber es gab einen niedrigen Tisch, und darauf stand der

kleine Sack, den Bouchart Shalim in Kyrenia in die Hand gedrückt hatte.

„Ja“, bestätigte Alexander, „den Kopf des armen Barnabas hat er mir in einem Rupfen-sack geschickt.“

Altaïr trat an den Tisch. Er zog an der Schnur, die den Sack zuhielt, und der raue Stoff rutschte nach unten und gab den Kopf eines Enthaupteten frei, aber ...

„Das war nicht der Mann, dem ich in Kyrenia begegnete“, sagte Altaïr, während er bedauernd den abgetrennten Kopf betrachtete. Er hatte sich bereits verfärbt und verströmte einen starken, unangenehmen Geruch. Die Augen waren halb geschlossen, der Mund stand ein wenig offen, sodass die Zunge darin zu sehen war.

„Was?“, fragte Alexander.

„Der echte Barnabas war bereits tot, als ich eintraf, und durch einen Spion der Templer

ersetzt worden, der noch gehörig Schaden anrichtete, bevor er verschwand“, erklärte Altaïr.

„Gott steh uns bei. Hier sind die Templer genauso brutal vorgegangen. Ihre Hauptmänner streifen durch die Straßen und über den Kathedralenplatz und verhaften jeden, dessen Nase ihnen nicht passt.“

„Verzweifelt nicht“, sagte Altaïr. „Kyrenia hat die Templer bereits abgeschüttelt. Und aus Limassol werden wir sie auch vertreiben.“

„Ihr müsst Euch in Acht nehmen. Die Propaganda der Templer hat einige meiner Männer gegen Euch aufgebracht, und die übrigen sind zumindest argwöhnisch.“

„Danke für die Warnung.“

Altaïr durchsuchte die Stadt vergebens nach Bouchart, doch als er zurückkehrte, um Alexander diese schlechte Nachricht

mitzuteilen, war das Versteck leer bis auf eine Notiz. Sie lag auf dem Tisch. Altaïr nahm sie zur Hand. Alexander wollte sich mit ihm im Hof der Burg treffen. So stand es da jedenfalls geschrieben.

Altaïr überlegte. Hatte er Alexanders Handschrift schon einmal irgendwo gesehen? Er erinnerte sich nicht. Abgesehen davon, konnte der Rafiq ja gezwungen worden sein, die Notiz zu schreiben.

Als er sich auf den Weg zum Treffpunkt machte, sagte sein Instinkt ihm, dass dies eine Falle sein konnte. Und schließlich fand er eine Leiche auf dem Hof, wo sie sich treffen sollten, und sein Herz sank.

Nein!, dachte er schaudernd.

Sogleich blickte er sich um. Auf den Wehrgängen, die den Hof säumten, war niemand zu sehen. Mehr noch, die ganze Umgebung war viel ruhiger, als er es erwartet hätte. Er

ging neben dem Toten in die Knie, und seine Befürchtung bewahrheitete sich, als er ihn umdrehte und in Alexanders leblose Augen sah, die ihrerseits ihn blicklos anstarrten.

Dann drang eine Stimme zu ihm herab. Er richtete sich auf, fuhr herum und sah eine Gestalt auf dem Wehrgang stehen. Von der Sonne geblendet, hob Altaïr eine Hand, um seine Augen zu beschirmen, konnte das Gesicht des Mannes dort oben aber noch immer nicht erkennen. War das Bouchart? Wer es auch war, er trug das rote Kreuz der Kreuzfahrer und stand mit leicht gespreizten Beinen da, die Hände in die Hüften gestemmt, von Kopf bis Fuß ganz der siegreiche Held.

Der Ritter wies auf Alexanders Leichnam. Sein Ton war höhnisch. „Ein Freund von Euch?“

Altaïr hoffte, dem Ritter seinen Spott schon bald heimzahlen zu können. Jetzt bewegte sich der Mann ein wenig, und Altaïr konnte ihn endlich deutlich sehen. Es war der Spion. Der Mann, der sich in Kyrenia als Barnabas ausgegeben hatte und wahrscheinlich für die Ermordung des echten Barnabas verantwortlich war. Ein weiterer guter Mann, der nun tot war. Altaïr wollte ihn auch dafür zur Rechenschaft ziehen. Er ballte die Fäuste, seine Wangenmuskeln zuckten. Erst einmal befand er sich dem Spion gegenüber jedoch im Nachteil.

„He!“, rief er zu dem Mann hinauf. „Ich habe Euren Namen nicht verstanden!“

„Wie habt Ihr mich in Kyrenia noch gleich genannt?“ Der Ritter, der *Spion*, lachte leise. „Ach ja, Barnabas, nicht wahr?“

Plötzlich erklang ein lauter Ruf. Altaïr drehte sich um und sah eine Gruppe von

Bürgern den Hof betreten. Er war in die Falle gelockt worden. Der Spion hatte Stimmung gegen ihn gemacht. Jetzt schob man ihm den Mord an Alexander in die Schuhe. Die Ankunft des wütenden Mobs erfolgte genau im richtigen Moment. Es war eine Falle, und er war geradewegs hineingetappt, obwohl seine innere Stimme ihm zur Vorsicht geraten hatte.

Er verfluchte sich einmal mehr und schaute sich um. Die Sandsteinmauern ragten über ihm empor. Eine Treppe führte zu den Wehrgängen hinauf, aber dort oben stand der Spion, der von Ohr zu Ohr grinste und das Schauspiel genoss, das sich unten abspielte, als die Bürger auf Altaïr zurannten, ihr Blut in Wallung, das Verlangen nach Rache und Gerechtigkeit wie loderndes Feuer in ihren Augen.

„Da ist der Verräter!“

„Knüpft ihn auf!“

„Du wirst für deine Verbrechen bezahlen!“

Altaïr wich nicht zurück. Im ersten Moment wollte er nach seinem Schwert greifen, aber er verbat es sich – er konnte keinen harmlosen Bürger töten. Wenn er das täte, machte er alles Vertrauen, das sie in den Widerstand oder die Assassinen setzten, auf einen Schlag zunichte. Er konnte nichts weiter tun, als seine Unschuld zu beteuern. Aber die Leute ließen nicht vernünftig mit sich reden. Verzweifelt suchte Altaïr nach einer Lösung.

Und er fand sie.

Der Apfel!

Es war fast so, als riefe das Artefakt nach ihm. Plötzlich fiel ihm ein, dass er es in seinem Rucksack bei sich trug, und er holte den Apfel heraus und hielt ihn so, dass er auf die Meute wies.

Er hatte keine Ahnung, was er damit zu tun versuchte, und er wusste auch nicht, was passieren würde. Er spürte nur, dass der Apfel seinen Befehlen gehorchen und dass er seine Absichten verstehen würde. Es war allerdings nur ein Gefühl. Ein Instinkt.

Aber es klappte. Der Apfel pulsierte und leuchtete in seinen Händen. Er strahlte ein seltsam durchscheinendes Licht aus, das sich um die Menge zu legen schien, die sich sofort friedlich zeigte und auf der Stelle erstarrte. Altaïr sah, wie der Templerspion erschrocken zusammenzuckte. Für einen Augenblick fühlte er sich allmächtig, und in diesem Moment wurden ihm nicht nur der verführerische Reiz des Apfels und die gottähnliche Kraft, die er verlieh, bewusst, sondern auch die furchtbare Gefahr, die der Edensplitter darstellte – zum einen natürlich in den Händen von Menschen, die ihn zum Bösen

nutzen wollten, aber auch in seinen eigenen. Denn nicht einmal er war gegen diese Versuchung gefeit. Er benutzte ihn jetzt, ja, aber er flehte sich selbst an, ihn nie wieder einzusetzen, zumindest nicht für solche Zwecke.

Dann richtete er das Wort an die Menge.

„Armand Bouchart ist der Mann, der für euer Elend verantwortlich ist“, rief er. „Er warb diesen Mann an, um die Widerständler aufzuhetzen. Geht fort von hier und ruft eure Leute zusammen. Zypern wird wieder euch gehören.“

Einen Moment lang fragte er sich, ob es funktioniert hatte oder nicht. Würde der wütende Mob ihn immer noch lynchen wollen, sobald er den Apfel senkte? Er machte die Probe aufs Exempel – und die Menge stürzte sich nicht auf ihn. Seine Worte hatten sie gebannt, hatten sie überzeugt. Ohne Umschweife drehten sich

die Leute um und verließen den Hof so schnell, wie sie gekommen waren, jedoch besänftigt, geradezu reumütig.

Nun war der Hof wieder leer, und Altaïr betrachtete den Apfel in seiner Hand ein paar Herzsschläge lang. Er sah, wie das Leuchten verblasste, empfand Staunen und Angst in einem, fühlte sich zu dem Artefakt hingezogen und von ihm abgestoßen. Dann verstaute er es wieder, und der Spion sagte: „Ein schönes Spielzeug, das Ihr da habt. Hättet Ihr etwas dagegen, wenn ich es mir ausliehe?“

Altaïr wusste eines mit Bestimmtheit – um den Apfel in die Finger zu bekommen, musste der Templer ihm das Artefakt aus den toten Händen winden. Er zog blank, war zum Kampf bereit. Der Templer lächelte voller Vorfreude auf das Duell und wollte

gerade vom Wehrgang heruntersteigen, als ...

Er hielt inne.

Und das Lächeln rann ihm vom Gesicht wie tropfendes Öl.

Aus seiner Brust ragte eine Klinge hervor. Auf seiner weißen Tunika erblühte eine blutrote Blüte und verschmolz mit dem roten Kreuz. Der Mann blickte an sich hinunter, völlig verblüfft, als frage er sich, wie die Waffe da hingekommen war. Auf dem Hof unter ihm stellte Altaïr sich dieselbe Frage. Dann geriet der Templer ins Wanken, und Altaïr sah eine Gestalt hinter ihm. Eine Gestalt, die er erkannte – Maria.

Sie lächelte und versetzte dem Spion einen Schubs. Er stürzte von der Mauer und schlug schwer auf die Stufen, die in den Hof hinunterführten. Blut tropfte von Marias Schwert.

Sie grinste Altaïr zu, schüttelte ihre Klinge ab und schob sie zurück in die Scheide.

„Ihr hattet den Apfel also schon die ganze Zeit“, stellte sie fest.

Er nickte. „Und nun habt Ihr gesehen, was für eine gefährliche Waffe dieses Artefakt in den falschen Händen wäre.“

„Ich bin nicht sicher, ob ich die Euren als die richtigen bezeichnen würde“, erwiderte sie.

„Nein, da habt Ihr ganz recht. Ich werde den Apfel zerstören ... oder ihn verstecken. Das kann ich erst entscheiden, wenn ich das Archiv gefunden habe.“

Maria grinste. „Ihr könnt aufhören, danach zu suchen. Ihr steht nämlich darauf.“

Just in diesem Moment erscholl vom Hofeingang her großes Geschrei, und eine Gruppe von Templern stürmte herein. Ihre Augen funkelten gefährlich hinter den Schlitzen ihrer Visiere.

Von oben rief Maria herab: „Hier entlang, schnell!“ Sie drehte sich um und lief über den Wehrgang auf eine Tür zu. Altaïr wollte ihr gerade folgen, als drei Männer sich auf ihn stürzten. Er fluchte, setzte sich mit seinem Schwert zur Wehr, Stahl klirrte, und er verlor Maria aus den Augen.

Die Männer verstanden ihr Handwerk und hatten hart trainiert, wovon nicht nur ihr

muskulöser Nacken kündete. Aber nicht einmal drei Ritter konnten dem Assassinen das Wasser reichen. Er tanzte flink um sie herum und hieb nach ihnen, bis alle drei tot zu seinen Füßen lagen.

Er warf einen Blick nach oben. Die Wehrgänge waren leer. Am oberen Ende der Treppe lag nur die Leiche des Templerspiens. Von Maria keine Spur. Er jagte die Stufen hinauf und hielt oben nur kurz inne, um einen Blick auf den Toten zu werfen. Wenn die Aufgabe eines Spions darin bestand, den Feind zu stören, dann hatte dieser hier die seine gut erfüllt. Er hatte das Volk beinah gegen die Widerstandskämpfer aufgebracht und die Menschen in die Arme der Templer getrieben, die nicht vorhatten, sie zu erleuchten, sondern sie zu unterdrücken und zu kontrollieren.

Altair rannte weiter und erreichte die Tür am Ende des Wehrgangs. Dann war dies also der Eingang in das Gebäude, welches das Archiv beherbergte. Er trat ein.

Hinter ihm schlug die Tür zu. Er fand sich auf einem Pfad wieder, der an der Wand eines tiefen Schachts entlang nach unten führte. In Wandhalterungen steckten Fackeln, die dürftiges Licht verbreiteten und flackernde Schatten auf die Templerkreuze warfen, mit denen die Wände verziert waren. Es war still.

Nein, nicht ganz.

Von irgendwo aus der Tiefe vernahm er Rufe. Wachen vielleicht, die auf Marias Anwesenheit aufmerksam geworden waren? Ein solcher Freigeist wie sie hätte sich nie und nimmer den Ideologien der Templer anpassen können. Jetzt war sie eine Verräterin. Sie war ins Lager der Assassinen

gewechselt – sie hatte einen Templer getötet und einem Assassinen gezeigt, wo das Archiv zu finden war. Man würde sie an Ort und Stelle umbringen. Aber so, wie er sie im Kampf erlebt hatte, mochte das leichter gesagt als getan sein.

Er machte sich auf den Weg in die Tiefe, rannte im Halbdunkel liegende Stufen hinunter, setzte hier und da mit einem Sprung über Lücken im bröckelnden Gemäuer hinweg, bis er einen Raum mit sandigem Boden erreichte. Dort trafen gerade drei Wachen ein, um ihn in Empfang zu nehmen. Einen der Gegner schaltete Altaïr sofort mit einem Wurfmesser aus, den nächsten überraschte er und rammte ihm das Schwert in den Hals. Den Leichnam schleuderte er gegen den dritten Mann, der hinfiel, und noch ehe er wieder aufstehen konnte, hatte Altaïr auch ihm den Rest gegeben.

Noch weiter unten hörte er Wasser rauschen. Er fand sich auf einer Brücke wieder, die zwischen zwei Wasserfällen hindurchführte. Der Lärm übertönte die Geräusche, die er verursachte, sodass die beiden Wachen am anderen Ende der Brücke ihn nicht hören konnten. Er fällte sie mit zwei Hieben seiner Klinge.

Er ließ sie liegen, setzte seinen Weg nach unten fort und erreichte die Eingeweide der ... Bibliothek. Jetzt sah er sich Reihen von Bücherregalen gegenüber; sie füllten ganze Räume. Das war es. Er war am Ziel. Er wusste nicht, was er zu sehen erwartet hatte, aber es waren weniger Bücher und Artefakte, als er es sich vorgestellt hatte. War dies wirklich das berühmte Archiv, von dem er gehört hatte?

Doch ihm blieb keine Zeit, sich aufzuhalten und seinen Fund zu inspizieren. Er konnte

Stimmen hören und das Klirren von Schwerthieben – zwei Duellanten, von denen einer zweifellos eine Frau war.

Vor ihm ragte ein hoher Bogen auf, dessen Spitze ein Templerkreuz schmückte. Er trat hindurch und befand sich in einem riesigen Raum, in dessen Mitte eine von reich verzierten Säulen umringte Zeremonienfläche lag. Und in deren Mitte wiederum kämpften Bouchart und Maria gegeneinander. Sie hielt sich den Anführer der Templer mit Müh und Not vom Leib, und just als Altaïr den Raum betrat, traf Bouchart sie. Maria stürzte taumelnd und vor Schmerz aufschreiend zu Boden.

Bouchart maß sie mit einem undeutbaren Blick, während er sich schon nach Altaïr umwandte, der beim Betreten des Raums keinen Laut verursacht hatte.

„Einfältiger Kaiser Komnenos“, nannte der Templer in verächtlichem Ton den Namen des früheren Führers von Zypern. „Er war ein Narr, aber er war *unser* Narr. Fast zehn Jahre lang waren wir auf dieser Insel zugange, ohne gestört zu werden. Unser Archiv war das bestgehütete Geheimnis auf ganz Zypern. Leider waren nicht einmal die ausgeklügeltsten Pläne gegen Isaaks Dummheit gefeit.“

Fast zehn Jahre lang, dachte Altaïr. *Aber dann ...* Er trat einen Schritt vor, sein Blick ging von Bouchart zu Maria. „Er verärgerte König Richard, und die Engländer rückten näher, als ihm lieb war. Richtig?“

Als Bouchart keine Anstalten machte, ihn aufzuhalten, ging er zu Maria und beugte sich über sie. Er nahm ihr Gesicht in die Hände und suchte nach einem Anzeichen von Leben.

Bouchart sprach derweil weiter; er schien sich gern reden zu hören. „Zum Glück konnten wir Richard dazu bewegen, uns die Insel zu verkaufen. Nur so konnten wir seine Aufmerksamkeit ablenken.“

Marias Lider flatterten. Sie stöhnte. *Sie lebt!*, durchfuhr es Altaïr. Er atmete erleichtert auf, bettete ihren Kopf sanft auf den steinernen Boden und richtete sich auf. Dann wandte er sich Bouchart zu, der ihn und Maria mit nachsichtigem Lächeln beobachtet hatte.

„Ihr habt gekauft, was Ihr ohnehin schon unter Eurer Kontrolle hattet“, sagte Altaïr. Jetzt verstand er die Zusammenhänge. Die Templer hatten Zypern von König Richard gekauft, um zu verhindern, dass ihr Archiv entdeckt wurde. Kein Wunder also, dass sie ihn so hartnäckig gejagt hatten, als er auf der Insel eingetroffen war.

Bouchart bestätigte ihm, dass er recht hatte. „Und nun seht, was uns das eingetragen hat. Seit Ihr hier angekommen seid und Eure Nase in zu viele dunkle Ecken gesteckt habt, ist das Archiv nicht mehr sicher.“

„Ich wünschte, ich könnte sagen, es täte mir leid. Aber für gewöhnlich bekomme ich, was ich will“, erwiderte Altaïr. Er klang zuversichtlich, wusste jedoch, dass etwas nicht stimmte.

Und in der Tat grinste Bouchart. „Diesmal nicht, Assassine. Nicht jetzt. Durch unseren kleinen Umweg über Kyrenia haben wir genug Zeit gewonnen, um das Archiv auszuräumen und alles wegzuschaffen.“

Natürlich! Was er auf seinem Weg dort unten gesehen hatte, war nicht etwa ein dürftig ausgestattetes Archiv gewesen – es waren die *Überreste* eines Archivs, die Sachen, die man nicht mehr brauchte. Mit dem Manöver in

Kyrenia hatten sie ihn abgelenkt und die Gelegenheit genutzt, alles fortzubringen.

„Ihr habt keine Artefakte *nach* Zypern geschafft, ihr habt sie weggebracht“, sagte Altaïr, als ihm alles klar wurde.

„Genau.“ Bouchart nickte anerkennend. „Aber es muss nicht alles fort von hier. Ich glaube, Euch werden wir zurücklassen.“

Bouchart sprang vor, stieß mit dem Schwert zu. Altaïr wehrte den Angriff ab. Bouchart war darauf gefasst und parierte, hielt stand, und Altaïr wurde auf den hinteren Fuß gezwungen und musste sich einer Reihe von Stößen und Hieben erwehren. Bouchart war ein Könner, das stand fest. Und er war schnell, baute mehr auf Eleganz und Fußarbeit als auf die rohe Kraft, wie sie die meisten Kreuzritter im Schwertkampf einsetzten. Aber er drang in der sicheren Erwartung auf Altaïr ein, ihn zu bezwingen –

und zwar schnell zu bezwingen. Sein verzweifeltes Bemühen, den Assassinen auszuschalten, machte ihn blind und taub für die körperliche Erschöpfung des Kampfes, und so verteidigte Altaïr sich, ließ ihn kommen, saugte seine Attacken auf, unternahm hin und wieder selbst einen kurzen Ausfall und fügte seinem Gegner eine Wunde zu. Ein Schnitt hier, ein Kratzer da. Unter Boucharts Kettenhemd, das schwer an ihm hing, begann Blut hervorzurinnen.

Während Altaïr kämpfte, dachte er an Maria und all jene, die auf Befehl der Templer gestorben waren, aber er verhinderte, dass diese Erinnerungen in Rachsucht umschlugen. Stattdessen stärkte er damit seine Entschlossenheit.

Das Lächeln war unterdessen aus Boucharts Gesicht verschwunden, und während Altaïr keinen Laut von sich gab,

ächzte der Großmeister der Templer vor Anstrengung – und vor Enttäuschung. Seine Schwerthiebe kamen ungezielter und gingen immer öfter fehl. Er fletschte die Zähne, schwitzte buchstäblich Blut und Wasser.

Und Altaïr schlug ihm weitere Wunden. Seine Klinge glitt über Boucharts Stirn, so-
dass ihm Blut in die Augen rann. Er fuhr sich mit dem Handschuh übers Gesicht, um es wegzuwischen. Jetzt konnte Bouchart kaum noch das Schwert heben, stand nach vorn gebeugt da, die Beine wie aus Gummi, und seine Schultern hoben und senkten sich schwerfällig, als er nach Atem rang und durch die Maske aus Blut blinzelnd nach dem Assassinen schaute, aber nur Schatten und Umrisse wahrnahm. Er war ein bezwungener Mann. Und das hieß, er war ein toter Mann.

Altaïr spielte nicht mit ihm. Er wartete, bis die Gefahr vorüber war. Bis er sicher sein konnte, dass Boucharts Schwäche nicht vorgetäuscht war.

Dann spießte er ihn auf.

Bouchart fiel zu Boden, und Altaïr ging neben ihm in die Knie. Der Templer schaute ihn an, und Altaïr sah Respekt in seinen Augen.

„Ihr ... Ihr macht Eurem Credo alle ... alle Ehre“, keuchte Bouchart.

„Und Ihr habt Eures verraten.“

„Nicht verraten ... nur erweitert. Die Welt ist komplizierter, als die meisten es zugeben wollen. Und wenn Ihr, Assassine ... wenn Ihr Euch auf mehr verstündet als nur aufs Morden, dann würdet Ihr das vielleicht begreifen.“

Altaïrs Miene verfinsterte sich. „Spart Euch Eure Predigt über Werte und Tugenden. Und

sterbt in dem Wissen, dass ich den Apfel, den Edensplitter, nie in andere Hände als die meinen fallen lassen werde.“

Als er davon sprach, spürte er den Apfel warm auf seinem Rücken, als sei er gerade erwacht.

Bouchart lächelte ironisch. „Behaltet ihn dicht bei Euch, Altaïr. Ihr werdet zu demselben Schluss kommen wie wir ... zu gegebener Zeit ...“

Er starb. Altaïr streckte die Hand aus, um ihm die Augen zu schließen, als das Gemäuer erbebte und Gesteinsbrocken auf ihn herabregneten. Kanonendonner. Die Templer nahmen das Archiv unter Beschuss. Natürlich. Sie wollten nichts übrig lassen.

Altaïr eilte zu Maria und zog sie auf die Füße. Einen Moment lang sahen sie einander in die Augen, und ein unausgesprochenes Gefühl sprang wie ein Funke zwischen ihnen

über. Dann zog sie an seinem Arm und führte ihn aus dem riesigen Raum, der von weiteren Kanonenschüssen erschüttert wurde. Altaïr drehte sich um und sah, wie zwei der herrlichen Säulen brachen und einstürzten. Gewaltige Steintrümmer krachten zu Boden. Dann folgte er Maria, die schon losgerannt war. Zwei Stufen auf einmal nehmend, stiegen sie den Schacht, der ins Archiv hinunterführte, wieder empor. Eine weitere Explosion ließ den Schacht erbeben, Mauerbrocken fielen zu Boden, aber sie rannten weiter und wichen den Trümmern aus, bis sie den Ausgang erreichten.

Die Stufen waren eingestürzt. Altaïr kletterte auf eine Plattform hinauf und zog Maria hinter sich hoch. So kamen sie schließlich ans Tageslicht. Der Beschuss wurde noch heftiger, das Bauwerk stürzte in sich zusammen und zwang sie zu springen.

Und dann verharreten sie einfach für einige Zeit, labten sich an der klaren Luft und waren froh, noch am Leben zu sein.

Später, nachdem die Templerschiffe ausgelaufen waren und die letzten Reste des kostbaren Archivs mitgenommen hatten, spazierten Altaïr und Maria im Licht der untergehenden Sonne durch den Hafen von Lissabon. Beide hingen sie ihren Gedanken nach.

„Alles, wofür ich im Heiligen Land gearbeitet habe, will ich nicht mehr haben“, sagte Maria nach einer Weile. „Und alles, was ich aufgab, um mich den Templern anzuschließen ... Ich frage mich, was aus all dem geworden ist und ob ich versuchen sollte, es wiederzufinden.“

„Werdet Ihr nach England zurückkehren?“, fragte Altaïr.

„Nein. Ich bin schon so weit von zu Hause fort, dass ich nach Osten weiterziehen werde. Nach Indien vielleicht. Oder bis ich vom Ende der Welt falle ... Und Ihr?“

Altair überlegte. Er genoss die Nähe zwischen ihnen. „Unter Al Mualim glaubte ich lange, mein Leben sei an seine Grenzen gestoßen, und ich dachte, meine einzige Pflicht bestünde darin, anderen den Abgrund zu zeigen, den ich gefunden hatte.“

„Dieses Gefühl hatte ich früher auch“, sagte sie.

Er holte den Apfel hervor und hielt ihn hoch, um ihn zu betrachten. „So schrecklich dieses Artefakt auch sein mag, birgt es doch Wunder ... Ich würde es gern so gründlich wie möglich begreifen.“

„Ihr beschreitet einen schmalen Grat, Altair.“

Er nickte bedächtig. „Ich weiß. Aber die Neugier hat mich übermannt, Maria. Ich möchte die klügsten Köpfe kennenlernen, die Bibliotheken der Welt erkunden und alle Geheimnisse erfahren, die Natur und Universum bereithalten.“

„Und das alles in einem Leben? Ein bisschen sehr ehrgeizig, wenn Ihr mich fragt ...“

Er lachte. „Wer weiß? Vielleicht ist ein Leben ja gerade lang genug.“

„Vielleicht. Und wo wollt Ihr anfangen?“

Er sah sie lächelnd an. Im Moment wusste er nur, dass er sie für den Rest seiner Reise bei sich haben wollte, und deshalb sagte er: „Im Osten.“

TEIL VIER

15. Juli 1257

Maffeo hat die Angewohnheit, mich manchmal so komisch anzuschauen. So, als verriete ich ihm nicht die ganze Wahrheit. Das hat er während unserer Erzählstunden mehrere Male getan. Ob wir dabei nun das Treiben auf dem Markt von Masyaf beobachten, die Kühle in den Katakomben unter der Zitadelle genießen oder über die Wehrgänge spazieren und den Vögeln zusehen, wie sie ihre Kreise ziehen und sich ins Tal fallen lassen: Ab und zu schaut er mich an, als wolle er sagen: „Was verheimlichst du mir, Niccolò?“

Nun, die Antwort lautet natürlich: Nichts. Sieht man von meiner Vermutung ab, dass wir letztlich irgendwie in diese Geschichte verwickelt sein werden, dass ich all diese Dinge aus einem bestimmten Grund erfahren habe. Wird der Apfel dabei eine Rolle spielen? Oder vielleicht die Tagebücher des Meisters? Oder der Kodex, das Buch, in dem er seine bedeutendsten Entdeckungen festgehalten hat?

Wie auch immer, Maffeo sieht mich gerade jetzt wieder so an.

„Und?“

„Und was, Bruder?“

„Sind Altaïr und Maria nach Osten gezogen?“

„Maffeo, Maria ist die Mutter von Darim, dem Herrn, der uns hierher eingeladen hat.“

Maffeo wandte sein Gesicht der Sonne zu und ließ es sich mit geschlossenen Augen

von der Sonne wärmen, während er diese Auskunft verarbeitete. Ich bin sicher, er versuchte das Bild des Darims, den wir kannten – einen Mann in den Sechzigern, dessen verwittertes Gesicht sein Alter nicht verhehlte –, mit jemandem in Einklang zu bringen, der eine Mutter hatte, eine Mutter wie Maria.

Ich ließ ihn darüber nachsinnen und lächelte milde. Genauso wie Maffeo mich während des Erzählens mit Fragen löcherte, hatte ich natürlich auch den Meister gelöchert, wenngleich mit deutlich mehr Ehrerbietung.

„Wo ist der Apfel jetzt?“, hatte ich ihn einmal gefragt. Um ehrlich zu sein, hatte ich insgeheim gehofft, dass er ihn irgendwann einmal hervorholen würde. Immerhin hatte er in großer Ehrfurcht davon gesprochen, bisweilen hatte er dabei sogar angsterfüllt

geklungen. Und natürlich hatte ich gehofft, ihn mit eigenen Augen sehen zu dürfen. Vielleicht um seine lockende Macht zu begreifen.

Leider war mir das nicht vergönnt gewesen. Auf meine Frage reagierte er mit einer Reihe gereizter Laute. Ich sollte mir keine Gedanken über den Apfel machen, hatte er mich mit drohendem Zeigefinger gewarnt. Stattdessen sollte ich mich lieber mit dem Kodex befassen. Denn darin seien die Geheimnisse des Apfels zu finden, sagte er, und zwar frei von den üblen Wirkungen des Artefakts.

Der Kodex. Ja, hatte ich beschlossen, der Kodex würde sich in der Zukunft als bedeutsam erweisen. Bedeutsam in *meiner* Zukunft.

Sei's drum, hier und jetzt beobachtete ich Maffeo, der darüber nachdachte, dass Darim der Sohn von Altaïr und Maria war und dass

aus zunächst feindseligen Anfängen erst Respekt erblüht war, den die beiden einander entgegenbrachten, und dann Anziehung, Freundschaft, Liebe und ...

„Heirat?“, sagte Maffeo. „Maria und Altaïr waren verheiratet?“

„Oh ja. Ungefähr zwei Jahre nach den Ereignissen, die ich geschildert habe, heirateten sie in Limassol. Die Feier fand dort auch aus Respekt vor den Zyprioten statt, die ihre Insel als Stützpunkt für die Assassinen zur Verfügung stellten. Zypern war eine der wichtigsten Festungen des Ordens. Ich glaube, Markos war als Ehrengast eingeladen, und man trank auf die Piraten, die ohne Absicht dafür verantwortlich waren, ihn mit Altaïr und Maria bekannt gemacht zu haben. Kurz nach ihrer Hochzeit kehrten der Assassine und seine Braut nach Masyaf zurück, wo ihr Sohn Darim geboren wurde.“

„War er ihr einziger Sohn?“

„Nein. Zwei Jahre nach der Geburt von Darim brachte Maria einen zweiten Sohn zur Welt, Sef.“

„Und was ist aus ihm geworden?“

„Alles zu seiner Zeit, Bruder, eins nach dem anderen. Im Moment genügt es zu sagen, dass dies eine in erster Linie friedliche und ergiebige Zeit für den Meister war. Er spricht wenig davon, als sei sie zu kostbar, um sie ans Licht zu bringen, aber in seinem Kodex steht viel darüber. Immerfort machte er neue Entdeckungen und erfuhr neue Offenbarungen.“

„Zum Beispiel?“

„Er hat alles in seinen Tagebüchern festgehalten. Dort findest du nicht nur Rezepte für neue Gifte der Assassinen, sondern auch für Arzneien. Er beschreibt Errungenschaften und Katastrophen, die noch bevorstehen,

Entwürfe für Rüstungen und neue verborgene Klingen, darunter eine, die Projektilen verschießt. Er dachte nach über die Natur des Glaubens und die Anfänge der Menschheit, von der er meint, sie sei aus dem Chaos geschmiedet worden und der nicht etwa ein höheres Wesen die Ordnung beschert hätte, sondern der Mensch selbst.“

Maffeo wirkte entsetzt. „Aus dem Chaos geschmiedet, die Ordnung nicht beschert von einem höheren Wesen ...“

„Die Assassinen stellen jeden festen Glauben infrage“, sagte ich. „Sogar ihren eigenen.“

„Warum das?“

„Nun, der Meister schrieb über die Widersprüchlichkeit und die Ironie der Assassinen. Dass sie einerseits Frieden schaffen wollen, andererseits aber Gewalt und Mord als Mittel einsetzen, um ihr Ziel zu erreichen. Dass

sie des Menschen Geist öffnen wollen, aber doch Gehorsam einem Meister gegenüber verlangen. Die Assassinen warnen vor den Gefahren des blinden Glaubens an etablierte Lehren, fordern von den Anhängern des Ordens jedoch, dass sie dem Credo folgen, ohne es anzuzweifeln. Er schrieb auch über jene, die vor uns waren, die Angehörigen der ersten Zivilisation, die all die Artefakte hinterließen, nach denen die Templer und die Assassinen suchen.“

„Und zu denen auch der Apfel gehört?“

„Genau. Ein Gegenstand von ungeheurer Macht, um den die Tempelritter kämpften. Auf Zypern hat der Meister erlebt, dass die Templer sich nicht mit den üblichen Mitteln die Herrschaft verschaffen wollten, sondern es mit List versuchten. Altaïr befand, dass dies auch der Weg der Assassinen sein sollte. Der Orden sollte nicht länger gewaltige

Festungen bauen und aufwendige Rituale zelebrieren. Es seien nicht diese Dinge, so beschloss er, die einen Assassinen ausmachten. Der Assassine zeichne sich durch das Einhalten des Credos aus. Wofür ursprünglich ja Al Mualim eintrat – welch eine Ironie, nicht wahr? Eine Ideologie also, die eingeführte Lehren infrage stellte und die ihre Anhänger ermunterte, über ihre Grenzen hinauszugehen und das Unmögliche möglich zu machen. Diese Prinzipien hat Altaïr entwickelt und befolgt in all den Jahren, da er durch das Heilige Land reiste, den Orden festigte und ihm die Werte bescherte, die er als Assassine gelernt hatte. Nur in Konstantinopel geriet er mit seinen Bemühungen, die Wege der Assassinen populär zu machen, ins Straucheln. Dort kam es im Jahr 1204 zu großen Aufständen, als das Volk sich gegen den byzantinischen Kaiser Alexios erhob und

wenig später den Kreuzfahrern der Durchbruch gelang, woraufhin sie die Stadt plünderten. Inmitten dieser Tumulte konnte Altaïr seine Pläne nicht umsetzen, und so zog er sich zurück. Das war sein einziger richtiger Fehlschlag in jener Zeit. Er sah mich übrigens ganz merkwürdig an, während er mir davon erzählte.“

„Weil Konstantinopel unsere Heimat ist?“

„Vielleicht. Darüber muss ich später einmal nachdenken. Es ist gut möglich, dass unsere Herkunft aus Konstantinopel und sein Versuch, dort eine Gilde zu gründen, nicht ohne Zusammenhang sind ...“

„Und das war sein einziger Fehlschlag?“

„Ja. Abgesehen davon hat Altaïr mehr für den Orden bewirkt, als alle anderen Führer vor ihm. Es war nur der Aufstieg von Dschingis Khan, der ihn an der Fortsetzung seiner Arbeit hinderte.“

„Wie das?“

„Vor etwa vierzig Jahren schrieb Altaïr in seinen Kodex, dass sich im Osten eine dunkle Flut erhebe. Eine Armee, so groß und stark, dass das ganze Land in tiefster Sorge sei.“

„Damit meinte er das mongolische Reich?“, fragte Maffeo. „Den Aufstieg von Dschingis Khan?“

„Genau“, antwortete ich. „Darim war Anfang zwanzig und ein fähiger Bogenschütze, und so verließ Altaïr Masyaf mit ihm und Maria.“

„Um Khan entgegenzutreten?“

„Altaïr hegte den Verdacht, hinter dem Aufstieg von Dschingis Khan könnte ein weiteres Artefakt in der Art des Apfels stecken. Das Schwert vielleicht. Er musste herausfinden, ob das der Fall war, und Khans unerbittlichen Vormarsch stoppen.“

„Wie war es derweil um Masyaf bestellt?“

„Altaïr setzte Malik als seinen Stellvertreter ein. Außerdem ließ er Sef zurück, der Malik helfen sollte, sich um alles zu kümmern. Sef hatte inzwischen eine Frau und zwei junge Töchter, Darim nicht. Und Altaïr ging davon aus, dass sie lange fort sein würden.“

„Wie lange?“

„Er war zehn Jahre fort, Bruder, und als er nach Masyaf zurückkehrte, hatte sich dort alles verändert. Nichts sollte je wieder so sein wie zuvor. Soll ich dir davon erzählen?“

„Ich bitte dich darum, Bruder – ich bin ganz Ohr.“

49

Aus der Ferne schien mit Masyaf alles in Ordnung zu sein. Keiner von ihnen – weder Altaïr noch Maria oder Darim – ahnten auch nur im Geringsten, was sie erwartete.

Altaïr und Maria ritten ein Stück voraus, Seite an Seite, wie sie es bevorzugt taten, glücklich, zusammenzusein, und froh, die Heimat vor Augen zu haben. Beide ließen sie sich im trägen, steten Rhythmus ihrer Pferde treiben. Beide saßen hoch aufgerichtet und stolz im Sattel, trotz der langen, anstrengenden Reise. Sie mochten zwar beide jetzt Mitte sechzig sein, aber beugen ließen sie sich von den Jahren nicht. Dennoch

ritten sie langsam. Die Pferde hatten sie aufgrund deren Kraft und Ausdauer gewählt, nicht im Hinblick auf ihre Schnelligkeit, und an beide Tiere war jeweils ein Esel angeleint, der mit Vorräten und Ausrüstung beladen war.

Hinter ihnen ritt Darim, der die hellen, funkelnden Augen seiner Mutter und seines Vaters Teint und Statur geerbt hatte. Beiden verdankte er seine impulsive, leidenschaftliche Art. Er wäre gern vorausgaloppiert und schon die Schrägen zur Zitadelle hochgestiegen, um die Rückkehr seiner Eltern anzukündigen, aber stattdessen trottete er brav hinterher und respektierte den Wunsch seines Vaters nach einer unauffälligen Heimkehr. Ab und zu verscheuchte er mit der Reitpeitsche die Fliegen von seinem Gesicht und dachte, dass er sie im Galopp viel effektiver losgeworden wäre. Er fragte

sich, ob sie von der Höhe der Festung, vom mächtigen Wehrturm aus beobachtet wurden.

Sie passierten die Ställe, ritten durch das hölzerne Tor und auf den Marktplatz, wo sie alles unverändert vorfanden. Dann kamen sie ins Dorf, wo die Kinder um sie herumtollten und um Süßigkeiten bettelten; Kinder, die zu jung waren, um den Meister zu kennen. Ältere Bewohner erkannten ihn jedoch, und Altaïr nahm zur Kenntnis, dass sie ihn und seine Begleiter aufmerksam beäugten, allerdings nicht mit Herzlichkeit, sondern Argwohn. Gesichter wandten sich ab, wenn er versuchte, ihnen in die Augen zu schauen. Beunruhigung begann in ihm zu nagen.

Jetzt kam eine Gestalt, die er kannte, auf sie zu und trat ihnen am Fuß des Festungsbergs entgegen. Es war Swami. Als Altaïr

aufbrach, war Swami ein Novize gewesen, einer von der Sorte, die den Kampf lieber mochte als die Lernerei. In den vergangenen zehn Jahren hatte er sich eine Narbe eingehandelt, die sich nun kräuselte, als er lächelte, nein, ein breites Grinsen zeigte, das seine Augen jedoch nicht annähernd erreichte. Vielleicht dachte er schon an die Unterrichtsstunden, die er unter Altaïr nach dessen Rückkehr würde erdulden müssen.

Er würde nicht darum herumkommen, dachte Altaïr, während sein Blick an Swami vorbei und zur Burg hinaufwanderte, wo eine große Fahne mit dem Zeichen der Assassinen im Wind flatterte. Er hatte angeordnet, die Fahne zu entfernen. Die Assassinen sollten auf derlei nichtssagende Embleme verzichten. Malik hatte jedoch offenbar beschlossen, sie wieder zu hissen. Noch

einer, der in nächster Zeit einiges zu lernen haben würde.

„Altair“, sagte Swami und neigte den Kopf, und Altair beschloss, es ihm nachzusehen, dass er ihn nicht mit seinem korrekten Titel angesprochen hatte. Einstweilen jedenfalls. „Welch eine Freude, Euch zu sehen. Ich vermute, Eure Reisen waren ergiebig?“

„Ich habe Nachrichten gesandt“, sagte Altair und lehnte sich im Sattel nach vorn. Darim lenkte sein Pferd neben ihn, sodass sie nun zu dritt eine Reihe bildeten und auf Swami hinabsahen. „Wurde der Orden nicht über mein Vorankommen unterrichtet?“

Swami lächelte unterwürfig. „Natürlich, natürlich. Ich fragte nur aus Höflichkeit.“

„Ich hatte erwartet, von Rauf empfangen zu werden“, sagte Altair. „Er kennt meine Gewohnheiten am besten.“

„Ach, der arme Rauf.“ Swami senkte den Blick.

„Stimmt etwas nicht?“

„Rauf ist leider am Fieber gestorben.“

„Warum wurde ich darüber nicht informiert?“

Daraufhin zuckte Swami nur mit den Schultern. Als wüsste er es nicht, und als kümmerte es ihn auch nicht.

Altaïr schürzte die Lippen. Jemand würde ihm einiges erklären müssen, wenn auch nicht dieser Hund. „Dann lasst uns weitergehen. Ich nehme an, dass unsere Quartiere bereit sind?“

Swami neigte abermals den Kopf. „Ich fürchte nicht, Altaïr. Bis Eure Quartiere vorbereitet sind, soll ich Euch zu einer Unterkunft auf der Westseite der Festung begleiten.“

Altaïr blickte zu Darim hin, der die Stirn runzelte, und dann zu Maria, deren Blick ihm signalisierte: *Obacht!*

Irgendetwas stimmte hier nicht.

„Nun gut“, sagte Altaïr zurückhaltend. Sie saßen ab. Swami winkte einigen jungen Dienern, die herbeikamen, um die Pferde zu übernehmen, derweil sie sich an den Aufstieg zur Zitadelle machten. Dort neigten die Wachen eilfertig den Kopf, als wollten auch sie, wie schon die Dörfler, Altaïrs Blick ausweichen. Anstatt jedoch durch die Barbakane zu gehen, führte Swami sie außen am inneren Schutzwall entlang. Altaïr ließ den Blick an den hoch aufragenden Mauern der Zitadelle emporwandern. Er wollte das Herz des Ordens sehen, während er spürte, wie der Ärger in ihm wuchs. Aber ein Instinkt riet ihm, noch abzuwarten.

Als sie die Unterkunft erreichten, erwies sie sich als niedriges Gebäude, das ins Gemäuer hineinreichte, mit einem flachen Bogen an der Tür und einer Treppe, die in ein Vestibül hinunterführte. Die Möblierung war karg, und es stand kein Personal bereit, um sie zu begrüßen. Altaïr war an bescheidene Unterbringung gewöhnt – mehr noch, er verlangte danach –, aber hier in Masyaf erwartete er als Meister der Assassinen im Turm des Meisters oder in einem gleichwertigen Quartier zu residieren.

Nun konnte er seine Verärgerung nicht länger bezähmen. Er drehte sich um und wollte Swami, der nach wie vor unterwürfig grinsend dastand, Vorhaltungen machen, als Maria seinen Arm ergriff und ihn zurückhielt.

„Wo ist Sef?“, fragte sie Swami. Sie lächelte freundlich, doch Altaïr wusste, dass sie

Swami verachtete. Sie verachtete ihn mit jeder Faser ihres Körpers. „Ich bitte darum, dass Sef augenblicklich hierhergeschickt wird.“

Swami schaute gequält drein. „Ich bedaure, aber Sef ist nicht hier. Er musste nach Alamut reisen.“

„Und seine Familie?“

„Begleitet ihn.“

Maria warf Altaïr einen besorgten Blick zu.

„Was hat meinen Bruder nach Alamut geführt?“, schnauzte Darim, der über die armselige Unterkunft noch aufgebrachter war als seine Eltern.

„Das weiß ich leider nicht“, erwiderte Swami.

Altaïr holte tief Luft und trat auf Swami zu. Die Narbe des Mannes kräuselte sich nicht mehr, als das kriecherische Lächeln von seinem Gesicht verschwand. Vielleicht wurde

ihm plötzlich bewusst, dass dies Altaïr war, der Meister, dessen Geschick im Kampf nur noch von seiner Strenge im Unterricht übertrffen wurde.

„Ihr informiert Malik *auf der Stelle*, dass ich ihn sehen will“, knurrte Altaïr. „Sagt ihm, dass er mir einiges zu erklären hat.“

Swami schluckte und rang ein wenig theatralisch die Hände. „Malik sitzt im Kerker, Meister.“

Altaïr zuckte zusammen. „Im Kerker? Warum?“

„Das darf ich nicht sagen, Meister. Morgen früh tritt der Rat zusammen.“

„Der was?“

„Nachdem Malik eingesperrt wurde, hat man einen Rat gegründet, der die Aufsicht über den Orden führt. Wie es die Statuten der Bruderschaft vorschreiben.“

Das entsprach der Wahrheit, trotzdem verdüsterte sich Altaïrs Miene. „Und wer sitzt diesem Rat vor?“

„Abbas“, antwortete Swami.

Altaïr sah Maria an, deren Augen jetzt echte Sorge zeigten. Sie streckte die Hand nach seinem Arm aus.

„Und wann kann ich mit diesem Rat sprechen?“, fragte Altaïr. Seine Stimme klang ruhig, trotz des Sturms, der in ihm tobte.

„Der Rat möchte morgen den Bericht über Eure Reise hören und Euch über die Ereignisse innerhalb des Ordens unterrichten.“

„Und dann wird der Rat aufgelöst“, erklärte Altaïr bestimmt. „Sagt Eurem Rat, dass wir ihn bei Sonnenaufgang zu sehen wünschen. Man soll in den Statuten nachschlagen. Der Meister ist zurückgekehrt und verlangt die Führung zurück.“

Swami verbeugte sich und ging.

Die Familie wartete, bis er verschwunden war, bevor sie ihre wahren Gefühle zeigte. Altaïr wandte sich an Darim und trug ihm in eindringlichem Ton auf: „Reite nach Alamut und bring Sef zurück. Er wird hier gebraucht und zwar umgehend.“

50

Am nächsten Tag wollten sich Altaïr und Maria auf den Weg von ihrer Unterkunft zum Hauptturm machen, als sie von Swami abgefangen wurden, der darauf bestand, sie persönlich durch das Torvorwerk zu führen. Als sie an der Mauer entlanggingen, fragte sich Altaïr, warum er von der anderen Seite nicht die gewohnte Geräuschkulisse aus dem Klirren von Schwertern und anderem Trainingslärm hörte. Kaum hatten sie den Hof erreicht, erhielt er die Antwort auf seine Frage.

Weil dort weder mit Schwertern geübt noch sonst trainiert wurde. Hatte es früher in den inneren Bereichen der Zitadelle stets ein

reges Leben und Treiben gegeben und war die Luft vom Echo klirrenden Stahls und den Rufen und Flüchen der Ausbilder erfüllt gewesen, lag nun alles beinahe verlassen da. Er schaute sich um und ließ den Blick an den Türmen, die über ihnen aufragten, emporschweifen, wo er nur auf dunkle Fenster traf. Auf den Wehrgängen standen Wachen, die mit teilnahmsloser Miene auf sie herabschauten. Der Ort der Erleuchtung und der Ausbildung, der Schmelztiegel des Wissens der Assassinen, als den er die Festung zurückgelassen hatte, existierte praktisch nicht mehr. Altaïrs Laune wurde noch übler, als er den Weg zum Hauptturm einschlagen wollte, Swami ihn jedoch zu der Treppe dirigierte, die zum Verteidigungsraum hinauf und dann in die Haupthalle führte.

Dort hatte sich der Rat versammelt. Zehn Männer saßen einander an einem Tisch

gegenüber, Abbas am Ende, zwei leere Stühle mit hohen Lehnen standen für Altaïr und Maria bereit. Sie nahmen Platz, und zum ersten Mal, seit er den Raum betreten hatte, sah Altaïr seinen alten Widersacher Abbas an. Und er sah mehr als nur Schwäche und Unmut in ihm. Er sah einen Rivalen vor sich. Und zum ersten Mal seit jener Nacht, da Ahmad in Altaïrs Unterkunft gekommen war und sich das Leben genommen hatte, empfand er nun kein Mitleid mehr mit Abbas.

Altaïr ließ den Blick über die anderen Männer am Tisch wandern. Wie er es erwartet hatte, bestand der neue Rat aus den charakterschwächsten und intrigantesten Mitgliedern des Ordens. Aus all jenen also, die Altaïr am liebsten aus der Bruderschaft verstoßen hätte. Alle hatten sie sich diesem Rat angeschlossen oder waren von Abbas rekrutiert worden. Beispielhaft für alle anderen

war Farim, der Vater von Swami, der ihn unter schweren Lidern hervor musterte, das Kinn auf die stattliche Brust gelegt. Sie waren alle fett geworden, dachte Altaïr verächtlich.

„Willkommen, Altaïr“, eröffnete Abbas das Gespräch. „Ich bin überzeugt, ich spreche für uns alle, wenn ich sage, dass ich mich darauf freue, von Euren Erlebnissen im Osten zu hören.“

Maria lehnte sich vor und richtete das Wort an ihn. „Bevor wir von unseren Reisen berichten, hätten wir gern ein paar Antworten, Abbas. Wir haben Masyaf in bester Ordnung zurückgelassen. Jetzt scheint es, als hätte man die Zügel etwas schleifen lassen.“

„Wir haben Masyaf in bester Ordnung zurückgelassen?“ Abbas lächelte, ohne Maria anzusehen. Er ließ Altaïr nicht aus den Augen. Die beiden starrten einander über den

Tisch hinweg unverhohlen feindselig an. „Als Ihr die Bruderschaft verlassen habt, gab es meiner Erinnerung nach nur einen Meister. Jetzt entsteht der Eindruck, wir hätten derer zwei.“

„Passt auf, dass Euch Eure Unverschämtheit nicht teuer zu stehen kommt, Abbas“, warnte Maria.

„Meine Unverschämtheit?“ Abbas lachte. „Altaïr, bitte sagt dieser Ungläubigen, dass sie fortan nur noch dann reden darf, wenn sie von einem der Ratsmitglieder direkt angesprochen wird.“

Mit einem Wutschrei erhob sich Altaïr von seinem Stuhl, der nach hinten schlitterte und umkippte. Seine Hand lag auf dem Schwertgriff, aber da traten schon zwei Wachen mit gezogener Klinge auf ihn zu.

„Wachen, nehmt ihm seine Waffe ab“, befahl Abbas. „Ihr werdet es ohne Euer

Schwert bequemer haben, Altaïr. Tragt Ihr Eure Klinge?“

Altaïr streckte die Arme aus, als eine der Wachen vortrat, um sein Schwert an sich zu nehmen. Altaïrs Ärmel rutschte zurück und zeigten, dass er keine verborgene Klinge trug.

„Nun können wir anfangen“, sagte Abbas. „Vergeudet bitte nicht noch mehr von unserer Zeit. Informiert uns über den Stand Eurer Bemühungen, Khan auszuschalten.“

„Erst wenn Ihr mir gesagt habt, was mit Malik geschehen ist“, grollte Altaïr.

Abbas hob Schultern und Augenbrauen, wie um zu sagen, dass sie sich nun wohl in einer Sackgasse befänden, und natürlich befanden sie sich in einer Sackgasse, denn keiner der beiden Männer war willens nachzugeben. Mit einem wütenden Schnauben begann Altaïr schließlich mit seiner

Geschichte, anstatt das sinnlose Kräfteressen noch länger voranzutreiben. Er erzählte von seinen Reisen nach Persien, Indien und in die Mongolei, wo er, Maria und Darim mit dem Assassinen Qulan Gal zusammengearbeitet hatten. Er berichtete davon, wie sie in die Provinz Xia in der Nähe von Xingging gereist waren, die von der mongolischen Armee besetzt war. Khan hatte sein Reich unerbittlich ausgeweitet. Dort hatten Altaïr und Qulan Gal ins mongolische Lager eindringen wollen, in dem sich angeblich auch Khan aufhalten sollte.

„Darim fand einen Aussichtspunkt nicht weit vom Lager entfernt und gab Qulan Gal und mir mit seinem Bogen Deckung, während wir zwischen den Zelten hindurchschlichen. Das Lager war streng bewacht, und wir verließen uns darauf, dass er alle Wachen erledigen würde, die wir womöglich

alarmierten oder die auch nur den Eindruck erweckten, sie könnten Alarm schlagen.“ Altaïr sah sich herausfordernd in der Runde um. „Und er hat seine Pflicht auf bewundernswerte Weise erfüllt.“

„Ganz der Vater“, meinte Abbas mit mehr als nur einem Anflug von Spott.

„Vielleicht auch nicht“, hielt Altaïr ruhig dagegen. „Ich war nämlich derjenige, der die Mongolen beinahe auf unsere Anwesenheit aufmerksam machte.“

„Aha“, sagte Abbas. „So seid Ihr also doch nicht unfehlbar.“

„Niemand ist unfehlbar, Abbas, am allerwenigsten ich, denn ich ließ es zu, dass sich ein feindlicher Soldat an mich heranmachte. Er verwundete mich, bevor Qulan Gal ihn töten konnte.“

„Werdet Ihr etwa alt, Altaïr?“, höhnte Abbas.

„Wir werden alle alt, Abbas. Und ich wäre gestorben, hätte Qulan Gal es nicht geschafft, mich aus dem Lager und in Sicherheit zu bringen. Damit hat er mir das Leben gerettet.“ Altaïr musterte Abbas eingehend. „Qulan Gal kehrte ins Lager zurück. Erst schmiedete er mit Darim einen Plan, der Khan aus seinem Zelt treiben sollte. Als er die Gefahr erkannte, versuchte Khan zu Pferd zu entkommen, aber Qulan Gal brachte ihn zu Fall. Ein Schuss von Darim gab Khan dann den Rest.“

„Seine Fähigkeiten als Bogenschütze sind über jeden Zweifel erhaben.“ Abbas lächelte. „Ich nehme an, Ihr habt ihn fortgeschickt. Nach Alamut vielleicht?“

Altaïrs Augenlid zuckte. Abbas schien über alles Bescheid zu wissen. „Er hat die Zitadelle in der Tat auf meinen Befehl hin

verlassen. Ob nun mit Alamut als Ziel oder nicht, dazu werde ich nichts sagen.“

„Soll er in Alamut vielleicht nach Sef suchen?“ Abbas ließ nicht locker. Er richtete das Wort an Swami. „Ihr habt ihnen gesagt, dass Sef dort sei, richtig?“

„Wie Ihr es mir aufgetragen habt, Meister“, erwiderte Swami.

Jetzt verspürte Altaïr etwas Schlimmeres als nur Sorge in seinem Bauch nagen. Etwas, das Angst sein mochte. Und er spürte dieses Gefühl auch bei Maria, in deren Gesicht sich plötzlich tiefe Unruhe zeigte. „Sagt, was Ihr zu sagen habt, Abbas“, verlangte er.

„Sonst?“

„Sonst werde ich, sobald ich die Führung wieder übernommen habe, als Erstes die Anweisung geben, Euch in den Kerker zu werfen.“

„Wo ich mich zu Malik gesellen soll, ja?“

„Ich bezweifle, dass Malik in den Kerker gehört“, versetzte Altaïr. „Welches Verbrechen wird ihm vorgeworfen?“

„Mord.“ Abbas grinste.

Es war, als fiele das Wort geradezu schwer auf den Tisch.

„Wen soll er ermordet haben?“, fragte Maria.

Und als die Antwort erfolgte, klang sie, als käme sie von weit, weit her.

„Sef. Malik hat Euren Sohn ermordet.“

Marias Kopf sank in ihre Hände.

„Nein!“, hörte Altaïr jemanden rufen und erkannte die Stimme erst dann als seine eigene.

„Es tut mir leid, Altaïr“, sagte Abbas, und er sprach, als rezitiere er etwas aus seinem Gedächtnis. „Es tut mir leid, dass Euch bei Eurer Rückkehr eine so tragische Nachricht erwartet. Ich darf Euch versichern, dass ich

im Namen aller Versammelten spreche, wenn ich Euch und Eurer Familie mein Beileid ausdrücke. Aber bis gewisse Angelegenheiten geklärt sind, werdet Ihr die Führung des Ordens nicht wieder übernehmen können.“

Altair versuchte immer noch des Gefühlschaos' in seinem Kopf Herr zu werden. Wie durch Watte hörte er Maria neben sich schluchzen.

„Was?“, fragte er. Und dann lauter: „Was?“

„Ihr seid kompromittiert“, sagte Abbas, „deshalb habe ich beschlossen, dass die Herrschaft über den Orden in den Händen des Rats verbleibt.“

Altair bebte vor Zorn. „*Ich* bin der Meister dieses Ordens, Abbas. Ich fordere die Führung zurück, wie es den Statuten der Bruderschaft zufolge zu geschehen hat. Die Statuten *verlangen* es!“ Er schrie jetzt.

„Das tun sie nicht“, erklärte Abbas lächelnd. „Nicht mehr.“

51

Später saßen Altaïr und Maria in ihrer Unterkunft im Dunkeln auf einer steinernen Bank aneinandergesauert und schwiegen. Sie hatten jahrelang in Wüsten übernachtet, aber noch nie hatten sie sich so verlassen und allein gefühlt wie in diesem Moment. Sie waren betrübt, weil Masyaf während ihrer Abwesenheit praktisch verwahrlost war, und sie sorgten sich um die Familie von Sef und um Darim.

Aber vor allem trauerten sie um Sef.

Er sei erst vor zwei Wochen im Bett erstochen worden, hieß es. Es sei keine Zeit gewesen, Altaïr eine Nachricht zu schicken.

Das Messer habe man in Maliks Quartier gefunden. Ein Assassine habe gehört, wie er sich am selben Tag mit Sef gestritten hätte. Den Namen des Assassinen, der den Streit mit angehört hatte, wusste Altaïr noch nicht, aber wer es auch war, er hatte berichtet, dass Sef und Malik über die Führung des Ordens gestritten hätten, und Malik hätte behauptet, dass er sie auch nach Altaïrs Rückkehr behalten werde.

„Es scheint die Nachricht von Eurer Rückkehr gewesen zu sein, die den Streit auslöste“, hatte Abbas sich kaum verhohlen über diese Eröffnung gefreut und sich an Altaïrs aschfahlem Gesicht und Marias stillem Weinen geweidet.

Sef habe angeblich gedroht, seinem Vater Maliks Pläne zu offenbaren, und darum habe Malik ihn umgebracht. So vermutete man es jedenfalls.

Neben Altaïr schluchzte Maria still vor sich hin, den Kopf an seiner Brust geborgen, die Beine angezogen. Altaïr strich ihr übers Haar und wiegte sie, bis sie sich beruhigte. Dann betrachtete er die tanzenden Schatten, die der Schein des Feuers auf die gelbe Steinwand warf, lauschte dem Grillenkonzert draußen und dem gelegentlichen Knirschen von Schritten, wenn Wachen vorbeikamen.

Kurz darauf schreckte Maria aus dem Schlummer hoch. Auch er fuhr zusammen, war eingeschlafen, ohne es zu merken, eingelullt von dem Flackern der Flammen. Maria setzte sich zitternd auf und zog die Decke fester um sich. „Was werden wir tun, Liebster?“, fragte sie.

„Malik“, erwiderte er einfach nur. Er starrte mit blicklosen Augen die Wand an und sprach, als habe er die Frage gar nicht gehört.

„Was ist mit ihm?“

„Als wir noch jünger waren. Unsere Mission im Tempelberg. Mein Tun verursachte ihm großes Leid.“

„Aber du hast daraus gelernt“, sagte sie. „Und Malik wusste das. An jenem Tag wurde ein neuer Altaïr geboren, der den Orden zu wahrer Größe führte.“

Altaïr gab einen ungläubigen Ton von sich. „Zu wahrer Größe? Im Ernst?“

„Nun, vielleicht ist von dieser Größe im Moment nichts zu sehen, Liebster“, antwortete sie. „Aber möglicherweise kannst du dem Orden wieder dazu verhelfen. Du bist der Einzige, der das könnte. Nicht Abbas.“ Sie sagte den Namen, als hätte sie etwas besonders Übelschmeckendes gekostet. „Und nicht irgendein *Rat*. Du. Altaïr. Der Altaïr, der dem Orden in meinem Beisein über

dreißig Jahre lang gedient hat. Der Altaïr, der an jenem Tag geboren wurde.“

„Es hat Malik damals den Bruder gekostet“, erinnerte Altaïr. „Und seinen Arm.“

„Er hat dir vergeben und war seit dem Sieg über Al Mualim deine treue rechte Hand.“

„Was ist, wenn das nur Täuschung war?“, fragte Altaïr mit dumpfer Stimme. Er musterte seinen eigenen Schatten an der Wand, der dunkel und drohend wirkte.

Erschrocken rückte Maria ein Stück von ihm ab. „Was willst du damit sagen?“

„Vielleicht kochte in Malik über all die Jahre der Hass auf mich vor sich hin“, meinte Altaïr. „Und vielleicht trachtete Malik heimlich nach der Führung und Sef kam dahinter.“

„Ja, und vielleicht wachsen mir nächtens Flügel, und ich kann fliegen“, sagte Maria.

„Was glaubst du, wer dich wirklich hasst, Altaïr? Nicht Malik. Sondern Abbas.“

„Das Messer wurde in Maliks Bett gefunden, vergiss das nicht.“

„Jemand hat es hineingelegt, um ihm die Tat in die Schuhe zu schieben, entweder war es Abbas oder jemand, den er in der Hand hat. Es würde mich gar nicht überraschen, wenn es Swami gewesen ist. Und was ist mit dem Assassinen, der den Streit zwischen Malik und Sef gehört hat? Wann wird er uns vorgestellt? Und wenn es so weit ist, wird es sich zweifellos auch bei ihm unverkennbar um einen Verbündeten von Abbas handeln. Vielleicht ist es der Sohn eines anderen Ratsmitglieds. Und was ist mit dem armen Rauf? Ich frage mich, ob er wirklich am Fieber starb. Du solltest dich schämen, dass du an Malik zweifelst, wo all das doch offensichtlich das Werk von Abbas ist.“

„Ich sollte mich schämen?“ Er drehte sich zu ihr um, doch sie entzog sich ihm. Draußen war das Zirpen der Grillen verstummt, als wollten sie dem Streit lauschen. „Ich soll mich schämen, weil ich an Malik zweifle? Musste ich in der Vergangenheit nicht die Erfahrung machen, dass diejenigen, die ich liebte, sich gegen mich wandten, und das aus weit geringeren Gründen, als Malik sie hätte? Abbas liebte ich wie einen Bruder, und ich wollte nur das Beste für ihn. Al Mu-alim hinterging den ganzen Orden, aber er hatte mich als Sohn angenommen. Ich soll mich schämen für mein Misstrauen? Vertrauensseligkeit war mein größter Fehler. Weil ich den falschen Menschen vertraute.“

Er sah sie scharf und aus schmalen Augen an.

„Du musst den Apfel zerstören, Altaïr“, sagte sie. „Er verwirrt dir den Geist. Es ist

eine Sache, für alles offen zu sein. Aber es ist eine andere, so offen zu sein, dass dir die Vögel in den Kopf scheißen können.“

Er musterte sie weiter. „Ich weiß nicht, ob ich es so ausgedrückt hätte“, erwiderte er, und auf seinen Lippen formte sich ein trauriges Lächeln.

„Mag sein, aber es stimmt trotzdem.“

„Ich muss die Wahrheit herausfinden, Maria“, sagte er. „Ich brauche Gewissheit.“

Er war sich im Klaren darüber, dass sie beobachtet wurden, aber er war ein Assassine, und er kannte Masyaf besser als irgendwer sonst. Darum war es für ihn nicht schwierig, die Unterkunft zu verlassen, am Mauerwerk des inneren Schutzwalls hochzuklettern und im Schatten der Zinnen geduckt zu verharren, bis die Wachen vorbei waren. Er brachte seinen Atem unter Kontrolle. Er war immer

noch schnell und beweglich. Er konnte immer noch Mauern erklimmen. Aber ...

Vielleicht nicht mehr mit derselben Leichtigkeit wie früher. Er tat gut daran, das nicht zu vergessen. Die Verletzung, die er sich im Lager von Dschingis Khan zugezogen hatte, ließ ihn außerdem langsamer sein. Es wäre dumm gewesen, die eigenen Fähigkeiten zu überschätzen und deshalb in Schwierigkeiten zu geraten, etwa flach auf dem Rücken zu liegen wie eine Kakerlake, während Wachen näher kamen, nur weil er einen Sprung falsch kalkuliert hatte. So ruhte er sich ein wenig aus, bevor er seinen Weg entlang des Wehrgangs fortsetzte und von der Westseite der Zitadelle zum Komplex des Südturms hinüberpirschte. Ohne von den Wachen gesehen zu werden, erreichte er den Turm und kletterte dort hinunter auf den Boden. Sein nächstes Ziel

waren die Kornlager, von wo eine steinerne Treppe zu einer Reihe gewölbter Tunnel hinabführte.

Dort verhielt er und lauschte, den Rücken flach gegen die Wand gedrückt. Er konnte Wasser in den kleinen Bächen plätschern hören, die durch die Tunnel flossen. Der Kerker des Ordens lag ganz in der Nähe. Die Zellen wurden so wenig genutzt, dass man sie als Lagerräume hätte verwenden können, wäre die Feuchtigkeit nicht gewesen. Altaïr ging davon aus, dass Malik der einzige Insasse war.

Er schlich vorwärts, bis er den Wächter sehen konnte. Er saß im Tunnel, den Rücken an eine Seitenwand des Zellenblocks gelehnt. Sein Kopf pendelte im Schlaf hin und her. Er war ein gutes Stück von den Zellen entfernt, hatte sie nicht einmal im Blickfeld; was der Mann also zu bewachen glaubte, war schwer

zu sagen. Altaïr war zugleich wütend und erleichtert über die Nachlässigkeit des Wächters. Er bewegte sich lautlos an ihm vorbei – und dann wurde schnell klar, warum der Mann so weit entfernt saß.

Wegen des Gestanks.

Von den drei Zellen war nur die mittlere geschlossen. Altaïr trat darauf zu. Er wusste nicht, was er jenseits des Gitters zu sehen erwartet hatte, aber er wusste, was er da roch, und hielt sich die Nase zu.

Malik lag zusammengekauert auf den Binsen, die man über den Stein gestreut hatte – und die den Urin nicht aufzusaugen vermochten. Malik trug Lumpen und sah aus wie ein Bettler. Er wirkte ausgezehrt, und durch seine zerrissene Kleidung konnte Altaïr sehen, dass seine Rippen sich deutlich unter der Haut abzeichneten. Die Wangenknochen stachen scharf umrissen aus Maliks

Gesicht hervor. Sein Haar war lang, sein Bart wild gewuchert.

Malik befand sich schon viel länger als nur einen Monat in dieser Zelle. So viel stand fest.

Der Anblick ließ Altaïr die Fäuste ballen. Er hatte vorgehabt, mit Malik zu sprechen, um die Wahrheit ans Licht zu bringen, aber die Wahrheit stand dem Freund wie auf die magere Brust und die zerfetzte Kleidung geschrieben. Wie lange wurde er schon gefangen gehalten? So lange jedenfalls, dass man Altaïr und Maria eine Nachricht hätte schicken können. Und seit wann war Sef tot? Darüber wollte Altaïr lieber nicht nachdenken. Aber er würde nicht zulassen, dass Malik noch einen Augenblick länger so eingesperrt blieb.

Als der Wächter die Augen aufschlug, sah er Altaïr vor sich stehen. Dann gingen für ihn

die Lichter aus. Als er später erwachte, fand er sich eingeschlossen in der nach Pisse stinkenden Zelle wieder, wo er vergebens um Hilfe rief, während Malik und Altaïr längst fort waren.

„Kannst du gehen, mein Freund?“, hatte Altaïr gefragt.

Malik hatte ihn mit trübem Blick angesehen, die Augen voll tiefer Qual. Als er sich endlich auf Altaïr konzentriert hatte, waren Dankbarkeit und Erleichterung in seine Miene getreten, beides so ehrlich und tief empfunden, dass jeder Zweifel, den Altaïr noch hegen mochte, sofort dahinschwand.

„Für dich werde ich gehen“, sagte Malik und versuchte, sich ein Lächeln abzurufen.

Doch als sie durch den Tunnel zurückliefen, hatte sich schnell gezeigt, dass Malik keine Kraft zum Gehen hatte. Altaïr hatte sich den unversehrten Arm des Freundes um die

Schultern gelegt und Malik zu den Leitern des Turms getragen, dann über die Wehrgänge, und schließlich war er mit ihm an der Westseite der Zitadelle nach unten geklettert, wieder ohne von den Wachen ertappt zu werden. Dann erreichten sie endlich ihre Unterkunft. Altaïr schaute erst nach links und rechts, bevor sie hineinschlüpfen.

52

Sie legten Malik auf eine Pritsche nieder, und Maria ließ ihn in kleinen Schlucken aus einem Becher trinken.

„Danke“, keuchte Malik. Sein Blick hatte sich ein wenig geklärt. Er setzte sich etwas auf. Marias Nähe schien ihm unangenehm zu sein, als hielte er es für unehrenhaft, von ihr umsorgt zu werden.

„Was ist mit Sef geschehen?“, fragte Altaïr. Der Raum wirkte sehr klein, nachdem sie sich nun zu dritt darin befanden. Als Altaïr seine Frage stellte, schien er noch kleiner zu werden, als zöge er sich enger um sie herum.

„Er wurde ermordet“, antwortete Malik. „Vor zwei Jahren unternahm Abbas seinen Putsch. Er ließ Sef umbringen, dann platzierte er die Tatwaffe in meinem Quartier. Ein anderer Assassine schwor, dass er einen Streit zwischen Sef und mir mitgehört hätte, und Abbas machte den Orden glauben, dass ich für Sefs Tod verantwortlich sei.“

Altaïr und Maria sahen einander an. Ihr Sohn war seit zwei Jahren tot. Altaïr fühlte Zorn in sich aufwallen und kämpfte dagegen an – er kämpfte an gegen den Impuls, sich kurzerhand umzudrehen, den Raum zu verlassen, in die Festung zu gehen und Abbas die Kehle durchzuschneiden, um dann zuzusehen, wie er um Gnade bettelte und verblutete.

Maria legte ihm eine Hand auf den Arm. Sie fühlte mit ihm, teilte seinen Schmerz.

„Es tut mir leid“, sagte Malik. „Ich konnte euch keine Nachricht schicken, weil ich eingesperrt war. Außerdem kontrollierte Abbas alle Nachrichtenwege aus und in die Festung. Ich bin sicher, er hat während der Zeit meiner Gefangenschaft auch andere Bräuche so geändert, wie es ihm zupasskam.“

„Das hat er“, bestätigte Altaïr. „Er scheint im Rat einigen Beistand zu haben.“

„Es tut mir leid, Altaïr“, sagte Malik noch einmal. „Ich hätte Abbas' Pläne vorausahnen müssen. Nach eurer Abreise hat er jahrelang daran gearbeitet, meine Führung zu untergraben. Ich wusste nicht, dass er schon so starke Unterstützung gefunden hatte. Einem stärkeren Führer wäre das nicht passiert. *Dir* wäre das nicht passiert.“

„Mach dir keine Vorwürfe. Ruh dich aus, mein Freund“, sagte Altaïr und gab Maria einen Wink.

Sie nahmen beide im Zimmer nebenan Platz, Maria auf der steinernen Bank, Altaïr auf einem hochlehnigen Stuhl.

„Weißt du, was du zu tun hast?“, fragte Maria.

„Ich muss Abbas vernichten“, antwortete Altaïr.

„Aber nicht aus Rache, Liebster“, sagte sie und schaute ihm tief in die Augen. „Sondern um des Ordens willen. Zum Wohl der Bruderschaft. Um sie zurückzugewinnen und wieder zu alter Größe zu führen. Wenn du das vermagst und wenn du dich davon leiten lässt und nicht von deiner eigenen Vergeltungslust, dann wird der Orden dich lieben wie einen Vater, der den Assassinen den wahren Weg weist. Lässt du dich aber von Zorn und Gefühlen blenden, wie könntest du dann erwarten, dass sie auf dich hören, wenn du sie das genaue Gegenteil lehren willst?“

„Du hast recht“, sagte er nach kurzer Überlegung. „Wie wollen wir also vorgehen?“

„Wir müssen Abbas stellen. Wir müssen den Vorwurf gegen den angeblichen Mörder unseres Sohnes in Zweifel ziehen. Das muss der Orden akzeptieren, und Abbas wird gezwungen sein, sich zu verantworten.“

„Dann wird Maliks Wort gegen das von Abbas und seinem Helfer stehen, wer immer es auch sein mag.“

„Der Helfer eines Wiesels wie Abbas kann nur noch weniger vertrauenswürdig sein. Die Bruderschaft wird dir glauben, Liebster. Sie werden dir glauben *wollen*. Du bist der große Altaïr. Wenn du deinem Wunsch nach Rache widerstehen kannst, wird es dir gelingen, den Orden auf deine Seite zu ziehen und zwar mit ehrlichen, nicht mit betrügerischen Mitteln. Damit wird das Fundament, das du legst, noch stärker.“

„Ich werde zu ihm gehen, jetzt gleich“, erklärte Altaïr und erhob sich.

Sie vergewisserten sich, dass Malik schlief, dann nahmen sie eine Fackel und gingen. Der Frühnebel waberte um ihre Füße, als sie am inneren Schutzwall entlang zum Haupttor gingen. Hinter ihnen erhoben sich die steilen Hänge von Masyaf, das Dorf war leer und still, würde aber bald erwachen. Ein schläfriger Wachtposten schaute zu ihnen, geradezu unverschämt teilnahmslos, und Altaïr musste seine Wut darüber niederzwingen. Sie passierten den Mann, erstiegen das Torvorwerk und betraten den Haupthof.

Eine Glocke läutete.

Es war kein Signal, das Altaïr kannte. Er hob die Fackel und schaute sich um. Die Glocke schlug immer noch. Dann gewahrte er eine Bewegung in den Türmen, die über dem Hof aufragten. Maria drängte ihn

weiter. Sie erreichten die Treppe, die zur Estrade vor dem Turm des Meisters hochführte. Jetzt drehte Altaïr sich um und sah weiß gekleidete Assassinen mit brennenden Fackeln den Hof betreten. Die Glocke hatte sie gerufen. Nun verstummte sie.

„Ich möchte Abbas sehen“, sagte Altaïr zu dem Wachtposten an der Tür zum Turm. Seine Stimme klang in der unheimlichen Stille laut und ruhig. Maria warf einen Blick nach hinten, und als sie scharf den Atem einzog, wandte auch Altaïr sich um. Er keuchte auf. Die Assassinen versammelten sich. Alle schauten sie auf ihn und Maria. Einen Moment lang fragte er sich, ob sie unter einem Bann standen, verwarf den Gedanken aber wieder. Er trug den Apfel bei sich, er war sicher unter seiner Kleidung versteckt und im Augenblick nicht aktiv. Nein, diese Männer warteten auf etwas.

Worauf? Altaïr hatte das Gefühl, dass er es schon bald erfahren würde.

Jetzt ging die Tür zum Turm auf, und Abbas stand vor ihnen.

Altaïr spürte den Apfel – es war beinah so, als stieße ihn jemand von hinten an. Vielleicht wollte sich das Artefakt in Erinnerung rufen.

Abbas trat auf die Estrade, das Podium, von dem aus er gelegentlich zum Orden sprach. Nun sprach er nur Altaïr und Maria an. „Erklärt mir bitte, weshalb Ihr in die Zellen des Ordens eingebrochen seid.“

Aber natürlich vernahmen auch die Versammelten seine Worte. Altaïr blickte nach hinten und sah, dass sich der Hof gefüllt hatte. Die Fackeln der Assassinen hingen wie flammende Bälle in der Dunkelheit.

Abbas wollte ihn also vor der ganzen Bruderschaft in Verruf bringen. Aber Maria

hatte recht gehabt – er war seinem Vorhaben nicht gewachsen. Abbas erreichte nur eines – er beschleunigte seinen eigenen Niedergang.

„Ich wollte die Wahrheit über meinen Sohn in Erfahrung bringen“, sagte Altaïr.

„Ach, wirklich?“ Abbas lächelte. „Seid Ihr sicher, dass Ihr nicht vielmehr Rache üben wolltet?“

Swami war eingetroffen. Er stieg die Stufen zur Estrade herauf. In einem Rupfensack trug er etwas bei sich, das er Abbas reichte, der es mit einem Nicken entgegennahm. Altaïr beäugte den Sack argwöhnisch. Sein Herz hämmerte. Maria erging es nicht anders.

Abbas spähte in den Sack und schaute gespielt sorgenvoll drein ob dessen, was er darin sah. Dann griff er mit einer theatralischen Geste hinein, hielt kurz inne, um die

Spannung auszukosten, die wie ein Schauder durch die Menge rann.

„Armer Malik“, sagte er schließlich und zog einen abgetrennten Kopf aus dem Sack. Die Haut am Hals hing in Fetzen herunter und tropfte von frischem Blut, die Augäpfel waren in ihren Höhlen nach hinten gerollt, die Zunge war über die Lippen gequollen.

„Nein!“ Altaïr wollte vorspringen, doch Abbas winkte den Wachen, die eilig hinzutraten und Altaïr und Maria ergriffen. Ihn entwaffneten sie und drehten ihm die Hände auf den Rücken.

Abbas ließ den Kopf wieder in den Sack fallen und warf ihn beiseite. „Swami hat gehört, wie Ihr und die Ungläubige Maliks Tod geplant habt. Ein Jammer, dass wir nicht rechtzeitig zur Stelle waren, um Maliks Ermordung zu verhindern.“

„Nein!“, rief Altaïr noch einmal. „Das sind alles Lügen! Ich hätte Malik niemals umgebracht.“ Er wand sich im Griff der Wachen, die ihn festhielten, und zeigte auf Swami. „Er lügt.“

„Lügt der Kerkerwächter dann auch?“, fragte Abbas. „Der Mann, der sah, wie Ihr Malik aus seiner Zelle geschleift habt? Warum habt Ihr ihn nicht gleich dort getötet, Altaïr? Wolltet Ihr ihn vorher noch ein wenig leiden lassen? Wollte Euer englisches Weib ihm selbst ein paar Wunden schlagen?“

Altaïr versuchte sich loszureißen. „Ich habe ihn nicht umgebracht!“, rief er. „Er hat mir verraten, dass *Ihr* die Ermordung meines Sohnes Sef angeordnet habt.“

Und plötzlich wusste er es. Er schaute Swami an, sah dessen Spott und wusste, dass *er* Sef getötet hatte. Er spürte den Druck des Apfels in seinem Rücken. Mit seiner Hilfe

hätte er Verheerung auf den ganzen Hof herabbeschwören können. Er hätte jeden der verräterischen Hunde unter diesen Männern töten können. *Alle* würden sie seinen Zorn zu spüren bekommen.

Aber nein. Er hatte geschworen, das Artefakt nie im Zorn einzusetzen. Er hatte Maria versprochen, dass er sich nicht von seinem Verlangen nach Rache blenden lassen würde.

„Ihr seid es, der das Credo gebrochen hat, Altaïr“, sagte Abbas. „Nicht ich. Ihr habt nicht das Zeug, um den Orden zu führen. Hiermit beanspruche *ich* die Führung.“

„Das könnt Ihr nicht“, schnaubte Altaïr.

„Oh doch, das kann ich.“ Abbas trat von der Estrade herunter, griff nach Maria und riss sie zu sich. In derselben Bewegung holte er einen Dolch hervor, den er ihr an die Kehle hielt. Sie blickte finster drein und wehrte sich, verfluchte ihn, bis er mit dem Dolch ein

wenig zudrückte und Blut aus der Schnittwunde trat. Da beruhigte sie sich. Sie sah Altaïr über Abbas' Arm hinweg an, sprach mit ihren Augen zu ihm, weil sie wusste, dass der Apfel ihn rufen würde. Auch ihr war klar geworden, dass Swami ihren Sohn ermordet hatte. Und genau wie Altaïr verlangte es auch ihr nach Vergeltung. Ihr Blick flehte ihn jedoch an, Ruhe zu bewahren.

„Wo ist der Apfel, Altaïr?“, wollte Abbas wissen. „Zeigt ihn mir, oder soll ich der Ungläubigen ein neues Maul in den Hals schneiden?“

„Hört Ihr das?“, rief Altaïr den Assassinen über die Schulter hinweg zu. „Hört Ihr, wie er die Führung übernehmen will? Er will nicht, dass der Apfel euer Denken öffnet, er will es kontrollieren.“

Das Artefakt verbrannte ihm nun fast den Rücken.

„Verratet es mir, Altaïr“, beharrte Abbas. Er drückte fester zu mit dem Dolch, und Altaïr erkannte das Messer. Es hatte Abbas' Vater gehört. Das war der Dolch, mit dem Ahmad sich in Altaïrs Kammer den Hals durchgeschnitten hatte. Ein ganzes Leben war das nun her. Und jetzt lag die Klinge an Marias Hals.

Er rang um seine Beherrschung. Abbas zertrte Maria über die Estrade und wandte sich an die Versammelten. „Wähnen wir den Edensplitter bei Altaïr in guten Händen?“, fragte er sie. Ein ablehnendes Murmeln antwortete ihm. „Altaïr, der sich von seinem Temperament anstatt von der Vernunft leiten lässt? Sollte er sich nicht *gezwungen* fühlen, den Apfel herauszugeben?“

Altaïr warf einen Blick hinter sich. Die Assassinen traten unbehaglich von einem Fuß auf den anderen, sprachen miteinander,

immer noch entsetzt von der Wende, die das Geschehen genommen hatte. Altaïrs Blick wanderte zu dem Rupfensack und dann zu Swami. Er bemerkte Blutspritzer auf Swamis Kleidung. Maliks Blut. Und Swami grinste, seine Narbe kräuselte sich. Altaïr fragte sich, ob er auch gegrinst haben mochte, als er Sef erstochen hatte.

„Ihr könnt ihn haben“, rief Altaïr. „Ihr könnt den Apfel haben.“

„Nein, Altaïr!“, schrie Maria.

„Wo ist er?“, fragte Abbas. Er hielt sich am Ende der Estrade.

„Ich habe ihn bei mir“, erwiderte Altaïr.

Abbas' Miene wirkte besorgt. Er zog Maria fester an sich, benutzte sie als Schutzschild. Blut rann aus der Wunde, die er ihr zugefügt hatte. Auf Abbas' Nicken hin ließen die Wachen Altaïr los. Er griff nach dem Apfel und holte ihn unter seiner Kleidung hervor.

Swami fasste danach. Berührte ihn.

Und dann sagte er ganz leise, sodass nur Altaïr es hören konnte: „Ich habe Sef weisgemacht, dass Ihr es wart, der seinen Tod befahl. Er starb in dem Glauben, sein eigener Vater hätte ihn verraten.“

Der Apfel leuchtete, und Altaïr verlor die Beherrschung. Swami, dessen Hand den Apfel immer noch berührte, spannte sich plötzlich. Seine Augen wurden riesengroß.

Dann neigte sich sein Kopf zur Seite, und sein Körper bewegte und wand sich, als würde er von einer inneren Kraft gesteuert. Seine Kinnlade klappte auf, aber es drang kein Wort über die Lippen. Das Innere seines Mundes glühte golden. Seine Zunge zuckte darin. Dann trat er unter dem Zwang des Apfels zur Seite, und alle wurden Zeuge, wie er sich mit den Händen ins Gesicht fasste und die Haut dort zu zerreißen

begann, wie er mit den Fingernägeln tiefe Furchen hineinkratzte. Blut floss aus der zerfetzten Haut, und er hörte nicht auf, sich zu entstellen, zu zerfleischen. Als wäre es Teig, zog er an seinen Wangen und riss einen langen Streifen heraus, dann zerrte er an einem Ohr, bis es ihm seitlich vom Kopf baumelte.

Altaïr spürte, wie ihn die Kraft durchfloss, als ergösse sie sich aus dem Apfel in ihn hinein, um sich wie eine Krankheit in seinen Adern auszubreiten. Als nährte sie sich von seinem Hass und seinem Verlangen nach Rache, um dann vom Apfel in Swami überzufließen. Altaïr verspürte all dies als herrliche Mischung aus Lust, Freude und Schmerz, die ihn von den Füßen zu reißen drohte, die ihm das Gefühl gab, sein Kopf dehnte sich aus und müsse jeden Moment explodieren, eine Empfindung, die zugleich wundervoll und schrecklich war.

So wundervoll und schrecklich, dass er nicht hörte, wie Maria nach ihm schrie.

Und ebenso wenig bekam er mit, dass sie sich aus Abbas' Griff befreite und über die Estrade auf ihn zurannte.

Im selben Moment zog Swami seinen Dolch aus der Scheide und benutzte ihn gegen sich selbst. Er brachte sich mit wüsten Bewegungen breite Schnittwunden bei, im Gesicht und am ganzen Leibe verheerte er sich mit der Klinge, als Maria bei ihm und Altaïr anlangte und verzweifelt versuchte, ihren Mann daran zu hindern, den Apfel noch länger einzusetzen.

Altaïr blieb eine Sekunde, um zu erkennen, was geschah, aber es war zu spät, um es aufzuhalten. Er sah Swamis Dolch aufblitzen, und plötzlich wirbelte Maria, deren Kehle ungeschützt war, davon, und Blut schoss aus ihrem Hals. Sie brach zusammen,

stürzte mit ausgebreiteten Armen auf den hölzernen Boden, tat einen röchelnden Atemzug. Blut breitete sich rasch um sie herum aus, ihre Schultern hoben sich unter einem langen, rauen Keuchen, eine Hand zuckte, hämmerte im Krampf auf das Holz der Estrade.

Zugleich fiel Swami um. Sein Schwert polterte zu Boden. Der Apfel glühte noch einmal grell auf, dann erlosch sein Leuchten. Altaïr ließ sich neben Maria auf die Knie fallen. Er fasste sie bei den Schultern und drehte sie um.

Sie sah ihn an. Ihre Augenlider flatterten. „Sei stark“, sagte sie. Und starb.

Stille lag über dem Hof. Nur Altaïrs Schluchzen war zu hören, während er Maria an sich drückte und festhielt, ein am Boden zerstörter Mann.

Er hörte Abbas rufen: „Männer! Ergreift ihn!“

Dann stand er auf. Durch einen Tränenschleier sah er Assassinen auf die Estrade zurennen. Angst zeichnete ihre Gesichter. Er hielt den Apfel noch immer in der Hand. Die Menge war in Auflösung begriffen. Die meisten hatten ihr Schwert gezogen, obgleich sie wussten, dass Stahl nichts gegen den Apfel würde ausrichten können. Aber der Versuch, sich zu wehren, war immer noch besser, als davonzulaufen. Plötzlich war der Drang in Altaïr ungeheuer stark, beinahe übermächtig, der Drang, den Apfel zu benutzen, um alles zu vernichten, was er vor sich sah, auch sich selbst, denn Maria lag tot in seinen Armen, und sie war sein Licht gewesen. Binnen eines Augenblicks hatte er – von Wut geblendet – alles zerstört, was

er wie nichts anderes auf der Welt geliebt hatte.

Die Assassinen hielten inne. Würde Altaïr den Apfel einsetzen? Er konnte die Frage in ihren Augen lesen.

„Schnappt ihn euch!“, keifte Abbas, und die Männer kamen vorsichtig näher.

Rings um Altaïr schienen die Assassinen nicht recht zu wissen, ob sie ihn nun angreifen sollten oder nicht, und so rannte er los.

„Bogenschützen!“, schrie Abbas, und die Schützen ließen ihre Pfeile gegen Altaïr fliegen, der vom Hof hetzte. Die Geschosse klaperten um ihn her zu Boden, nur eines pflügte ihm eine blutige Furche ins Bein. Von links und rechts stürmten Assassinen auf ihn zu, mit wehenden Gewändern, die Schwerter erhoben. Vielleicht hatten sie jetzt begriffen, dass Altaïr den Apfel kein zweites Mal einsetzen würde, und so sprangen sie von

Mauern und Geländern, um sich der Jagd anzuschließen.

Altaïr erreichte den Bogendurchgang und fand den Weg blockiert vor. Er drehte sich um, machte kehrt und rannte zwei seiner Verfolger über den Haufen, von denen einer sein Schwert schwang und ihn am Arm verletzte. Altaïr schrie vor Schmerz auf, lief aber weiter, wohl wissend, dass sie ihn hätten erwischen können. Er hatte sie lediglich überrascht, aber sie hatten offenbar Angst gehabt, ihn anzugreifen – oder einfach nur gezögert.

Er änderte abermals die Richtung. Jetzt hielt er auf den Wehrturm zu. Darin, das sah er, legten die Bogenschützen auf ihn an, und das waren die besten, die er kannte. Ausgebildet von den Allerbesten. Sie verfehlten ihr Ziel nie. Schon gar nicht hier und jetzt, wo

sie reichlich Zeit hatten, um zu zielen und zu schießen.

Nur wusste er, *wann* sie schießen würden. Er wusste, dass sie einen Herzschlag brauchten, um ihr Ziel zu finden, einen zweiten, um Luft zu holen und sich zu sammeln, dann ...

Schuss.

Er schlug einen Haken und vollführte eine Rolle. Eine Pfeilsalve hämmerte dort zu Boden, wo er gerade noch gewesen war, doch sie verfehlten ihn alle – bis auf einen. Einer der Bogenschützen hatte sein Ziel korrigiert, und dieser Pfeil schnitt Altaïr durch die Wange. Blut lief ihm übers Gesicht, als er sich gegen die Leiter warf, sie erklomm und die erste Ebene erreichte, wo ein überraschter Bogenschütze vor lauter Aufregung nicht wusste, ob er sein Schwert ziehen sollte. Altaïr zerrte ihn von seinem Ausguck.

Sich überschlagend stürzte der Mann hinunter. Er würde es überleben.

Jetzt kletterte Altaïr die zweite Leiter hinauf. Er hatte Schmerzen. Er blutete stark. Schließlich erreichte er die Spitze des Turms, von dem er – vor einem ganzen Leben – in die Tiefe gesprungen war, damals so entehrt wie heute.

Er humpelte zur Plattform, trat an die Kante und breitete, während hinter ihm Männer auf den Turm heraufdrängten, die Arme aus.

Dann ließ er sich fallen.

53

10. August 1257

Altair will, dass *wir* die Lehre der Assassinen verbreiten. Das ist sein Plan. Und nicht nur die Lehre sollen wir verbreiten, sondern auch im Westen einen Orden gründen.

Schande über mich, dass ich so lange brauchte, um darauf zu kommen, aber nun, da ich es weiß, scheint mir alles ganz klar – uns (und insbesondere *mir*, wie ich glaube) vertraut er den Geist der Bruderschaft an. Er reicht die Fackel an uns weiter.

Wir vernahmen Kunde, dass kriegerische Mongolen sich dem Dorf näherten, und er ist der Meinung, dass wir aufbrechen sollten,

bevor es zu Kämpfen kommt. Maffeo scheint natürlich ganz erregt von der Vorstellung, Zeuge des kriegerischen Geschehens zu werden, und ich habe den Eindruck, dass es ihm lieber wäre, wenn wir blieben. Seine einstige Wanderlust? Dahin. Unsere Rollen scheinen jetzt umgekehrt zu sein, denn nun bin ich es, der fort will. Entweder bin ich feiger als er, oder ich habe eine realistischere Vorstellung von der bitteren Wahrheit des Krieges, denn ich stimme Altaïr zu. Masyaf im Belagerungszustand ist kein Ort für uns.

Tatsächlich bin ich einfach zum Aufbruch bereit, ob die marodierende Mongolenhorde nun kommt oder nicht. Ich sehne mich nach meinem Zuhause. Ich vermisse meine Familie, meine Frau und Marco, meinen Sohn. In ein paar Monaten wird er drei Jahre alt, und es ist mir schmerzlich bewusst, dass ich von seiner frühesten Kindheit kaum etwas

mitbekommen habe. Ich war nicht dabei, als er seine ersten Schritte machte und seine ersten Worte sprach.

Kurzum, ich habe das Gefühl, dass unser Aufenthalt in Masyaf sich seinem natürlichen Ende zuneigt. Überdies hat der Meister gesagt, dass er uns zu sehen wünsche. Er müsse uns etwas geben, sagt er, im Rahmen einer Zeremonie, bei der er gern andere Assassinen zugegenhätte. Es handele sich um etwas, das sicher verwahrt werden müsse, sagt er, und dem Feind nicht in die Hände fallen dürfe, weder den Mongolen noch den Templern. Mir wird klar, dass seine Erzählungen zu diesem Punkt hinführten, und ich habe eine Ahnung, worum es sich bei jenem kostbaren Objekt handeln könnte. Wir werden sehen.

Derweil kann Maffeo es kaum erwarten, den Rest meiner Geschichte zu hören, nun,

da ihr Ende so nah ist. Er verzog das Gesicht, als ich ihm sagte, dass ich mit meiner Erzählung einige Zeit überspringen wolle und zwar von dem Moment, da Altaïr beschämt und gebrochen vom Turm der Zitadelle sprang, etwa zwanzig Jahre weiter, und die Ereignisse tragen sich auch nicht in Masyaf zu, sondern an einem Ort in der Wüste, zwei Tagesritte entfernt ...

... auf einer endlosen Ebene, die in der Abenddämmerung leer zu sein schien bis auf einen Reiter, der ein zweites, mit Krügen und Decken beladenes Pferd hinter sich herführte.

Aus der Ferne sah der Mann im Sattel aus wie ein Händler mit seinen Waren, und aus der Nähe betrachtet erwies er sich als ebensolcher – als sehr erschöpfter und wohlbeleibter Händler, der unter seinem Turban schwitzte und dessen Name Mukhlis war.

Als Mukhlis in der Ferne das Wasserloch ausmachte, wusste er, dass er sich dort hinlegen und ausruhen musste. Er hatte gehofft, ohne Zwischenstopp nach Hause zu kommen, aber ihm blieb keine Wahl, er war todmüde. Immer wieder hatte ihn während der Reise der Rhythmus des Pferdes eingelullt, er hatte gespürt, wie ihm das Kinn auf die Brust fiel und wie seine Lider sich flatternd senkten und hoben. Es war immer schwieriger geworden, dem Schlaf zu widerstehen. Jedes Mal, wenn die Bewegung des Ritts ihn dem Reich der Träume entgegenschaukelte, brach zwischen Herz und Kopf ein neuer Kampf aus. Seine Kehle war ausgedörrt. Seine Kleidung hing ihm schwer am Leib. In jedem Knochen und Muskel seines Körpers hatte sich die Erschöpfung wie Blei festgesetzt. Die Vorstellung, seine Lippen zu benetzen und sich hinzulegen, seinen *Thawb* fest um

sich gezogen, nur für ein paar Stunden vielleicht, nur lange genug, um etwas Kraft zu schöpfen, bevor er die Heimreise nach Masyaf fortsetzte ... nun, die bloße Vorstellung war fast zu viel für ihn.

Was ihn jedoch zögern ließ, was ihm Angst vor einem Halt machte, war das Gerede, das er gehört hatte – Gerede von Banditen, von Dieben, die Händlern auflauerten, ihnen ihre Waren stahlen und ihnen die Kehle durchschnitten, eine Räuberbande, die von einem Halsabschneider namens Fahad angeführt wurde, dessen legendärer Brutalität nur die seines Sohnes Bayhas gleichkam.

Bayhas, so erzählte man sich, hänge seine Opfer an den Füßen auf, bevor er sie vom Hals bis zum Bauch aufschlitze und sie langsam sterben lasse, während die wilden Hunde ihre heraushängenden Eingeweide fraßen. Und Bayhas stehe lachend daneben.

Mukhlis trug seine Eingeweide gern im Leib. Und er hatte auch kein Verlangen danach, seinen Besitz Räubern zu überlassen. Das Leben in Masyaf war schließlich hart, und es wurde zunehmend härter. Die Dorfbewohner mussten immer höhere Abgaben an die Burg im Vorgebirge zahlen; die Kosten zum Schutz des Dorfes würden steigen, sagte man ihnen. Der Meister war unerbittlich, wenn es ums Steuereintreiben ging, und er schickte oft Gruppen von Assassinen herunter, um die Leute zum Zahlen zu zwingen. Wer sich weigerte, wurde geschlagen und dann zum Tor hinausgeworfen, wo er seiner Wege gehen musste und nur hoffen konnte, entweder in einer anderen Siedlung Aufnahme zu finden oder sich einer der Räuberbanden anschließen zu dürfen, die sich in der felsigen Ebene rings um Masyaf niedergelassen hatten und deren Überfälle

auf Reisende immer dreister wurden. Früher hatten die Assassinen dafür gesorgt, dass die Reiserouten sicher waren; ihre bloße Präsenz hatte dazu genügt. Aber dem schien nicht mehr so zu sein.

Wenn Mukhlis also ohne Geld nach Hause käme und weder den Zehnten, den Abbas von den Händlern des Dorfes verlangte, noch die Abgaben, die er von allen Einwohnern verlangte, bezahlen konnte, würde man sie aus dem Dorf werfen, ihn und seine Familie, seine Frau Aalia und seine Tochter Nada.

Über all das dachte er nach, als er sich dem Wasserloch näherte, noch immer nicht sicher, ob er anhalten sollte oder nicht.

Ein Pferd stand unter einem großen Feigenbaum, dessen Geäst sich über dem Wasserloch ausbreitete und einladenden Schatten und Schutz bot. Das Pferd war nicht angebunden, aber die Decke auf

seinem Rücken bewies, dass es jemandem gehörte, wahrscheinlich einem anderen Reisenden, der haltgemacht hatte, um zu trinken und seine Feldflaschen zu füllen, vielleicht auch, um sich, wie Mukhlis, hinzulegen und auszuruhen. Trotzdem war Mukhlis nervös. Sein Pferd witterte das nahe Wasser und schnaubte erwartungsfroh, sodass er es zügeln musste, damit es nicht schnurstracks auf die Quelle zutrottete, wo er eine Gestalt sah, die im Schlaf zusammengerollt dalag. Der Mann schlief mit dem Kopf auf seinem Gepäcksack, hatte sich in sein Gewand gewickelt, die Kapuze über den Kopf gezogen und die Arme vor der Brust gekreuzt. Von seinem Gesicht war kaum etwas zu erkennen, doch Mukhlis sah braune, wettergegerbte Haut, faltig und zernarbt. Es war ein alter Mann, Ende siebzig oder Anfang achtzig. Fasziniert musterte Mukhlis das

Gesicht des Schlafenden – bis dessen Augen aufsprangen.

Mukhlis zuckte ein wenig zurück, gleichermaßen überrascht wie verängstigt. Die Augen des alten Mannes blickten scharf und aufmerksam. Er blieb völlig reglos liegen, und Mukhlis erkannte, dass der Fremde, ob schon er, Mukhlis, viel jünger war, sich nicht im Mindesten vor ihm fürchtete.

„Verzeiht mir, falls ich Euch gestört habe“, sagte Mukhlis mit geneigtem Kopf. Seine Stimme zitterte ein wenig. Der Fremde sagte nichts, sah nur zu, wie Mukhlis abstieg, dann sein Pferd zur Quelle führte und den Ledereimer heraufzog, damit sie trinken konnten. Für eine Weile war nur zu hören, wie der Eimer beim Heraufholen leise gegen die Wand des Brunnenschachts schlug, dann das Schlürfen, mit dem das Pferd trank. Mukhlis trank ebenfalls, erst in kleinen,

dann in großen Schlucken, und schließlich wusch er sich Bart und Gesicht. Er füllte seine Feldflaschen, tränkte das zweite Pferd und leinte beide an. Als er zu dem Fremden hinsah, war der wieder eingeschlafen. Nur die Arme hielt er jetzt nicht mehr überkreuzt. Stattdessen ruhten sie neben seinem Kopf auf dem Gepäcksack, den er als Kissen benutzte. Mukhlis nahm eine Decke aus seinem Gepäck, suchte sich ein Plätzchen auf der anderen Seite der Quelle und legte sich zum Schlafen nieder.

Wie viel Zeit war vergangen, als er eine Bewegung hörte, verschlafen die Augen öffnete und eine Gestalt über sich aufragen sah? Eine Gestalt, die von den ersten Strahlen der Morgensonne getroffen wurde. Ihr schwarzes Haar und ihr Bart wucherten wild und waren ungekämmt, in ihrem Ohr steckte ein goldener Ring, und auf ihrem Gesicht lag

ein böses Grinsen. Mukhlis versuchte, auf die Füße zu kommen, aber der Mann ließ sich in die Hocke nieder, ein glänzender Dolch fuhr Mukhlis an die Kehle, woraufhin er vor Angst erstarrte und ihm nur ein Wimmern von den Lippen floh.

„Ich bin Bayhas“, sagte der Mann unverändert grinsend. „Mein Gesicht ist das letzte, das du je sehen wirst.“

„Nein“, jammerte Mukhlis, aber Bayhas zerrte ihn schon hoch, und nun sah der Händler, dass der Räuber zwei Gefährten dabei hatte, die seine Waren von den Pferden luden und sie auf ihre eigenen packten.

Er schaute nach dem schlafenden alten Mann, doch der war nicht mehr da, obgleich Mukhlis sein Pferd noch sah. Hatten sie ihn bereits umgebracht? Lag er irgendwo mit durchgeschnittener Kehle?

„Seil“, verlangte Bayhas. Er hielt Mukhlis nach wie vor den Dolch an den Hals, während einer seiner Begleiter ihm ein aufgerolltes Seil zuwarf. Wie Bayhas trug auch dieser Mann schwarze Kleidung und hatte einen ungekämmten Bart. Sein Haar verschwand unter einer *Kufiya*. Über seinem Rücken hing ein Langbogen. Der dritte Mann hatte lange Haare und keinen Bart, in seinem Gürtel steckte ein breiter Krummsäbel, und er war damit beschäftigt, Mukhlis Gepäck zu durchwühlen, wobei er alles, was er nicht gebrauchen konnte, in den Sand warf.

„Nein“, rief Mukhlis, als er sah, wie ein bemalter Stein in den Staub fiel. Seine Tochter hatte ihm den Stein am Tag seiner Abreise als Glücksbringer geschenkt, und zu sehen, wie der Räuber ihn achtlos zu Boden warf, war zu viel für ihn. Er entwand sich Bayhas’

Griff und stürmte zu Langhaar, der sich umdrehte und ihn mit einem Lächeln empfing, bevor er ihn mit einem gemeinen Hieb gegen die Luftröhre zu Boden schickte. Die drei Räuber lachten brüllend, als Mukhlis sich keuchend im Staub wand.

„Was ist?“, höhnte Langhaar und beugte sich zu ihm hinunter. Er sah, wo Mukhlis hinschaute, hob den Stein auf und las die Worte, die Nada darauf gemalt hatte: *Viel Glück, Papa*. Ist es das, was dich auf einmal so mutig macht, Papa?“

Mukhlis griff nach dem Stein, wollte ihn unbedingt haben, aber Langhaar schlug seine Hand verächtlich beiseite, rieb sich dann mit dem Stein den Hintern, lachte noch lauter, als Mukhlis vor Wut aufheulte, und warf den Glücksbringer schließlich in den Brunnen.

„Platsch“, machte er höhnisch.

„Du ...“, setzte Mukhlis an, „du ...“

„Bindet ihm die Beine zusammen“, hörte er da von hinten. Bayhas warf Langhaar das Seil zu, trat um Mukhlis herum, ging wieder in die Hocke und hielt ihm die Dolchspitze dicht vor die Augen.

„Wo wolltest du hin, Papa?“, fragte er.

„Nach Damaskus“, log Mukhlis.

Bayhas schnitt ihm mit dem Dolch über die Wange, und er schrie vor Schmerz auf. „Wo wolltest du hin?“, fragte der Räuber noch einmal.

„Sein Tuch stammt aus Masyaf“, sagte Langhaar, der das Seil um Mukhlis Beine wickelte.

„Masyaf, hm?“, meinte Bayhas. „Früher hättest du auf die Hilfe der Assassinen zählen können, aber heute nicht mehr. Vielleicht sollten wir dort einmal vorbeischaun. Möglicherweise finden wir eine trauernde Witwe,

die Trost braucht. Was meinst du, Papa? Natürlich erst, wenn wir mit dir fertig sind.“

Langhaar erhob sich, warf das Seilende über einen Ast des Feigenbaums und zerrte daran, sodass Mukhlis hochgezogen wurde. Seine Welt stand kopf. Er wimmerte, als Langhaar das Ende des Seils an der Winde des Brunnens festband, damit er so hängen blieb. Jetzt streckte Bayhas die Hand aus, stieß ihn an und drehte ihn. Mukhlis sah den Bogenschützen ein paar Fuß entfernt stehen, der auf den Fersen wippend lachte. Bayhas und Langhaar kamen näher und lachten ebenfalls. Bayhas beugte sich zu ihm vor.

Mukhlis drehte sich immer noch, er sah die Brunnenmauer vorbeiziehen, dann gerieten die drei Räuber wieder in sein Blickfeld, Langhaar und Bayhas, hinter ihnen der dritte Mann, und ...

Hinter dem dritten Mann erschienen zwei Beine, die plötzlich vom Baum herunterragten.

Aber Mukhlis drehte sich weiter, und die Brunnenmauer zog wieder vorüber. Seine Drehbewegung verlangsamte sich jetzt, und so dauerte es einen Moment, bis er die drei Räuber wiedersah, die noch nicht gemerkt hatten, dass ein vierter Mann hinter ihnen stand. Ein Mann, dessen Gesicht größtenteils unter der Kapuze seines Gewands verborgen war und der den Kopf leicht geneigt und die Arme ausgebreitet hielt und so einen fast flehenden Eindruck machte. Es war der alte Mann.

„Halt“, sagte er. Seine Stimme war genau wie sein Gesicht vom Alter gezeichnet.

Die drei Räuber wandten sich zu ihm um, spannten sich, bereit, den Störenfried niederzumachen.

Dann begannen alle drei leise zu lachen.

„Was soll das?“, schnaubte Bayhas. „Ein alter Mann kommt daher und will uns den Spaß verderben? Was hast du vor, alter Mann? Willst du uns mit Geschichten von früher zu Tode langweilen? Uns totfurzen?“

Seine Kameraden lachten.

„Lasst ihn herunter“, sagte der alte Mann und deutete auf Mukhlis, der immer noch kopfüber und schaukelnd dahing. „Auf der Stelle.“

„Und warum sollte ich das tun?“, fragte Bayhas.

„Weil ich es verlange“, erwiderte der alte Mann mit rauer Stimme.

„Und wer bist du, dass du das von mir zu verlangen wagst?“

Der alte Mann bewegte ruckhaft die Hand.
Klick.

54

Der Bogenschütze griff nach seiner Waffe, aber Altaïr war mit zwei Schritten bei ihm und schwang seine Klinge in einem weiten Bogen, sodass sie ihm nicht nur den Hals öffnete, sondern auch den Bogen entzweite und einen guten Teil seiner Haare abschnitt. Der Bogen des Banditen klapperte zu Boden, gefolgt von einem dumpfen Laut, als der Räuber selbst hinterherstürzte.

Altaïr, der seit zwei Jahren nicht mehr gekämpft hatte, stand schwer atmend da und sah, wie der Hohn aus den Gesichtern von Bayhas und Langhaar verschwand und Wachsamkeit seine Stelle einnahm. Zu

seinen Füßen zuckte und gurgelte der Bogenschütze. Sein Blut wurde vom Sand aufgesaugt. Ohne Bayhas und Langhaar aus den Augen zu lassen, ging Altaïr auf ein Knie nieder, stieß dem Mann die Klinge in den Leib und brachte ihn zum Schweigen. Angst war jetzt seine stärkste Waffe, das wusste er. Diese Männer hatten Jugend und Schnelligkeit auf ihrer Seite. Sie waren wild und skrupellos und an den Tod gewöhnt. Altaïr hingegen hatte Erfahrung. Er hoffte, das würde reichen.

Langhaar und Bayhas wechselten einen Blick. Sie lächelten nicht mehr. Für einen Moment war das leise Knarren des Seils über dem Ast des Feigenbaums der einzige Laut, der rings um die Quelle zu hören war. Mukhlis verfolgte alles mit dem Kopf nach unten hängend. Seine Arme waren nicht gefesselt, und er überlegte, ob er versuchen sollte, sich

zu befreien, hielt es dann jedoch für besser, keine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Die beiden Räuber trennten sich. Sie wollten Altaïr in die Zange nehmen. Langhaar wechselte seinen Krummsäbel von einer Hand in die andere. Dabei entstand ein leises klatschendes Geräusch. Bayhas kaute auf der Innenseite seiner Wange.

Langhaar tat einen Schritt nach vorn und stieß mit dem Krummsäbel zu. Die Luft schien unter dem Klirren von Stahl zu vibrieren, als Altaïr ihn mit seiner Klinge stoppte und den Säbel beiseitedrückte, wobei er spürte, wie seine Muskeln protestierten. Wenn die Räuber sich auf kurze Angriffe verlegten, wusste er nicht, wie lange er ihnen standhalten konnte. Er war ein alter Mann. Alte Männer kümmerten sich um ihre Gärten oder verbrachten ihre Nachmittage mit dem Studieren von Büchern, sie lasen und dachten an

jene, die sie geliebt und verloren hatten – aber sie veranstalteten keine Schwertkämpfe. Schon gar nicht, wenn sie in der Unterzahl und ihre Gegner deutlich jünger waren.

Er führte einen Stich nach Bayhas, wollte verhindern, dass der Anführer sich ihm von der Seite her näherte, und es klappte – doch Bayhas kam mit dem Dolch trotzdem nahe genug, um Altaïr eine erste blutende Brustwunde beizubringen. Altaïr ging zum Gegenangriff über, sie prallten zusammen, es entspann sich ein Schlagabtausch, der Langhaar jedoch die Chance zum Eingreifen gab, bevor Altaïr ihn abwehren konnte. Langhaar führte einen weiten Streich mit seiner Klinge und fügte Altaïr eine lange Schnittwunde am Bein zu.

Die Verletzung war groß. Tief. Blut quoll hervor, und Altaïr wäre fast gestolpert. Er

humpelte auf seine Seite zurück, versuchte, den Brunnen als Deckung zu nutzen, sodass er sich nur nach vorn hin verteidigen musste. Er erreichte die Ummauerung. Hinter ihm hing der Händler vom Baum.

„Ich wünsche Euch Kraft“, hörte er den Händler leise sagen, „und was auch geschieht, meine Dankbarkeit und Liebe sind Euch gewiss, ob nun in diesem Leben oder im nächsten.“

Altair nickte, ohne sich umzudrehen. Stattdessen beobachtete er die beiden Räuber, die er nun vor sich hatte. Dass Altair blutete, hatte sie ermuntert und ermutigt. Sie drangen schlagend und stechend auf ihn ein. Altair wehrte drei Attacken ab, handelte sich weitere Verletzungen ein, blutete jetzt heftig, hinkte, war außer Atem. Angst war nun nicht mehr seine Waffe. Diesen Vorteil hatte er eingebüßt. Alles, was ihm nun noch

zur Verfügung stand, waren Fähigkeiten und Instinkte, die lange brachgelegen hatten. Er rief sich einige seiner größten Kämpfe in Erinnerung – wie er Talals Männer bezwungen, Moloch geschlagen und die Templer auf dem Friedhof in Jerusalem besiegt hatte. Der Krieger, der diese Kämpfe gefochten hatte, hätte die beiden Räuber binnen Sekunden getötet.

Aber diesen Krieger gab es nur noch in der Vergangenheit. Er war alt geworden. Trauer und Einsamkeit hatten ihn geschwächt. Zwanzig Jahre lang hatte er um Maria getrauert, war er besessen gewesen von dem Apfel. Sein kämpferisches Können, so groß es auch sein mochte, war in dieser Zeit nicht nur verwelkt, wie es schien, sondern abgestorben.

Er spürte Blut in seinen Stiefeln. Seine Hände machte es schlüpfrig. Er führte wilde

Schwünge mit seiner Klinge, weniger um sich zu verteidigen, sondern eigentlich nur noch, um seine Angreifer zu verscheuchen. Er dachte an seinen Gepäcksack, der im Geäst des Feigenbaums sicher verstaut war und der den Apfel enthielt. Hätte er den Apfel zur Hand nehmen können, wäre er als Sieger aus diesem Kampf hervorgegangen. Aber das Artefakt war zu weit weg, und außerdem hatte er geschworen, es nie mehr zu benutzen. Genau aus diesem Grund hatte er den Apfel in der Baumkrone zurückgelassen, damit er ihn nicht in Versuchung führen konnte. Aber die Wahrheit war, dass er ihn benutzt hätte, wäre er jetzt in seiner Reichweite gewesen – um nicht auf diese Weise sterben zu müssen und den Räubern den Händler zu überlassen, dem infolge von Altaïrs Einmischung sicher ein noch

schmerzhafterer und qualvollerer Tod bevorstünde.

Ja, er hätte den Apfel eingesetzt, weil er verloren war. Und er hatte sich von seinen Gegnern abermals ausmanövrieren lassen, wie er jetzt merkte. Langhaar kam von der Seite her auf ihn zu. Altaïr schrie auf im Bemühen, ihn abzuwehren. Langhaar reagierte auf seine Paraden mit Angriffshieben – eins, zwei, drei –, fand eine Lücke in Altaïrs Verteidigung und verletzte ihn ein weiteres Mal, seitlich am Rumpf diesmal, ein tiefer Schnitt, der sofort heftig blutete. Altaïr wankte, der Schmerz ließ ihn aufkeuchen. Nun, es war jedenfalls besser, so zu sterben, als sich kläglich zu ergeben. Lieber starb er kämpfend.

Langhaar kam heran, und wieder traf seine Waffe. Altaïr wurde abermals verwundet, jetzt an seinem bislang unversehrten Bein. Er

fiel auf die Knie, seine Arme hingen herab, seine Klinge stach nur in den Sand.

Langhaar trat vor, aber Bayhas hielt ihn zurück. „Überlass ihn mir“, befahl er.

Trübe entsann sich Altaïr an eine andere Zeit, die tausend Leben lang her zu sein schien; da hatte sein Gegner dasselbe gesagt, und damals hatte er den Ritter für seinen Hochmut büßen lassen. Diese Befriedigung würde ihm diesmal nicht vergönnt sein, denn Bayhas trat vor Altaïr hin, der schwankend, bezwungen und mit hängendem Kopf im Sand kniete. Er versuchte seinen Beinen zu befehlen aufzustehen, aber sie gehorchten ihm nicht. Er versuchte seine Klingenhand zu heben, konnte es jedoch nicht. Er sah den Dolch auf sich zukommen, und es gelang ihm, den Kopf so weit zu heben, dass er Bayhas' gefletschte Zähne und

seinen goldenen Ohrring in der Morgensonne funkeln sehen konnte ...

Dann gab sich der immer noch an den Füßen hängende Händler einen Ruck, schwang kopfüber nach vorn, umfasste Bayhas mit den Armen von hinten und hielt ihn für einen Moment zurück. Mit einem gewaltigen Schrei, einer letzten Anstrengung und mit einer Kraft, von der er nicht wusste, aus welchen Tiefen seines Körpers er sie heraufbeschwor, schoss Altaïr hoch, seine Klinge fuhr nach oben und bohrte sich in Bayhas' Leib, in den sie einen senkrechten Schlitz hineinschnitt, der fast bis zu seiner Kehle hinaufreichte. Zugleich hatte Mukhlis sich den Dolch geschnappt, bevor dieser ganz aus Bayhas' sich lockernden Fingern fallen konnte, und das Seil durchtrennt, an dem er hing. Er fiel, prallte schmerzhaft

gegen die Brunnenmauer, rappelte sich aber auf und stellte sich neben seinen Retter.

Altair stand vornüber gebeugt da, hatte das Gefühl, im Stehen zu sterben. Aber er hob seine Klinge und starrte Langhaar aus zusammengekniffenen Augen an, der sich plötzlich in der Unterzahl sah, woraufhin ihn der Mut verließ. Anstatt anzugreifen, wich er zurück, bis er eines der Pferde erreichte. Ohne Altair und Mukhlis aus den Augen zu lassen, stieg er in den Sattel. Er starrte sie an, sie starrten zurück. Dann fuhr er sich ganz langsam mit einem Finger über den Hals und ritt davon.

„Danke“, sagte Mukhlis atemlos zu Altair, aber der Assassine antwortete nicht. Er war bewusstlos in den Sand gestürzt.

55

Eine Woche später kam der Abgesandte des Anführers der Räuber.

Die Einwohner sahen ihn durchs Dorf auf die Hügel zureiten, die zur Zitadelle hinaufführten. Er sei einer von Fahads Männern, sagten sie, und viele von ihnen glaubten zu wissen, was er in der Festung wollte.

Zwei Tage zuvor waren Fahads Männer ins Dorf gekommen und hatten verkündet, dass jeder eine Belohnung bekäme, der den Mann identifiziere, der Fahads Sohn Bayhas getötet hatte. Dabei habe ihm ein Händler aus Masyaf geholfen, sagten sie, doch dem Händler würde nichts geschehen, wenn er

nur den feigen Hund verriete, der den geliebten Sohn des Anführers der Bande umgebracht hatte. Die Dörfler hatten den Kopf geschüttelt und waren wieder ihrem Tagewerk nachgegangen. Die Männer waren mit leeren Händen abgezogen, jedoch nicht ohne düster davor zu warnen, dass sie wiederkommen würden.

Und nun war es den Gerüchten zufolge so weit – jedenfalls sei dies der Auftakt dazu. Nicht einmal Fahad würde es gewagt haben Männer ins Dorf zu schicken, solange es unter dem Schutz der Assassinen stand. Er würde erst den Meister um Erlaubnis gebeten haben. Aber nicht einmal Fahad hätte es gewagt, diese Bitte Altaïr oder Al Mualim vorzutragen. Mit Abbas hingegen lag die Sache anders. Abbas war schwach und käuflich.

Und so kehrte der Abgesandte zurück. Auf dem Weg zur Burg hinauf hatte er die Dorfbewohner, die er passierte, ernst und bisweilen geringschätzig gemustert, nun aber grinste er sie an und fuhr sich mit dem Finger bezeichnend über den Hals.

„Der Meister scheint Fahad die Erlaubnis erteilt zu haben, ins Dorf zu kommen“, sagte Mukhlis später am Abend, während die Kerzen niederbrannten. Er saß neben dem Bett und sprach eher mit sich selbst als mit dem Mann, der darin lag, mit dem Fremden, der das Bewusstsein seit dem Kampf am Wasserloch nicht zurückerlangt hatte. Danach hatte Mukhlis ihn quer über den Sattel seines zweiten Pferds gewuchtet und ihn mit sich heim nach Masyaf genommen, wo er genesen sollte. Aalia und Nada hatten ihn gepflegt, und drei Tage lang hatten sie nicht gewusst, ob er überleben würde. Der

Blutverlust hatte ihn blass wie Nebel gemacht, und er hatte fast friedlich wirkend im Bett gelegen – Aalia und Mukhlis hatten ihm ihres überlassen –, wie ein Leichnam beinahe, als würde er diese Welt jeden Moment verlassen.

Am dritten Tag hatte seine Gesichtsfarbe sich gebessert. Das hatte Aalia ihrem Mann mitgeteilt, als er vom Markt zurückkam, und Mukhlis hatte sich wie üblich auf einem Stuhl neben das Bett gesetzt, um mit seinem Retter zu sprechen, in der Hoffnung, ihn ins Leben zurückzulotsen. Er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, seinen Tag zu rekapitulieren, sprach gelegentlich aber auch von bedeutsamen Dingen, mit denen er den besinnungslosen Patienten zu stimulieren und aufzuwecken hoffte.

„Es scheint, dass Abbas seinen Preis hat“, sagte er nun. Er blickte zur Seite auf den

Fremden, der auf dem Rücken lag, dessen Wunden gut verheilten und der mit jedem Tag ein wenig mehr zu Kräften kam. „Meister Altaïr wäre lieber gestorben, als so etwas zuzulassen“, fuhr Mukhlis fort.

Er beugte sich vor und musterte die Gestalt im Bett eingehend. „Der Meister, Altaïr Ibn-La’Ahad.“

Und zum ersten Mal, seit Mukhlis ihn in sein Haus gebracht hatte, hoben sich die Lider des Fremden flatternd.

Das war die Reaktion, auf die er gehofft hatte. Dennoch erschrak Mukhlis darüber, derweil das Licht in die trüben Augen des Fremden zurückfand.

„Ihr seid es, nicht wahr?“, flüsterte Mukhlis. Der Fremde blinzelte, dann richtete er den Blick auf den Händler. „Ihr seid es, richtig? Ihr seid Altaïr.“

Altaïr nickte. Tränen brannten in Mukhlis' Augen. Er rutschte vom Stuhl auf den Steinboden und ergriff Altaïrs Hände.

„Ihr seid zu uns zurückgekommen“, sagte er schluchzend. „Ihr seid gekommen, um uns zu retten.“ Er stockte. „Ihr seid doch gekommen, um uns zu retten, oder?“

„Bedürft Ihr denn der Rettung?“, fragte Altaïr.

„Oh ja. Wart Ihr nach Masyaf unterwegs, als wir uns begegnet sind?“

Altaïr überlegte. „Als ich Alamut verließ, war es wohl unvermeidlich, dass ich hierher zurückkehren würde. Die Frage war nur, wann.“

„Ihr wart in Alamut?“

„Gut zwanzig Jahre lang.“

„Es hieß, Ihr seid tot. Dass Ihr Euch an jenem Morgen, als Maria starb, vom Turm der Zitadelle gestürzt hättet.“

„Ich habe mich vom Turm der Zitadelle gestürzt.“ Altaïr lächelte grimmig. „Aber ich habe es überlebt. Ich schaffte es bis zum Fluss außerhalb des Dorfes. Dort traf ich zufällig auf Darim. Er kehrte gerade aus Alamut zurück, wo er Sefs Frau und Kinder gefunden hatte. Zu ihnen brachte er mich.“

„Aber sie sagten, Ihr wärt tot“, wiederholte Mukhlis.

„Wer hat das gesagt?“

Mukhlis machte eine Handbewegung, mit der er die Zitadelle meinte. „Die Assassinen.“

„Das haben sie behauptet, weil es in ihre Pläne passte, aber sie wussten, dass ich nicht tot war.“

Er befreite seine Hand aus Mukhlis' Griff, richtete sich auf und schwang die Beine aus dem Bett. Er blickte auf seine Füße, auf die faltige alte Haut. Jeder Zoll seines Körpers stöhnte vor Schmerz, aber er fühlte sich ...

besser. Man hatte seine Kleidung gewaschen und sie ihm wieder angezogen. Er streifte sich die Kapuze über den Kopf, genoss das Gefühl, sie aufzuhaben, und atmete den Geruch des sauberen Stoffs ein.

Dann legte er die Hände auf sein Gesicht und stellte fest, dass man ihm den Bart gestutzt hatte. Seine Stiefel standen ganz in der Nähe, und auf einem Tisch neben dem Bett sah er seinen Klingenmechanismus, dessen neue Konstruktion vom Apfel herrührte. Er sah unfassbar fortschrittlich aus, und er musste an die anderen Entwürfe denken, die er entdeckt hatte. Er brauchte die Hilfe eines Schmieds, um diese Gegenstände herzustellen. Aber zunächst ...

„Mein Gepäck?“, fragte er Mukhlis, der sich unterdessen erhoben hatte. „Wo ist mein Gepäcksack?“

Wortlos zeigte Mukhlis dorthin, wo der Sack am Fußende des Bettes stand. Altaïr betrachtete ihn, dann fragte er den Händler: „Habt Ihr hineingeschaut?“

Mukhlis schüttelte heftig den Kopf. Altaïr musterte ihn eindringlich und schenkte ihm Glauben. Er entspannte sich, langte nach seinen Stiefeln und zog sie an, was ihm schwerer fiel als erwartet.

„Ich muss Euch danken, dass Ihr Euch um mich gekümmert habt“, sagte er. „Ohne Euch läge ich tot neben dem Wasserloch.“

Mukhlis nahm wieder auf dem Stuhl Platz und winkte ab. „Meine Frau und meine Tochter haben sich um Euch gekümmert, und *ich* muss *Euch* danken. Ihr habt mich vor einem grauenhaften Tod durch die Hände dieser Banditen gerettet.“ Er lehnte sich vor. „Euer Tun war das des Altaïr Ibn-

La'Ahad, von dem die Legende erzählt. Davon habe ich allen berichtet.“

„Die Leute wissen, dass ich hier bin?“

Mukhlis breitete die Hände aus. „Natürlich. Das ganze Dorf kennt die Geschichte des Helden, der mich den Klauen des Todes entriss. Und jedermann glaubt, dass Ihr es wart.“

„Und wie kommen sie darauf?“, wollte Altaïr wissen.

Mukhlis sagte nichts. Stattdessen wies er mit dem Kinn zu dem niedrigen Tisch hin, auf dem Altaïrs Klingenapparatur lag, matt glänzend, geölt und unverkennbar gefährlich.

Altaïr stutzte. „Ihr habt ihnen von der Klinge erzählt?“

Mukhlis überlegte. „Nun, ja“, sagte er, „natürlich. Warum?“

„Weil diese Information auch die Zitadelle erreichen wird. Man wird kommen und nach mir suchen.“

„Da werden sie nicht die Einzigen sein“, sagte Mukhlis reumütig.

„Was meint Ihr damit?“

„Ein Bote des Vaters jenes Mannes, den Ihr getötet habt, hat die Festung heute aufgesucht.“

„Und wer war der Mann, den ich getötet habe?“

„Ein gemeiner Halsabschneider namens Bayhas.“

„Und sein Vater?“

„Fahad, Anführer einer Bande von Räubern, die durch die Wüste streifen. Angeblich haben sie zwei oder drei Tagesritte entfernt ihr Lager aufgeschlagen. Von dort kam der Gesandte. Es heißt, er habe den

Meister um Erlaubnis gebeten, ins Dorf zu kommen und den Mörder jagen zu dürfen.“

„Den Meister?“, wiederholte Altaïr scharf. „Abbas?“

Mukhlis nickte. „Für die Preisgabe des Mörders war eine Belohnung ausgesetzt, aber die Dorfbewohner haben sie ausgeschlagen. Abbas war vermutlich nicht so standhaft.“

„Dann sind die Menschen in diesem Dorf guten Herzens“, erklärte Altaïr, „und ihr Führer ist es nicht.“

„Wahrere Worte wurden selten gesprochen“, pflichtete Mukhlis ihm bei. „Er nimmt unser Geld und gibt uns im Gegenzug nichts dafür, obschon die Zitadelle einst das Herz unserer Gemeinde war, von dem Kraft und Führung kamen ...“

„Und Schutz“, ergänzte Altaïr mit einem angedeuteten Lächeln.

„Ja, und Schutz“, stimmte Mukhlis zu. „Aber all diese Dinge sind mit Euch verschwunden, Altaïr, und wurden ersetzt durch ... Verdorbenheit und Paranoia. Es hieß, dass Abbas nach Eurem Weggang einen Aufstand niederschlagen musste, eine Rebellion von Assassinen, die Euch und Malik treu waren. Die Rädelsführer ließ er angeblich hinrichten, und er fürchtet wohl eine Wiederholung dieses Aufruhrs. Seine Paranoia lässt ihn Tag und Nacht in seinem Turm zubringen, wo er sich Intrigen ausgesetzt sieht und jene töten lässt, die er dahinter vermutet. Die Grundsätze des Ordens bröckeln um ihn her genauso wie die Mauern der Festung selbst. Man sagt, er habe einen immer wiederkehrenden Traum, in dem Altaïr Ibn-La’Ahad aus dem Exil in Alamut zurückkehrt mit ...“, Mukhlis hielt inne, schaute Altaïr von der Seite her an und warf einen

Blick auf den Gepäcksack, „... mit einem Artefakt, das in der Lage sei, ihn zu bezwingen. Gibt es einen solchen Gegenstand? Plant Ihr einen Angriff?“

„Selbst wenn es so wäre, ist dies kein Artefakt, das Abbas bezwingen würde. Das wird der Glaube schaffen. Der Glaube an uns selbst und an das Credo.“

„Wessen Glaube, Altaïr?“

Altaïr machte eine umfassende Armbewegung. „Euer Glaube. Der Glaube der Menschen hier und der Assassinen.“

„Und wie wollt Ihr diesen Glauben wiederherstellen?“, fragte Mukhlis.

„Indem ich mit gutem Beispiel vorangehe“, antwortete Altaïr, „und zwar Stück um Stück.“

Am nächsten Tag ging Altaïr ins Dorf hinaus, wo er die Lehren der Assassinen nicht einfach nur predigte, sondern vorlebte.

56

Es hatte Kämpfe gegeben, in die Altaïr eingreifen musste, Zank zwischen Händlern, die seiner Vermittlung bedurft hatten, und Auseinandersetzungen um Landbesitz zwischen Nachbarn – aber nichts davon war so heikel gewesen wie der Streit zwischen zwei Frauen, bei dem es offenbar um einen Mann ging. Dieser Mann, Aaron war sein Name, saß mit eingezogenem Kopf auf einer schattigen Bank, während die beiden Frauen stritten. Mukhlis, der mit Altaïr durchs Dorf ging, versuchte zu schlichten, derweil Altaïr ein Stück entfernt stand und mit verschränkten Armen geduldig darauf wartete, dass der

Zwist sich für einen Moment so weit legte, dass er Gelegenheit bekam, mit den Kontrahenten zu sprechen. Was er sagen wollte, hatte er sich schon zurechtgelegt: Aaron würde in diesem Fall Gebrauch von seinem freien Willen machen müssen, ob es ihm nun gefiel oder nicht.

Altaïrs eigentliche Sorge galt jedoch dem Jungen, dessen Fieber noch nicht gesunken war und dem er einen Trank verabreicht hatte, dessen Rezeptur natürlich dem Apfel entstammte.

Er dachte aber auch an den Korbflechter, der neue Werkzeuge fertigte, basierend auf Anweisungen von Altaïr, der sie dem Apfel entnommen hatte.

Und an den Schmied, der einen Blick auf die Zeichnungen geworfen hatte, die Altaïr ihm zeigte. Er hatte sie hin- und hergedreht und mit zusammengekniffenen Augen

studiert, dann hatte er sie auf einem Tisch ausgebreitet, damit Altaïr ihm genau zeigen konnte, was davon geschmiedet werden musste. Schon bald würde der Assassine über eine neue Ausrüstung verfügen – neue Waffen, wie man sie noch nie gesehen hatte.

Und er dachte an den Mann, der ihn in den vergangenen Tagen beobachtet hatte und ihm wie ein Schatten gefolgt war, wobei er sich stets im Verborgenen hielt – oder zu halten glaubte. Altaïr hatte ihn natürlich sofort entdeckt und ihn an seiner Art, sich zu bewegen, als Assassinen erkannt.

Das hatte nicht ausbleiben können. Es war zu erwarten gewesen, dass Abbas Spione ins Dorf schickte, um mehr über den Fremden herauszufinden, der mit der verborgenen Klinge der Assassinen kämpfte. Und gewiss war Abbas zu dem Schluss gekommen, dass Altaïr zurückgekehrt war, um Anspruch auf

die Führung des Ordens zu erheben. Vielleicht hoffte er, dass die Räuber Altaïr für ihn töten würden, vielleicht würde er aber auch einen Mann aus der Burg herunterschicken, der ihn umbringen sollte. Vielleicht war sein Verfolger ja auch schon der Mann, der ihm das Leben nehmen sollte.

Die Frauen stritten immer noch. Mukhlis sprach aus dem Mundwinkel: „Meister, es scheint, ich habe mich geirrt. Diese Frauen zanken sich nicht darum, wer den unglückseligen Aaron *haben* soll ... es geht darum, wer ihn *nehmen* soll.“

Altaïr lachte in sich hinein. „Mein Urteil bliebe dasselbe“, sagte er und warf Aaron, der Fingernägel kauend auf der Bank saß, einen amüsierten Blick zu. „Der junge Mann muss selbst über sein Schicksal entscheiden.“ Er streifte seinen Schatten mit einem flüchtigen Blick. Der Mann saß unter

den Bäumen, in erdfarbene Kleidung gehüllt, und machte ganz den Eindruck eines vor sich hindösenden Dörflers.

Zu Mukhlis sagte er: „Ich komme gleich wieder. Diese Streiterei hat mich durstig gemacht.“

Er wandte sich um und verließ die kleine Gruppe, aus der ihm ein paar Leute folgen wollten, bis Mukhlis sie verstohlen zurückwinkte.

Altair spürte eher, als dass er es wirklich sah, wie sein Schatten sich ebenfalls erhob und ihm folgte, als er einen Platz betrat und auf den Brunnen in der Mitte zuging. Dort beugte er sich vor, trank, richtete sich wieder auf und gab sich den Anschein, den Blick über das unter ihm liegende Dorf schweifen zu lassen. Dann ...

„Es ist gut“, sagte er zu dem Mann, von dem er wusste, dass er hinter ihm stand.

„Wenn Ihr mich töten wolltet, hättet Ihr es inzwischen schon getan.“

„Ihr hättet es mich einfach tun lassen?“

Altaïr lachte leise. „Ich bin nicht als Krieger durchs Leben gegangen, um mich schließlich an einem Brunnen von einem Welpen umbringen zu lassen.“

„Ihr habt mich gehört?“

„Natürlich habe ich Euch gehört. Ich habe gehört, wie Ihr Euch mit der Heimlichkeit eines Elefanten angeschlichen habt, und ich habe gehört, dass Ihr Euer Gewicht vornehmlich auf Eure linke Seite verlagert. Hättet Ihr mich angegriffen, wäre ich nach rechts ausgewichen, um Eure schwächere Seite anzugehen.“

„Hätte ich damit nicht gerechnet?“

„Nun, das hinge von der Zielperson ab. Ihr hättet Eure Zielperson natürlich gut gekannt

und über ihre kämpferischen Fähigkeiten Bescheid gewusst.“

„Ich weiß, dass die Fähigkeiten dieser Zielperson unerreicht sind, Altaïr Ibn-La’Ahad.“

„Wirklich? Ihr müsst noch ein Kind gewesen sein, als ich zuletzt in Masyaf das Sagen hatte.“

Jetzt drehte sich Altaïr nach dem Fremden um, der seine Kapuze zurückstreifte. Darunter kam das Gesicht eines jungen Mannes zum Vorschein, der zwanzig Jahre alt sein mochte und einen dunklen Bart hatte. Sein Kinn verriet Entschlossenheit, und seine Augen kamen Altaïr bekannt vor.

„Das stimmt“, sagte der junge Mann. „Ich war gerade erst zur Welt gekommen.“

„Hat man Euch denn nicht heißgemacht auf mich?“, fragte Altaïr und wies mit dem Kinn zur Zitadelle über ihnen hinauf. Die

Burg duckte sich dort oben, als beobachte sie die beiden Männer.

„Manche sind eben nicht so leicht heißzumachen wie andere“, sagte der junge Mann. „Es gibt viele, die den alten Regeln die Treue halten, und ihre Zahl wächst, je deutlicher die verderblichen Folgen der neuen Pfade zutage treten. Aber ich habe noch mehr Grund, loyal zu bleiben, als die meisten anderen.“

Die beiden Assassinen standen einander am Brunnen gegenüber, und Altaïr spürte, wie ein kleiner Ruck durch seine Welt ging. Auf einmal fühlte er sich beinahe schwach. „Wie heißt Ihr?“, fragte er, und seine eigene Stimme klang ihm wie körperlos in den Ohren.

„Ich habe zwei Namen“, erwiderte der Junge. „Unter dem einen kennen mich die meisten Angehörigen des Ordens. Er lautet

Tazim. Aber ich habe noch einen anderen, den meine Mutter mir zu Ehren meines Vaters gab. Er starb, als ich noch klein war. Abbas ließ ihn hinrichten. Er hieß ...“

„Malik.“ Altaïr stockte der Atem. Er trat vor. Tränen stachen ihm in die Augen, als er den Jungen bei den Schultern fasste. „Mein Junge“, brachte er hervor. „Ich hätte es wissen müssen. Ihr habt die Augen Eures Vaters.“ Er lachte. „Was sein Geschick angeht, sich unauffällig zu bewegen, da bin ich mir nicht so sicher, aber ... seinen Geist habt Ihr. Ich wusste nicht, dass er einen Sohn hatte.“

„Meine Mutter wurde von hier verbannt, nachdem man ihn eingesperrt hatte. Ich kehrte als junger Mann zurück, um dem Orden beizutreten.“

„Um Rache zu üben?“

„Vielleicht, irgendwann. Was immer seinem Andenken am besten gerecht wird. Und nun, da Ihr gekommen seid, sehe ich den Weg vor mir.“

Altaïr legte ihm einen Arm um die Schulter und führte ihn vom Brunnen fort. Sie überquerten den Platz und unterhielten sich eindringlich.

„Wie steht es um Eure kämpferischen Fähigkeiten?“, fragte er den jungen Malik.

„Unter Abbas wurden derlei Dinge vernachlässigt, aber ich habe trainiert. Das Wissen der Assassinen hat in den vergangenen zwanzig Jahren allerdings kaum Fortschritte gemacht.“

Altaïr musste lachen. „Hier vielleicht nicht. Aber hier.“ Er tippte sich an den Kopf. „*Hier* hat sich das Wissen der Assassinen verzehnfacht. Ich habe dem Orden so viel zu zeigen. Pläne. Strategien. Entwürfe für neue Waffen.

Während wir uns hier unterhalten, fertigt der Dorfschmied sie für mich an.“

Ehrerbietig wichen Dorfbewohner vor ihnen beiseite. Inzwischen wussten alle von Altaïr, und zumindest hier, in den Ausläufern der Festung, galt er wieder als der Meister.

„Und Ihr sagt, es gibt in der Burg noch mehr, die mir die Treue halten?“, fragte Altaïr.

„Die Zahl derer, die Abbas hassen, ist nicht geringer als die derjenigen, die ihm dienen. Vor allem jetzt, da ich über alles berichtet habe, was ich im Dorf sah. Die Kunde, dass der große Altaïr zurückgekehrt ist, macht langsam, aber unaufhaltsam die Runde.“

„Gut“, sagte Altaïr. „Und würden sich diese Anhänger dazu bewegen lassen, sich zu sammeln, sodass wir einen Sturm auf die Burg unternehmen könnten?“

Der junge Malik blieb stehen und musterte Altaïr, als müsse er sich überzeugen, dass der alte Mann nicht scherzte. Dann grinste er. „Es ist Euer Ernst. Ihr meint das wirklich ernst. Wann?“

„Der Räuber Fahad wird seine Männer schon bald ins Dorf führen“, sagte Altaïr. „Bis dahin müssen wir die Kontrolle an uns gebracht haben.“

Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch gingen Mukhlis, Aalia und Nada von Haus zu Haus, um die Leute zu unterrichten, dass der Meister im Begriff sei, den Hügel zu erstürmen. Erwartungsvoll versammelten sich die Menschen auf dem Marktplatz, wo sie in kleinen Gruppen beisammenstanden oder auf niedrigen Mauern saßen. Nach einer Weile kam Altaïr hinzu. Er trug sein weißes Gewand und eine Schärpe. Wer genau hinschaute, sah an seinem Finger auch den Ring des Mechanismus, den er am Handgelenk trug. Er trat in die Mitte des

Marktplatzes. Mukhlis, seine treue rechte Hand, stand geduldig neben ihm.

Was hätte Maria jetzt zu ihm gesagt?, fragte sich Altaïr, während er wartete. Und er dachte an den jungen Malik, dem er sofort vertraut hatte. Mehr noch, Altaïr vertraute ihm so sehr, dass er so gut wie tot wäre, würde Malik sich als Verräter entpuppen, und seine Pläne, den Orden zurückzuerobern, würden sich als Wahnvorstellungen eines alten Mannes erweisen.

Er dachte an die Menschen, denen er zuvor vertraut hatte und die ihn hintergangen hatten. Hätte Maria ihm jetzt zur Vorsicht geraten? Hätte sie gesagt, es sei dumm von ihm, sich so bedingungslos auf jemanden zu verlassen, obwohl er kaum Beweise für dessen Vertrauenswürdigkeit besaß? Oder hätte sie gesagt, was sie schon einmal gesagt hatte: „Vertraue auf deinen Instinkt, Altaïr. Al

Mualims Lehren haben dir Weisheit beschert. Sein Verrat hat dich auf den Pfad der Reife geführt.“

Und jetzt bin ich noch viel weiser, Liebste, richtete er einen Gedanken an sie, an jenen Hauch von ihr, den er in seiner Erinnerung bewahrte.

Er wusste, sie wäre einverstanden gewesen mit dem, wie er mit dem Apfel verfahren war – in all den Jahren hatte er den Saft aus ihm herausgepresst und von ihm gelernt. Nicht einverstanden wäre sie mit der Schuld gewesen, die er sich an ihrem Tod gab, und mit der Scham darüber, dass er sich in seinem Tun von Wut leiten ließ. Nein, das hätte ihr nicht gefallen. Was hätte sie wohl gesagt? Sie hätte mit ihrem englischen Akzent gesagt: „Krieg dich wieder ein.“

Er musste fast lachen, als er daran dachte. *Krieg dich wieder ein.* Zu guter Letzt hatte er

sich „wieder eingekriegt“, aber er hatte Jahre dazu gebraucht – Jahre, in denen er den Apfel hasste, seinen bloßen Anblick und nur den Gedanken daran, an die böse Kraft, die sich wie schlafend in dem alterslosen, glatten Mosaik seiner Schale verbarg. Stundenlang hatte er das Ding vor sich hinbrütend angestarrt und immer wieder den Schmerz durchlebt, den das Artefakt ihm bereitet hatte.

Weil er sich nicht um sie geschert hatte und weil sie Altaïrs Leid nicht mehr ertrugen, hatten Sefs Frau und ihre beiden Töchter ihn verlassen. Er hatte gehört, dass sie sich in Alexandria niedergelassen hatten. Ein Jahr darauf war auch Darim gegangen, fortgetrieben von den Gewissensbissen seines Vaters und seiner Besessenheit wegen des Apfels. Er war nach Frankreich und England gereist, um die dortigen Führer vor den Mongolen zu warnen, die auf dem Vormarsch waren.

Allein gelassen, verschlimmerten sich Altaïrs Qualen noch. Ganze Nächte brachte er damit zu, den Apfel anzustarren, als wären sie Widersacher, die sich im Begriff befanden, einen Kampf gegeneinander zu führen – als könnte sich der Apfel, sollte er es wagen zu schlafen oder auch nur den Blick abzuwenden, auf ihn stürzen.

Letzten Endes hatte er an jene Nacht im Garten von Masyaf zurückgedacht, als sein Mentor Al Mualim tot auf der Marmorterrasse lag, während im Hintergrund der Wasserfall plätscherte. Er erinnerte sich daran, wie er den Apfel zum ersten Mal in der Hand gehalten hatte und etwas von ihm ausgehen fühlte, nichts Böses, sondern etwas Gütiges. Er dachte an die Bilder, die er hervorgebracht hatte. Seltsame futuristische Ansichten von Kulturen, die zeitlich und räumlich weit von ihm entfernt waren,

jenseits der Sphären seines Wissens. In jener Nacht im Garten hatte er instinktiv erfasst, dass das Artefakt auch positives Potenzial in sich barg. Seither hatte der Apfel sich nur von seinen üblen Seiten gezeigt, aber diese ungeheure Weisheit steckte irgendwo darin. Sie musste nur gefunden und herausgelockt werden. Sie brauchte jemanden, der sie befreite – und Altaïr war es schon einmal gelungen, die Macht des Apfels in den Griff zu bekommen.

Damals hatte ihn die Trauer über Al Mu'alim aufgezehrt. Jetzt zehrte ihn die Trauer um seine Familie auf. Vielleicht musste der Apfel ja erst nehmen, bevor er geben konnte.

Jedenfalls hatte er mit seinen Studien begonnen und Tagebuch um Tagebuch mit seinen Erkenntnissen gefüllt – seitenweise Philosophien, Ideologien, Entwürfe, Zeichnungen, Skizzen und Erinnerungen. Zahllose

Kerzen brannten herab, während er wie im Fieber die Seiten vollschrieb und sich nur für die Toilette unterbrach. Tagelang schrieb er schier ohne Ende, dann wieder verließ er für Tage seinen Schreibtisch, ritt allein aus Alamut hinaus, sammelte gewissermaßen im Dienste des Apfels Zutaten und ... Dinge. Einmal dirigierte ihn der Apfel sogar zu einer Reihe von Artefakten, die er barg und versteckte, ohne jemandem zu verraten, worum es sich handelte und wo er sie verwahrte.

Er hatte aber auch nicht aufgehört zu trauern. Immer noch gab er sich die Schuld an Marias Tod, aber er hatte auch daraus gelernt. Er empfand nun eine reinere Art der Trauer – eine Sehnsucht nach Maria und Sef, ein Schmerz, der nie zu vergehen schien und heute scharf wie eine Klinge zu sein schien, die ihm das Herz tausendfach zerschnitt, und morgens ein dumpfes, übles Gefühl, als

versuchte in seinem Bauch ein kranker Vogel seine Flügel auszubreiten.

Manchmal lächelte er jedoch, weil er glaubte, dass Maria mit seiner Trauer um sie einverstanden gewesen wäre. Diese Trauer hätte jenen Teil in ihr angesprochen, mit dem sie eine verwöhnte englische Adelige geblieben war, die sich ebenso gut darauf verstand, einen Mann mit arrogantem Blick zu fixieren, wie darauf, ihn im Kampf zu besiegen, und deren vernichtende Abfahren so scharf wie ihr Schwert waren. Und natürlich wäre sie froh gewesen, dass er sich endlich „eingekriegt“ hatte, aber am besten hätte ihr gefallen, was er jetzt tat – dass er sein Wissen und seine Lehren nahm und sie dem Orden zurückbrachte.

Hatte er gewusst, als er sein Exil verließ, dass er aus diesem Grund nach Masyaf zurückkehren würde? In diesem Punkt war

er sich noch immer nicht sicher. Er wusste nur, dass es, als er einmal hier gewesen war, keine andere Möglichkeit mehr gegeben hatte. Er hatte die Stelle aufgesucht, wo man sie begraben hatte. Maliks Grabstein war nicht weit entfernt, sein Sohn kümmerte sich darum. Altaïr hatte eingesehen, dass Maria, Sef und Malik, seine Mutter und sein Vater und auch Al Mualim für alle Zeit und unwiederbringlich von ihm gegangen waren. Die Bruderschaft allerdings, die konnte er sich zurückholen.

Aber nur wenn der junge Malik so gut war wie sein Wort. Und als er nun dastand und die Erregung und Erwartung der Menge spürte wie ein Gewicht, das er auf seinem Rücken tragen musste, Mukhlis an seiner Seite, da fing er an zu zweifeln. Den Blick zur Zitadelle hinaufgerichtet, wartete er darauf, dass sich die Tore öffneten und die Männer

erschienen. Malik hatte gesagt, es würden mindestens zwanzig sein, die Altaïr mit derselben Inbrunst unterstützten wie er selbst. Mit zwanzig Kriegern und der Hilfe der Leute aus dem Dorf glaubte Altaïr, die dreißig oder vierzig Assassinen, die noch zu Abbas standen, bezwingen zu können.

Er fragte sich, ob Abbas jetzt dort oben war, im Turm des Meisters, und aus schmalen Augen herunterblinzelte, um auszumachen, was unter ihm vor sich ging. Er hoffte es.

In seinem ganzen Leben hatte Altaïr es sich versagt, Befriedigung im Tod eines anderen zu finden. Aber in Abbas' Fall? Trotz des Mitleids, das er für ihn empfand, vergaß er darüber doch nicht den Tod von Sef, von Maria und Malik. Hinzu kam noch, dass Abbas den Orden gleichsam zerstört hatte. Altaïr hatte sich geschworen, dass er keine Freude über Abbas' Tod verspüren würde,

nicht einmal Zufriedenheit. Aber er würde sich freuen und zufrieden sein, wenn Abbas nicht mehr da war, nachdem er ihn getötet hatte. Das durfte er sich zugestehen.

Aber nur, wenn die Tore sich öffneten und seine Verbündeten heraustraten. Um ihn her wurde die Menge langsam unruhig. Er spürte, wie das Gefühl von Zuversicht und Gewissheit, mit dem er aufgewacht war, allmählich verebbte.

Dann wurde er neu aufwallender Erregung unter den Dörflern gewahr, und sein Blick schweifte von den Toren der Burg – die immer noch fest verschlossen waren – über den Marktplatz. Ein Mann in Weiß schien einfach inmitten der Menge zu erscheinen. Ein Mann, der mit geneigtem Kopf auf Altaïr zutrat, dann seine Kapuze nach hinten schlug und ihn angrinste. Es war der junge Malik. Und hinter ihm kamen die anderen. Alle

tauchten sie aus der Menge auf, als seien sie eben noch unsichtbar gewesen. Neben ihm keuchte Mukhlis auf. Plötzlich war der Platz gefüllt mit Männern in weißen Gewändern. Und Altaïr begann zu lachen. Überraschung, Erleichterung und Freude lagen in diesem Lachen, während jeder der Männer vor ihn hintrat, respektvoll den Kopf senkte und ihm eine Waffe vorwies – Schwert, Bogen oder Wurfmesser. Sie zeigten ihm ihre Loyalität.

Altaïr packte den jungen Malik an den Schultern, und seine Augen strahlten. „Ich nehme es zurück“, sagte er. „Ihr und all Eure Männer ... Euer Talent zur Heimlichkeit ist unübertroffen.“

Grinsend neigte Malik den Kopf. „Meister, wir sollten uns umgehend auf den Weg machen. Abbas wird unser Fehlen bald bemerken.“

„So sei es“, erwiderte Altaïr und stieg auf die niedrige Ummauerung des Brunnens. Mukhlis, der ihm behilflich sein wollte, verscheuchte er mit einem Wink. Dann richtete er das Wort an die Menge: „Schon viel zu lange ist die Burg auf dem Berg ein düsterer und drohender Ort. Heute will ich wieder ein strahlendes Licht daraus machen – mit eurer Hilfe.“ Zustimmendes Murmeln ging durch die Reihen, das Altaïr mit einer Geste zum Verstummen brachte. „Doch wir werden dieses neue Zeitalter nicht durch einen Schleier aus Assassinenblut willkommen heißen. All jene, die Abbas treu geblieben sind, mögen heute zwar unsere Feinde sein, morgen jedoch sollen sie unsere Kameraden werden. Und ihre Freundschaft können wir nur mit einem barmherzigen Sieg gewinnen. Tötet nur, wenn es absolut unumgänglich ist. Wir

kommen, um den Frieden nach Masyaf zu bringen, nicht den Tod.“

Damit trat er von der Mauer herunter und verließ den Platz. Die Assassinen und Dörfler formierten sich hinter ihm und folgten ihm nach. Erstere streiften ihre Kapuzen über. Sie wirkten grimmig und entschlossen. Die Leute aus dem Dorf ließen sich etwas zurückfallen. Sie waren aufgeregt, nervös und ängstlich, alles in einem. Es hing so viel ab von dem, was heute geschah und wozu es führte.

Altaïr erklimmte die Hänge, die er als Kind zusammen mit Abbas hinauf- und hinuntergerannt war. Als Assassine hatte er sie im Training erklimmt, auch um Besorgungen für den Meister zu machen oder wenn er zu einer Mission aufbrach oder von einer solchen zurückkehrte. Jetzt spürte er das Alter in seinen Knochen und Muskeln, und der

Aufstieg bereitete ihm einige Mühe, aber er ließ nicht nach.

Eine kleine Gruppe von Abbas' Getreuen trat ihnen in den Hügeln entgegen, ein Trupp von Kundschaftern, die sie auf die Probe stellen sollten. Zunächst zögerten die Männer, die bei Altaïr waren, sich mit den anderen anzulegen – schließlich waren das ihre Kameraden, mit denen sie zusammengelebt und trainiert hatten. Hier mussten Freunde gegeneinander antreten. Wenn der Kampf weiterging, würden sich gewiss auch Angehörige ein und derselben Familie gegenüberstehen. Der Kampf zwischen den Kundschaftern und Altaïrs Männern dauerte eine ganze Weile an. Der Kundschaftertrupp hatte den Vorteil des höheren Standorts, aber abgesehen davon waren diese Männer nur Lämmer, die zur Schlachtbank geschickt wurden.

Altaïrs Blick wanderte in die Höhe, wo er lediglich die Spitze des Turms des Meisters ausmachen konnte. Abbas würde ihn jetzt sicher sehen können. Er musste auch bemerkt haben, wie die Leute den Hügel hinaufgekommen waren, ihm entgegen. Altaïrs Blick ging von der Zitadelle wieder zu den Kundschaftern, die ausgeschickt worden waren, um im Namen ihres korrupten Meisters zu kämpfen.

„Es wird nicht getötet“, wiederholte Altaïr an seine Männer gewandt, und Malik nickte.

Einer der Kundschafter grinste gehässig. „Dann werdet Ihr nicht weit kommen, alter Mann.“ Er sprang vor, schwang sein Schwert und hielt auf Altaïr zu – vielleicht in der Hoffnung, die Rebellion an ihrer Wurzel zu treffen, dass Altaïrs Tod den Aufstand zum Erliegen brächte.

So schnell wie der Flügelschlag eines Kolibris wich der Assassine dem Angriff aus, zog sein Schwert, wand sich um den Körper seines Gegners herum, indem er dessen Vorwärtsbewegung nutzte, und packte ihn von hinten.

Das Schwert des Kundschafters fiel zu Boden, als er Altaïrs Klinge an seiner Kehle spürte. Er wimmerte.

„Im Namen *dieses* alten Mannes wird nicht getötet“, knurrte Altaïr dem Kundschafter ins Ohr und stieß ihn in Maliks Richtung, der ihn auffing und zu Boden rang. Die anderen Kundschafter setzten ihren Angriff fort, aber mit deutlich weniger Begeisterung als eben noch. Ihnen fehlte das Herz zum Kämpfen. Genauso gut hätten sie sich gleich ergeben können – binnen weniger Augenblicke waren sie entweder gefangen genommen oder bewusstlos.

Altaïr beobachtete das kurze Geplänkel. Er blickte auf seine Hand, die das Schwert des Kundschafters geritzt hatte. Verstohlen wischte er das Blut ab. Du warst langsam, tadelte er sich. Nächstes Mal überlässt du das Kämpfen den jüngeren Männern.

Trotzdem hoffte er, dass Abbas zugesehen hatte. Jetzt traten Männer auf die Wehrgänge. Er hoffte auch, dass sie gesehen hatten, was am Hang geschehen war, dass der Kundschaftertrupp Gnade erfahren hatte.

Sie setzten ihren Aufstieg fort und kamen oben an, als die Tore der Festung sich endlich öffneten. Weitere Assassinen strömten heraus. Sie brüllten und waren zum Kampf bereit.

Hinter sich hörte Altaïr die Dorfbewohner schreien und davonlaufen, obgleich Mukhlis sie beschwor zu bleiben. Altaïr drehte sich um und sah, wie er die Hände hochwarf,

aber er konnte diesen Menschen den Verlust ihrer Entschlossenheit nicht verübeln. Sie wussten alle um die furchterregende Wildheit der Assassinen. Zweifellos waren sie noch nie Zeuge geworden, wie zwei gegnerische Assassinen-Armeen aufeinander losgingen, und gewiss wollten sie das auch nicht sehen. Was sie sahen, waren marodierende Assassinen, die mit gefletschten Zähnen und geschwungenen Schwertern johlend zum Tor herausstürmten, während ihre Stiefel über den Boden trommelten. Sie sahen, wie sich Altaïrs Männer duckten und spannten, sich wappneten. Und sie suchten sich Deckung, einige rannten hinter den Wachturm, andere den Hügel hinunter. Unter großem Geschrei und dem Krachen von Stahl prallten beide Parteien aufeinander. Altaïr hatte Malik als Leibwächter in seiner Nähe, und er behielt die Wehrgänge

im Auge, während die Schlacht wütete – die Wehrgänge, wo die Bogenschützen standen, etwa zehn an der Zahl. Wenn sie das Feuer eröffneten, war der Kampf unweigerlich verloren.

Jetzt sah er Abbas.

Und Abbas sah ihn.

Einen Moment lang taxierten sich die beiden Befehlshaber, Abbas auf dem Wehrgang, Altaïr darunter, stark und reglos wie aus Fels gehauen, während um ihn her der Kampf tobte. Als Kinder waren sie beste Freunde gewesen, nun standen sie sich als erbitterte Feinde gegenüber. Dann war der Augenblick vorüber, und Abbas erteilte den Bogenschützen brüllend den Schussbefehl. Altaïr sah Unsicherheit auf ihren Gesichtern, als sie ihre Bögen hoben.

„Es braucht niemand zu sterben“, rief Altaïr seinen Männern zu, wohl wissend, dass er

die Bogenschützen am besten mit gutem Beispiel überzeugte. Abbas war bereit, Assassinen zu opfern – Altaïr nicht, und er konnte nur hoffen, dass die Bogenschützen guten Herzens waren. Er betete, dass seine Anhänger Zurückhaltung übten, dass sie den Bogenschützen keinen Grund gaben, das Feuer zu eröffnen. Er sah einen seiner Männer fallen, aufheulend und mit durchgeschnittenem Hals, und schon griff der verantwortliche Assassinen-Loyalist einen weiteren Mann an.

„Den da“, wies Altaïr den jungen Malik an und deutete ins Kampfgeschehen. „Nehmt ihn Euch vor, Malik, aber ich bitte Euch, springt gnädig mit ihm um.“

Malik griff in den Kampf ein, der Loyalist wurde zurückgedrängt, Malik schlug nach seinen Beinen. Als sein Gegner fiel, kniete er sich rittlings auf ihn, versetzte ihm jedoch

keinen Todesstoß, sondern nur einen Hieb mit dem Schwertknauf, der ihn bewusstlos schlug.

Altaïr schaute wieder zu den Zinnen hinauf. Er sah, wie zwei der Bogenschützen kopfschüttelnd den Bogen senkten. Er sah aber auch, wie Abbas einen Dolch hervorholte – den Dolch seines Vaters – und den Männern damit drohte, doch sie schüttelten abermals den Kopf, legten ihre Bögen weg und griffen nach ihren Schwertern. Abbas wirbelte herum, schrie die Bogenschützen an, die hinter ihm auf dem Wehrgang standen, befahl ihnen, die Abtrünnigen zu töten. Aber auch die anderen senkten ihre Waffen, und Altaïrs Herz machte einen Sprung. Jetzt trieb er seine Männer vorwärts und zum Tor hin. Der Kampf dauerte dennoch an, aber die Loyalisten bekamen allmählich mit, was auf dem Wehrgang vor sich ging. Während sie

kämpften, wechselten sie verunsicherte Blicke, und einer nach dem anderen traten sie zurück, ließen das Schwert fallen, streckten die Arme aus und ergaben sich. Für Altaïrs Leute war der Weg in die Burg frei.

Er führte seine Männer zum Tor und hämmerte mit der Faust dagegen. Hinter ihm sammelten sich die Assassinen, und auch die Dörfler kehrten zurück, sodass es nun vor der Burg von Menschen fast wimmelte. Auf der anderen Seite des Burgtors herrschte eine sonderbare Stille. Schweigen senkte sich über Altaïrs Leute, die Luft knisterte vor Spannung, bis plötzlich Riegel aufgeschoben wurden und die mächtigen Flügel des Burgtors weit aufschwangen, geöffnet von Wachen, die ihre Schwerter fallen ließen und ehrerbietig ihre Köpfe vor Altaïr senkten.

Er nickte im Gegenzug, trat über die Schwelle und unter dem Torbogen hindurch und

ging über den Hof auf den Turm des Meisters zu. Hinter ihm folgten seine Leute. Sie verteilten sich entlang der Seiten des Hofes. Bogenschützen kletterten über die Leitern von den Wehrgängen herunter und gesellten sich zu ihnen. Familienangehörige und Diener drückten die Gesichter gegen die Fenster der Türme und schauten herunter. Alle wollten sie Zeuge von Altaïrs Rückkehr und seiner Konfrontation mit Abbas sein.

Er stieg die Stufen zur Estrade hinauf, dann ging er in die Eingangshalle. Vor ihm stand Abbas auf der Treppe, das Gesicht dunkel und verzerrt. Verzweiflung und Niederlage strahlten von ihm aus wie Fieberhitze.

„Es ist vorbei, Abbas“, rief Altaïr. „Befiehl denen, die dir noch treu sind, sich zu ergeben.“

Abbas schnaubte. „Niemals.“

In diesem Moment strömten die letzten Loyalisten aus den Nebenräumen in die Halle, etwa ein Dutzend Assassinen und Diener. Die Augen einiger von ihnen huschten angsterfüllt hin und her. Andere demonstrierten Wildheit und Entschlossenheit. Der Kampf war noch nicht zu Ende.

„Sag deinen Männern, sie sollen sich zurückhalten“, befahl Altaïr. Er drehte sich halb zum Hof hin um, wo die Menge versammelt war. „Du kannst unmöglich gewinnen.“

„Ich verteidige die Zitadelle, Altaïr“, sagte Abbas, „bis zum letzten Mann. Würdest du nicht dasselbe tun?“

„Ich hätte den *Orden* verteidigt, Abbas“, knurrte Altaïr. „Du hast stattdessen alles geopfert, wofür wir stehen. Du hast meine Frau und meinen Sohn auf dem Altar deines eigenen Trotzes geopfert, deiner blanken Weigerung, die Wahrheit zu akzeptieren.“

„Du meinst meinen Vater? Die Lügen, die du über ihn erzählt hast?“

„Stehen wir nicht deshalb hier? Ist das nicht der Quell deines Hasses, der all die Jahre hindurch ergiebig geflossen ist und uns alle vergiftet hat?“

Abbas bebte. Die Knöchel seiner Hände, die sich fest um das Geländer klammerten, traten weiß und spitz hervor. „Mein Vater hat den Orden verlassen“, sagte er. „Er hätte sich niemals selbst umgebracht.“

„Er hat sich umgebracht, Abbas. Er beging Selbstmord mit dem Dolch, den du unter deiner Kleidung verborgen hast. Er hat sich umgebracht, weil er mehr Ehre im Leib hatte, als du dir auch nur vorstellen kannst, und weil er nicht bemitleidet werden wollte. Er wollte sich nicht bemitleiden lassen, wie du bemitleidet werden wirst und zwar von

allen, wenn du im Kerker der Zitadelle verrottetest.“

„*Niemals!*“, brüllte Abbas. Er zeigte mit einem zitternden Finger auf Altaïr. „Du behauptest, du könntest den Orden zurückerobern, ohne auch nur ein einziges Assassinen-Leben zu opfern. Das bleibt abzuwarten. *Tötet ihn.*“

Und plötzlich stürmten die Männer in der Halle vorwärts, als ...

Das Krachen einer Explosion fuhr durch die Halle und brachte jeden zum Verstummen – die Menge draußen auf dem Hof, die Assassinen, die Loyalisten. Alle starrten sie erschrocken auf Altaïr, der mit erhobenem Arm dastand, wie um auf Abbas zu zeigen – als richte er seine verborgene Klinge auf die Treppe. Aber es ragte keine Klinge aus seinem Ärmel hervor. Dafür kräuselte sich Rauch empor.

Von der Treppe her erklang ein kurzer, erstickter Schrei, und alle sahen, wie Abbas auf seine Brust starrte, wo ein kleiner Blutfleck langsam größer wurde. Seine Augen waren vor Entsetzen geweitet. Sein Mund bewegte sich, wie um Worte zu formen, die nicht herauskommen wollten.

Die Loyalisten waren stehen geblieben. Offenen Mundes starrten sie Altaïr an, der seinen Arm bewegte, sodass er nun auf sie wies und sie den Mechanismus sehen konnten, den er ums Handgelenk trug.

Die Apparatur konnte nur einen Schuss abfeuern, und das hatte sie getan – aber das wussten diese Männer ja nicht. Keiner von ihnen hatte je eine solche Waffe gesehen. Nur ein paar wenige wussten überhaupt von ihrer Existenz. Als sie die Waffe auf sich gerichtet sahen, duckten sich die Loyalisten und zuckten zurück. Sie legten ihre

Schwerter nieder und gingen an Altaïr vorbei zur Tür des Turms, um sich der Menge draußen anzuschließen, die Arme ausgestreckt zum Zeichen, dass sie sich ergaben.

Im selben Moment kippte Abbas nach vorn, stolperte die Treppe herunter und landete mit einem hässlichen Laut auf dem Boden der Halle.

Altaïr beugte sich über ihn. Abbas lag schwer atmend da, ein Arm in unnatürlichem Winkel verdreht, als habe er ihn sich beim Sturz ausgekugelt. Die Vorderseite seines Gewandes war nass vom Blut. Er hatte nur noch Augenblicke zu leben.

„Du willst, dass ich dich um Vergebung bitte?“, fragte er Altaïr. Er grinste. Sein Schädel wirkte auf einmal wie ein Totenkopf. „Dafür, dass ich dir dein Weib und deinen Sohn genommen habe?“

„Abbas, ich bitte dich, lass deine letzten Worte nicht von Hass gefärbt sein.“

Abbas stieß ein knappes Schnauben aus. „Und er übt sich immer noch in Tugendhaftigkeit.“ Er hob den Kopf ein wenig an. „Du hast den ersten Schlag geführt, Altaïr. Ich habe dir Frau und Sohn genommen, aber erst nachdem deine Lügen mir noch viel mehr genommen hatten.“

„Das waren keine Lügen“, sagte Altaïr nur. „Hast du in all den Jahren nie daran gezweifelt?“

Abbas zuckte zusammen und kniff vor Schmerz die Augen zu. Dann, nach einer kurzen Pause, sagte er: „Hast du dich je gefragt, ob es eine nächste Welt gibt, Altaïr? Ich werde es gleich erfahren. Und wenn es eine gibt, werde ich meinen Vater wiedersehen, und wir werden beide bereitstehen, wenn deine

Zeit gekommen ist. Und dann ... dann wird es keinen Zweifel mehr geben.“

Er hustete, stieß einen gurgelnden Laut aus, und in seinem Mund bildete sich eine blutige Blase. Altaïr schaute ihm in die Augen, ohne etwas zu sehen von jenem Waisenklingen, den er einmal gekannt hatte. Er sah nichts von dem besten Freund, den er einmal gehabt hatte. Er sah nur ein gestörtes Geschöpf, das ihn so viel gekostet hatte.

Und als Abbas starb, erkannte Altaïr, dass er ihn nicht mehr hasste oder Mitleid mit ihm hatte. Er empfand nichts – nichts außer Erleichterung, dass Abbas nicht länger auf dieser Welt war.

Zwei Tage später erschien der Räuber Fahad mit sieben seiner Männer hoch zu Ross und wurde vor den Toren des Dorfes von Assassinen empfangen, die unter Altaïrs Führung standen.

Am Rand des Marktplatzes zügelten sie ihre Pferde. Ihnen gegenüber stand eine Reihe von Männern in weißen Gewändern. Einige mit verschränkten Armen, andere mit der Hand auf ihrem Bogen oder dem Griff ihres Schwerts.

„Es stimmt also. Der große Altaïr Ibn-La'Ahad hat die Herrschaft über Masyaf wieder übernommen“, sagte Fahad. Er sah müde aus.

Altaïr neigte den Kopf zum stummen Ja.

Fahad nickte langsam, als müsse er über diese Tatsache nachdenken. „Mit Eurem Vorgänger hatte ich ein Abkommen getroffen“, sagte er schließlich. „Ich habe ihm ein hübsches Sümmchen bezahlt, um Masyaf betreten zu dürfen.“

„Was Ihr ja getan habt“, erwiderte Altaïr freundlich.

„Ja, ja, aber aus einem bestimmten Grund, wie ich fürchte“, antwortete Fahad mit trübem Lächeln. Er rückte im Sattel hin und her. „Ich bin hier, um den Mörder meines Sohnes aufzuspüren.“

„Was Ihr ebenfalls getan habt“, sagte Altaïr unverändert freundlich.

Das Lächeln schwand aus Fahads Gesicht. „Ich verstehe“, meinte er und lehnte sich vor. „Wer von Euch ist es also?“ Sein Blick wanderte an der Reihe der Assassinen entlang.

„Habt Ihr keinen Zeugen, der den Mörder Eures Sohnes identifizieren kann?“, fragte Altaïr. „Kann er nicht auf den Täter unter uns zeigen?“

„Ich hatte einen“, seufzte Fahad. „Aber die Mutter meines Sohnes ließ ihm die Augen ausstechen.“

„Aha“, sagte Altaïr. „Nun, er war ein Wiesel. Es mag Euch ein Trost sein, dass er kaum etwas unternahm, um Euren Sohn zu beschützen oder ihn gar zu rächen, als er tot war. Kaum stand er zwei alten Männern gegenüber anstatt nur einem, zog er den Schwanz ein und rannte davon.“

Fahads Gesicht lief dunkel an.

„Ihr?“

Altaïr nickte. „Euer Sohn starb so, wie er lebte, Fahad. Es machte ihm Spaß, Schmerzen zu bereiten.“

„Ein Zug, den er von seiner Mutter geerbt hat.“

„Verstehe.“

„Und sie besteht darauf, dass sein Name gerächt wird.“

„Dann gibt es nichts mehr zu sagen“, erwiderte Altaïr. „Es sei denn, Ihr habt vor, Euren Versuch jetzt zu wagen? Ansonsten

werde ich Euch in Kürze mit Eurer Armee erwarten.“

Fahad sah argwöhnisch drein. „Ihr wollt mich gehen lassen? Keine Bogenschützen, um mich aufzuhalten? Und das, obwohl Ihr wisst, dass ich mit einer Streitmacht zurückkehren werde, die Euch zermalmen wird?“

„Wenn ich Euch umbrächte, zöge ich mir den Zorn Eurer Frau zu.“ Altaïr lächelte. „Und außerdem habe ich das Gefühl, dass Ihr Eure Absicht, Masyaf anzugreifen, auf dem Weg zurück in Euer Lager noch einmal überdenken werdet.“

„Und warum sollte ich das tun?“

Altaïr lächelte immer noch. „Fahad, wenn wir gegeneinander kämpften, gäbe keiner von uns nach. Wir würden beide mehr aufs Spiel setzen, als die Trauer es wert ist. Meine Gemeinschaft wäre verheert, vielleicht irreparabel – aber Eure wäre das auch.“

Fahad schien zu überlegen. „Aber über den Preis der Trauer entscheide nun einmal ich.“

„Vor nicht allzu langer Zeit habe ich meinen eigenen Sohn verloren“, sagte Altaïr, „und deswegen war ich drauf und dran, alle Menschen zu verlieren, die mir etwas bedeuteten. Ich erkannte, dass dieser Preis zu hoch war, um ihn zu zahlen, selbst für meinen Sohn. Wenn Ihr gegen uns zu den Waffen greift, riskiert auch Ihr einen solchen Verlust. Ich bin sicher, dass die Werte Eurer Gemeinschaft sich gravierend von denen der meinen unterscheiden, aber sie sind auf ihre Weise genauso hoch und sollten nicht leichtfertig verspielt werden.“

Fahad nickte. „Ihr seid ein klügerer Kopf als Euer Vorgänger, Altaïr. Vieles von dem, was Ihr sagt, ergibt Sinn, und ich werde in der Tat auf dem Ritt zurück zum Lager darüber nachdenken. Außerdem werde ich

mich bemühen, es meiner Frau darzulegen.“ Er nahm die Zügel auf und wendete sein Pferd. „Viel Glück, Assassine“, wünschte er.

„Ich glaube eher, Ihr seid derjenige, der Glück brauchen wird.“

Der Räuber schenkte ihm noch ein trübes, schiefes Lächeln, dann zog er ab. Altaïr lachte in sich hinein und schaute zur Zitadelle hinauf.

Es gab viel zu tun.

12. August 1257

Es ist also zu spät, um aus Masyaf zu fliehen, bevor die Mongolen kommen. Denn sie sind *da*. Deshalb brechen wir binnen Stunden nach Konstantinopel auf, und ich schreibe diese Worte eilig nieder, während unsere Sachen bereits von Helfern auf die Karren verladen werden. Und wenn Maffeo glaubt, die scharfen Blicke, die er mir unentwegt zuwirft, könnten mich veranlassen, die Feder wegzulegen und ihnen zur Hand zu gehen, so hat er sich geirrt. Ich weiß nun, dass diese Worte für zukünftige Assassinen von größter

Wichtigkeit sein werden. Sie müssen sofort festgehalten werden.

Es handelt sich um einen kleinen Voraustrupp, so hat man es uns jedenfalls gesagt. Aber die Hauptstreitmacht ist nicht weit entfernt. Der Voraustrupp scheint sich derweil eigene Lorbeeren verdienen zu wollen und hat zwar kleine, aber erbitterte Angriffe unternommen. Die Feinde erklommen die Mauern des Dorfes und kämpften auf den Wehrgängen, bevor sie sich wieder zurückzogen. Ich verstehe nicht viel von Kriegsführung, was mich nicht grämt, aber es scheint mir, diese kurzen Angriffe könnten Versuche sein, unsere Kräfte auszuloten. Und ich frage mich, ob der Meister seine Entscheidung bedauert, die Zitadelle durch die Vertreibung der Assassinen geschwächt zu haben. Noch vor zwei Jahren wäre kein bloßer Voraustrupp auch nur auf zehn

Schritte an die Burg herangekommen, ohne unter den Pfeilen der Bogenschützen der Assassinen oder den Schwertern der Verteidiger zu fallen.

Als er Abbas die Herrschaft über den Orden abgerungen hatte, schickte Altaïr als Erstes nach seinen Tagebüchern – das Werk des Meisters sollte beim Wiederaufbau des Ordens zu einer tragenden Säule werden, eine wichtige Kraft zur Stützung des Fundaments, um das Wirken der Fäulnis in Masyaf aufzuhalten. Unter Abbas' korrupter Regentschaft hatte es weder die alten Fähigkeiten noch das einstige Training gegeben – die Brüder waren nur dem Namen nach Assassinen gewesen. Die erste Aufgabe, die Altaïr sich stellte, bestand darin, die verlorene Disziplin wiederherzustellen. Der Übungshof hallte wieder vom Klirren von Stahl und den Rufen und Flüchen der

Ausbilder wider. Damals hätte kein Mongole einen Überfall gewagt.

Aber kaum waren Name und Ruf der Bruderschaft wieder intakt, beschloss Altaïr, dass der Stützpunkt in Masyaf nicht länger bestehen solle, und entfernte das Banner der Assassinen vom Fahnenmast. Seine Vision für den Orden sah vor, dass die Assassinen in die Welt hinauszogen, sagte er. Sie sollten inmitten der Menschen agieren, nicht über ihnen stehen. Altaïrs Sohn Darim kehrte heim nach Masyaf und fand nur noch ein paar wenige Assassinen vor, von denen die meisten mit dem Bau der Bibliothek des Meisters beschäftigt waren. Als sie fertiggestellt war, wurde Darim nach Konstantinopel geschickt, wo er meinen Bruder und mich aufzufinden sollte.

Das führt uns zu unserem Auftritt in der Geschichte, der gut achtzig Jahre nach ihrem Beginn erfolgte.

„Aber ich habe das Gefühl, dass es noch nicht vorbei ist“, sagte Maffeo. Er stand da und wartete auf mich. Der Meister wollte uns im Haupthof sehen. Sicherlich zum letzten Mal machten wir uns auf den Weg durch die Festung zum Hof, geführt von Altaïrs treuem Haushofmeister Mukhlis.

Als wir dort anlangten, dachte ich: Was dieser Hof schon alles gesehen hat! Hier war Altaïr zum ersten Mal auf Abbas getroffen, als der mitten in der Nacht dastand und sich nach seinem Vater sehnte. Hier hatten die beiden miteinander gekämpft und waren zu Feinden geworden. Hier war Altaïr von Al Mualim vor versammelter Bruderschaft beschämt worden. Hier war Maria gestorben und auch Abbas.

Nichts von all dem würde auch Altaïr vergessen haben, der den Großteil der Assassinen hergerufen hatte, damit alle hörten, was er zu sagen hatte. Darim war mit seinem Bogen unter ihnen, auch der junge Malik und Mukhlis natürlich, der auf der Estrade vor dem Turm seinen Platz neben dem Meister einnahm. In meinem Bauch war ein Flattern wie von Motten, und ich ertappte mich dabei, wie ich sie mit kurzen, rauen Atemzügen zu beruhigen trachtete, während mich auch der Kampfeslärm im Hintergrund ablenkte. Die Mongolen, so schien es, hatten sich diesen Augenblick ausgesucht, um einen weiteren Angriff auf die Burg zu verüben; vielleicht hatten sie bemerkt, dass die Verteidigungsanlagen momentan verlassen waren.

„Brüder“, sagte Altaïr, der vor uns stand, „unsere gemeinsame Zeit war kurz, ich weiß. Aber ich bin sicher, dieser Kodex wird alle

Fragen, die Ihr noch nicht gestellt habt, beantworten.“

Ich nahm das Buch entgegen und drehte es ehrfürchtig in den Händen. Es enthielt die wichtigsten Gedanken des Meisters, das Konzentrat aus Jahrzehnten, in denen er sich dem Studium des Apfels gewidmet hatte.

„Altair“, sagte ich, kaum imstande, Worte zu formen, „dieses Geschenk ist ... unbezahlbar. *Grazie*.“

Auf ein Zeichen von Altair trat Mukhlis mit einem kleinen Beutel vor, den er dem Meister reichte.

„Wohin wird Euer Weg Euch als Nächstes führen?“, fragte Altair.

„Nach Konstantinopel, wo wir einige Zeit verbringen werden. Dort wollen wir eine Gilde ins Leben rufen, bevor wir nach Venedig zurückkehren.“

Er lachte leise. „Euer Sohn Marco wird sicher gespannt sein auf die wüsten Geschichten seines Vaters.“

„Er ist noch ein bisschen jung für solche Geschichten. Aber eines nicht mehr fernen Tages, sì.“ Ich grinste.

Er reichte mir den Beutel, und ich spürte, wie sich im Zuge der Bewegung mehrere schwere Gegenstände darin verschoben.

„Ein letzter Gefallen, um den ich Euch bitten möchte, Niccolò. Nehmt diese Gegenstände mit und hütet sie gut. Versteckt sie, wenn es sein muss.“

Ich hob die Augenbrauen, bat stumm darum, den Beutel öffnen zu dürfen, und er nickte. Ich spähte in den Beutel, dann griff ich hinein und holte einen Stein heraus, einen von insgesamt fünf. Wie auch die anderen hatte dieser ein Loch in der Mitte.

„Artefakte?“, fragte ich. Ich überlegte, ob dies die Artefakte waren, die er während seines Exils in Alamut gefunden hatte.

„Gewissermaßen“, sagte der Meister. „Das sind Schlüssel, und jeder davon birgt eine Nachricht.“

„Eine Nachricht von wem?“

„Ich wünschte, ich wüsste es“, antwortete Altaïr.

Ein Assassine kam in den Hof geeilt und sprach mit Darim, der daraufhin vortrat. „Vater, eine Vorhut der Mongolen ist durchgebrochen. Das Dorf wird überrannt.“

Altaïr nickte. „Niccolò, Maffeo, mein Sohn wird Euch durch die schlimmsten Kämpfe geleiten. Wenn Ihr das Tal erreicht habt, folgt Ihr seinem Verlauf, bis Ihr auf ein kleines Dorf stößt. Dort stehen Pferde und Proviant für Euch bereit. Friede sei mit Euch und bleibt auf der Hut.“

„Ebenso, Meister. Passt gut auf Euch auf.“

Er lächelte. „Ich werde es versuchen.“

Und damit wandte der Meister sich ab und rief den Assassinen bereits Befehle zu. Während ich den Beutel mit den seltsamen Steinen über meine Schulter warf und den unbezahlbaren Kodex fest an mich drückte, fragte ich mich, ob ich Altaïr je wiedersehen würde. Von dem, was dann folgte, erinnere ich mich nur noch an schemenhafte Eindrücke von toten Leibern, an Geschrei und an das Klirren von Stahl, während wir zu einer Unterkunft gescheucht wurden, wo ich mich in eine Ecke kauerte und hastig diese Worte niederschrieb, derweil draußen der Kampf tobte. Aber nun muss ich gehen. Ich kann nur beten, dass wir mit dem Leben davonkommen.

Aber aus irgendeinem Grund glaube ich, dass wir es schaffen werden. Ich habe

Vertrauen in die Assassinen. Ich hoffe nur, dass ich mich selbst Altaïrs Vertrauen als würdig erweisen werde. Aber darüber kann nur die Zeit Aufschluss geben.

1. Januar 1258

Der erste Tag eines neuen Jahres. Mit gemischten Gefühlen wische ich den Staub vom Deckel meines Tagebuchs und schlage eine neue Seite auf, ohne mit Bestimmtheit zu wissen, dass dieser Eintrag einen Neuanfang markiert oder ein Nachtrag zu der Geschichte ist, die ihm vorausgeht. Vielleicht obliegt diese Entscheidung Euch, dem Leser.

Die erste Nachricht, die ich mitzuteilen habe, schreibe ich mit schwerstem Herzen nieder. Wir haben den Kodex verloren. Der Kodex, der uns am Tag unserer Abreise von Altaïr übergeben und anvertraut wurde, ist in die Hände des Feindes geraten. Auf ewig

wird mich jener Augenblick quälen, da ich blutend und weinend im Sand lag und mit ansehen musste, wie der Staub unter den Hufen der mongolischen Angreifer aufwirbelte, von denen einer sich den Lederbeutel griff, in dem ich den Kodex verwahrte. Zwei Tage nach unserem Aufbruch aus Masyaf hatten sie zugeschlagen, obwohl wir uns sicher gefühlt hatten. Eine trügerische Sicherheit, wie sich herausstellte.

Maffeo und ich kamen mit dem Leben davon, wenn auch nur mit knapper Not, und wir fanden etwas Trost in der Tatsache, dass die Zeit, die wir mit dem Meister verbrachten, uns zwar nicht lehren konnte, was wir dem Kodex hätten entnehmen können, aber immerhin die Fähigkeit schenkte, Wissen auch aus eigener Kraft zu finden und zu interpretieren. Wir beschlossen, baldmöglichst nach Osten zu reisen und den Kodex

zurückzuholen (auch wenn sich damit meine Rückkehr nach Venedig und das Wiedersehen mit meinem Sohn Marco bedauerlicherweise noch weiter verzögerten); zunächst aber wollten wir uns um Angelegenheiten in Konstantinopel kümmern, denn dort gab es viel zu tun. Vor uns lagen mindestens zwei Jahre Arbeit, die nun, da wir uns nicht von den Weisheiten des Kodex leiten lassen konnten, noch erschwert wurde. Dennoch befanden wir, dass wir das Buch zwar verloren hatten, im Kopf und Herz jedoch Assassinen waren, und als solche mussten wir unsere frisch erworbene Erfahrung und unser Wissen klug zur Anwendung bringen. So haben wir bereits einen Ort für unseren Handelsposten ausgewählt, nur ein kleines Stück nordwestlich von der Hagia Sophia, den wir mit Waren von (natürlich!) höchster Qualität bestücken wollen. Unterdessen werden wir

anfangen, das Credo der Assassinen zu verbreiten und auszusäen, genau wie wir es zu tun gelobten.

Während wir mit dem Aufbau der neuen Gilde beginnen, wollen wir aber auch die fünf Steine verstecken, die Altaïr uns gab. Die Schlüssel. Behütet sie gut, hatte er gesagt, oder versteckt sie. Nach unserem Erlebnis mit den Mongolen entschieden wir uns dafür, die Schlüssel zu verstecken, und so machten wir uns daran, sie in und rund um Konstantinopel an geheimen Orten zu verwahren. Just am heutigen Tag wollen wir den letzten verstecken; wenn Ihr also diese Zeilen lest, werden alle fünf Schlüssel sicher vor den Templern verborgen sein, auf dass ein Assassine der Zukunft sie finden möge.

Wer immer er sein mag.

EPILOG

Der Assassine hörte, wie auf dem Deck über ihm Lärm laut wurde, das vertraute Geräusch eiliger Schritte, das einherging mit den Vorbereitungen zum Anlegen, wenn die Mannschaftsangehörigen von ihren Posten zum Bug liefen, in die Takelage kletterten oder mit Seilen hantierten, die Augen beschirmten und den leuchtenden Häfen entgegenblickten, auf die sie zusegelten, voller Erwartung auf die vor ihnen liegenden Abenteuer.

Auch auf den Assassinen warteten Abenteuer. Freilich mochten seine sich grundsätzlich unterscheiden von den Eskapaden, auf

welche die Mannschaft sich freute und die gewiss in erster Linie darin bestanden, Tavernen aufzusuchen und sich mit Huren zu vergnügen. Beinahe beneidete der Assassine sie um die Einfachheit ihrer Bestrebungen. Die Aufgaben, die vor ihm selbst lagen, waren sehr viel komplizierterer Art.

Er schloss Niccolòs Aufzeichnungen. Seine Finger strichen über den alten Deckel der Kladde und schoben sie auf dem Schreibtisch beiseite, während er nachdachte über das, was er gerade erfahren hatte und dessen ganze Bedeutung ihm sicher erst nach und nach bewusst werden würde. Dann erhob er sich mit einem tiefen Atemzug, zog seine Kleidung zurecht, befestigte den Klingenmechanismus an seinem Handgelenk und zog seine Kapuze über. Schließlich öffnete er die Luke seiner Unterkunft, um an Deck zu treten, wo auch er sich mit der Hand die

Augen beschirmte, um den Blick auf den Hafen zu richten, während das Schiff durch das glitzernde Wasser schnitt und darauf zuhielt, wo sich bereits Menschen versammelt hatten, um sie willkommen zu heißen.

Ezio war in der großen Stadt angekommen. Er hatte Konstantinopel erreicht.

PERSONENVERZEICHNIS

Aalia: Ehefrau von Mukhlis

Abbas Sofian: Altaïrs einstiger Kamerad und Meister-Assassine

Abu'l Nuquod: Händlerkönig von Damaskus

Ahmad Sofian: Abbas' Vater

Alexander: Assassinen-Führer auf Zypern

Alexios: byzantinischer Kaiser, 1182–1204

Al-Kindi: Philosoph, ca. 801–873

Al Mualim: der Meister

Altaïr Ibn-La'Ahad: Meister-Assassine

Armand Bouchart: nach dem Tod von Robert de Sable Großmeister der Templer

Barnabas: Alexanders Kontaktmann zur Widerstandsbewegung in Kyrenia

Bayhas: Fahads Sohn

Darim: Sohn von Maria und Altaïr

Empedokles: Philosoph, ca. 490–430 vor Christus

Eris: griechische Göttin der Zwietracht

Ezio: Assassine

Fahad: Anführer einer Räuberbande

Faheem Al-Sayf: Meister-Assassine

Farim: Swamis Vater

Frederick der Rote: ranghöchster Templer in Limassol

Garnier von Nablus: Großmeister des Johanniterordens

Dschingis Khan: Anführer der Mongolen, ca. 1162–1227

Isaak Komnenos: Kaiser von Zypern, ca. 1155–1196

Jabal: Leiter des Assassinenbüros in Akkon

Jonas: Händler in Kyrenia

- Jubair al Hakim: oberster Gelehrter von Damaskus
- Kadar: Maliks Bruder
- Konrad von Montferrat: Kreuzritter in Tyrus, ca. 1140–1192
- Labib: Kampfausbilder von Abbas und Altaïr, als sie Kinder waren
- Langhaar: Bayhas' Kumpan
- Lord Peter Hallaton: Marias Exmann
- Maffeo Polo: Bruder von Niccolò Polo, 1252–1309
- Majd Addin: Herrscher von Jerusalem
- Malik: Assassinen-Kamerad von Altaïr
- Marco Polo: Sohn von Niccolò Polo, ca. 1254–1324
- Maria: ehemalige Lady Hallaton, Robert de Sables Double in Jerusalem und Altaïrs Angebetete
- Markos: Angehöriger der zypriotischen Widerstandsbewegung

Moloch, der Bulle: korrupter Geistlicher

Mukhlis: Händler aus Masyaf

Nada: Tochter von Mukhlis und Aalia

Niccolò Polo: Bruder von Maffeo Polo,
1252–1294

Osman: Templer, der dem zypriotischen
Widerstand wohlgesonnen ist

Qulan Gal: Assassine in der Mongolei

Rauf: junger Assassine und Bewunderer von
Altaïr

Richard Löwenherz: Kreuzfahrer, König von
England, 1157–1199

Robert de Sable: Großmeister der Templer,
Geburtsjahr unbekannt–1193

Salah Al'din: Führer der Sarazenen, ca.
1138–1193

Sef: Sohn von Maria und Altaïr

Shahar: Shalims Zwillingsbruder

Shalim: Molochs Sohn

Shihab Al'din: Salah Al'dins Onkel

Sibrand:	Großmeister	des
----------	-------------	-----

Deutschritterordens

Swami: Assassinen-Novize in Masyaf

Talal: Menschenhändler in Jerusalem

Tamir: Schwarzmarkthändler in Damaskus

Tazim: Maliks Sohn

Umar Ibn-La'Ahad: Assassine, Altaïrs Vater

Wilhelm von Montferrat: Lehnsherr von Akkon, Konrads Vater, ca. 1115–1191

DANKSAGUNGEN

Besonderer Dank an

Yves Guillemot

Jean Guesdon

Corey May

Darby McDevitt

Jeffrey Yohalem

Matt Turner

Und auch an

Alain Corre

Laurent Detoc

Sébastien Puel

Geoffroy Sardin

Xavier Guilbert

Tommy François
Cecile Russeil
Christele Jalady
Die Rechtsabteilung von Ubisoft
Charlie Patterson
Chris Marcus
Guillaume Carmona
Clémence Deleuze
Etienne Allonier

Maria Loreto
Alex Clarke
Alice Shepherd
Andrew Holmes

